
Denken und Autonomie

Eine interne Kritik an Davidsons Lingualismus

DISSERTATION

zur Erlangung der Würde eines Doktors der Philosophie
vorgelegt der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel

von

ADRIAN HÄFLIGER

aus

EBERSECKEN und ADLIGENSWIL, SCHWEIZ

Luzern, 19. Februar 2020

Originaldokument gespeichert auf
dem Dokumentenserver der Universität Basel
edoc.unibas.ch

Genehmigt von der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel, auf Antrag von Prof. Dr. Markus Wild und PD Dr. Christian Barth.

Basel, den 18. November 2019

Der Dekan Prof. Dr. Ralph Ubl

*Für meinen Vater
und für Romana*

*Meine Einstellung zu ihm ist eine Einstellung zur Seele.
Ich habe nicht die Meinung, dass er eine Seele hat.*

Ludwig Wittgenstein

Dank

Die Assistentinnen und Doktorandinnen des Philosophischen Seminars in Basel haben mich bei meinen sporadischen Teilnahmen an Veranstaltungen herzlich in ihren Kreis aufgenommen und waren eine inspirierende Gesellschaft. Von ihnen habe ich auch einige hilfreiche Kritiken und Anregungen zu dieser Arbeit erhalten. Ich danke Matthieu Queloz, Rebekka Hufendiek, Nico Müller, Michael O'Leary, Deborah Mühlebach, Muriel Leuenberger, Friederike Zenker, Bettina Huber und Samuel Tschärner. Ich danke Christine Sievers, Melanie Sarzano und Marie van Loon, dass sie mich in an ihren Proseminaren zur Philosophie des Geistes und der Handlungstheorie teilnehmen liessen. Ich erhielt dabei nicht nur die benötigten Creditpunkte, ich konnte auch viel lernen. Jonas Pfister und Yves Bossart habe ich in einer frühen Phase dieser Arbeit mein Vorhaben skizziert. Ihre ermunternden Reaktionen waren für mich wichtig und ich danke ihnen dafür.

Ivo Zemp und Bruno Häfliger haben Teile der Arbeit kurz vor der Abgabe kritisch durchgesehen. Dabei haben sie zahlreiche Fehler gefunden, welche ich übersehen hätte. Zudem haben sie mich auf besonders unverständliche Passagen hingewiesen, und Vorschläge für stilistische Verbesserungen gemacht. Ich bin ihnen sehr dankbar für diese Arbeit.

Ich bedanke mich bei Hanjo Glock, dass er der Arbeit auf den Weg geholfen hat. Und ich bedanke mich bei Christian Barth, dass er sich bereit erklärte, als Zweitbetreuer zu fungieren und mir anlässlich eines Treffens wertvolle Hinweise gegeben hat. Ich bin sehr froh, dass ich diese Arbeit unter der Betreuung von Markus Wild schreiben konnte. Ich danke Markus, dass er dazu bereit war, obwohl ich nur selten in Basel sein konnte. Die Besprechungen mit ihm waren stets angenehm, ermunternd und konstruktiv. Auf eine vorletzte Fassung dieser Arbeit hat er mir schriftlich zahlreiche, wertvolle Kritikpunkte und Anregungen mitgeteilt. Ich danke ihm herzlich.

Aldo Lanfranconi hat diese Arbeit von Anfang bis Ende begleitet. Er hat in verschiedenen Phasen Texte gelesen und mir Rückmeldungen dazu gegeben. Und er hat zugehört, kritisch nachgefragt und ermuntert. Diese Unterstützung war für mich von unschätzbarem Wert. Ich danke Aldo dafür.

Ich bedanke mich bei Stefan für die Freundschaft, die parallel zu dieser Arbeit gewachsen ist, ohne mit ihr zu enden. Alles im Fluss. Ich bedanke mich bei Stefanie und Michael dafür, dass sie so viel für unsere Familien tun. Und ich bin unendlich dankbar, dass es Loe und Jaro gibt.

Die lieben Grosseltern Edith, Aldo, Marlene und Bruno haben über all die Jahre unzählige Betreuungsdienste geleistet, welche unter anderem ermöglichten, dass ich die Zeit für diese Arbeit hatte. Dafür bin ich ihnen sehr dankbar. Noch mehr aber bin ich unsagbar froh, dass es sie gibt. Vor Allen, und für Alles, danke ich Romana. Liebe gross.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
1.1	Propositionale Einstellungen	1
1.2	Das Intensionalitätsargument	3
1.3	Das Metaüberzeugungsargument	5
1.4	Das Raketenargument	8
1.5	Spielarten des Lingualismus	9
1.6	Implikationen und Konsequenzen	10
1.7	Der Begriff ‚propositionale Einstellung‘	13
1.8	Interne Kritik	13
1.9	Metaphysik propositionaler Einstellungen	16
1.10	Überblick	18
2	Kritik und Verteidigung	21
2.1	Allgemeine Kritik an lingualistischen Argumenten	21
2.2	Kritik am Intensionalitätsargument	23
2.2.1	Das Intensionalitätsargument	23
2.2.2	Bestimmtheits- und Präzisionsargument	25
2.2.3	Formulierung eines gültigen und plausiblen Argumentes	27
2.2.4	Kritik an P2	32
2.2.5	Glocks Kritik an P1	33
2.2.6	Dennetts Kritik am Präzisionsargument	36
2.2.7	Dennetts Kritik am Intensionalitätsargument	39
2.3	Kritik am Metaüberzeugungsargument	42
2.3.1	Kritik an der ersten Implikation	43
2.3.2	Kritik an der zweiten Implikation	47
2.4	Kritik am Raketenargument	50
2.4.1	Die Rolle des Raketenargumentes	50
2.4.2	Davidsons interpretationistischer Ansatz	51
2.4.3	Davidsons realistischer Ansatz	55
2.4.4	Lingualismus als Versöhnung	56
2.4.5	Rekonstruktion des Raketenargumentes	57
2.4.6	Dennetts Kritik an P4	59
2.4.7	Sealerles Kritik an P1	66
2.4.8	Jeffreys Kritik an P2	71
2.4.9	Was vom Raketenargument bleibt	73

2.5	Barths verbessertes Argument	74
2.5.1	Übersicht über Barths Argument	74
2.5.2	Verwendung des Intensionalitätsargumentes zur Begründung des Me- taüberzeugungsargumentes	78
2.5.3	Begründung des Intensionalitätsargumentes	80
2.5.4	Kritik von Barths Begründung des Intensionalitätsargumentes . . .	83
2.5.5	Davidsons Begriff vom Besitz eines Gedankens	85
2.6	Zusammenfassung	88
3	Intensionalität und Intentionalität	89
3.1	Intensionalität	90
3.1.1	Semantische Opakheit bei Frege	90
3.1.2	Davidsons parataktische Analyse	94
3.1.3	Semantische Opakheit in der Zuschreibung propositionaler Einstel- lungen	97
3.1.4	Parataktische Analyse propositionaler Einstellungen	101
3.1.5	Fazit	106
3.2	Intentionalität	106
3.2.1	Intensionale Bestimmung mentaler Ereignisse	107
3.2.2	Mentale Ereignisse und Propositionale Einstellungen	109
3.2.3	Chisholms sprachliches Kriterium für Intentionalität	111
3.2.4	Wahrnehmungen und Intentionalität	115
3.2.5	Davidsons Verwendung des sprachlichen Intentionalitätskriteriums .	118
3.3	Von drei zu einer Bedingung	121
3.3.1	Erste Begründung der Beschränkung	124
3.3.2	Zweite Begründung der Beschränkung	125
3.3.3	Dritte Begründung der Beschränkung	126
3.3.4	Vierte Begründung der Beschränkung	129
3.3.5	Fazit	133
3.4	Zusammenfassung	134
4	Kausalität und Ereignisse	137
4.1	Davidsons Metaphysik	137
4.1.1	Gebiete der Metaphysik	137
4.1.2	Deskriptive Metaphysik	139
4.1.3	Erklärungen als Basis für eine deskriptive Metaphysik	143
4.1.4	Metaphysik im engeren Sinn: Ereignisse und Kausalität	146
4.2	Existenz von Ereignissen	147
4.2.1	Von Erklärungen zu Kausalaussagen	147
4.2.2	Von Kausalaussagen zu Ereignisaussagen	152
4.2.3	Die logische Form von Ereignisaussagen	156
4.2.4	Von Ereignisaussagen zu Ereignissen	158
4.2.5	Eigenschaften von Ereignissen	162
4.3	Identität von Ereignissen	164
4.3.1	Identitätskriterien für Ereignisse	164
4.3.2	Identitätskriterien für Ereignisse	166

4.3.3	Ungenügende Vorschläge für Identitätskriterien	168
4.3.4	Identität über Kausalität	171
4.3.5	Identität über Kausalität über Erklärungen	174
4.3.6	Ereignisse und Struktur	179
4.4	Zusammenfassung	180
5	Ereignisse und Gegenstände	181
5.1	Die Positionen von Strawson und Quine	181
5.1.1	Strawsons Position	181
5.1.2	Quines Position	185
5.1.3	Die Positionen von Strawson und Quine im Vergleich	186
5.2	Kritik an Strawson und Quine	188
5.2.1	Kritik an Strawson	188
5.2.2	Kritik an Quine	195
5.3	Davidsons Position	199
5.3.1	Die Position Davidsons	199
5.3.2	Kritik an Davidsons Position	201
5.3.3	Korrektur von Davidsons Position	203
5.4	Handlungen ohne handelnde Subjekte	206
5.5	Zusammenfassung	212
6	Anomalie und Autonomie	215
6.1	Anomalie	216
6.1.1	Gesetze	217
6.1.2	Heteronome und homonome Verallgemeinerungen	222
6.1.3	Beweis für das Prinzip der Anomalie	222
6.2	Autonomie	230
6.2.1	Davidsons Begriff der Autonomie	230
6.2.2	Autonomie als Spezialfall	232
6.2.3	Zwei Bedingungen für Autonomie	234
6.3	Autonome Handlungen	235
6.3.1	Kausale Handlungsbestimmung	235
6.3.2	Lösung für das Problem der Anomalie	238
6.3.3	Lösung für das Problem der Autonomie	241
6.4	Zusammenfassung	243
7	Handlungen, Gründe und autonome Selbst	245
7.1	Darstellung der Auffassung	246
7.1.1	Direktkausale Handlungsverursachung	246
7.1.2	1:1-Verhältnis von Gründen und Handlungen	248
7.1.3	Autonome Selbst	250
7.2	Zurückweisung von Kritik	253
7.2.1	Gründe sind keine Ereignisse	253
7.2.2	Irregeleitete Kausalketten	255
7.2.3	Kenntnis von Gründen	256
7.3	Zusammenfassung	260

8	Schluss: Denken und Autonomie	263
----------	--------------------------------------	------------

Kapitel 1

Einleitung

Lingualistinnen behaupten, dass nur sprechende Wesen denken können. Donald Davidson präsentiert mehrere Argumente, welche zusammen eine viel beachtete und heftig kritisierte Verteidigung einer lingualistischen Position darstellen. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, diese Argumente zu kritisieren. Im Verleichen zu anderen Kritiken handelt es sich um eine interne Kritik: Es soll gezeigt werden, dass Davidsons Argumente in einem Spannungsverhältnis zu anderen von ihm entwickelten Positionen stehen. Im Zusammenhang mit Davidsons Handlungstheorie und seiner Philosophie des Geistes ist Denken ein wesentlich rationales Phänomen, während es sich bei dem, worauf sich die lingualistischen Argumente beziehen, um ein intentionales Phänomen handelt. Intentionalität und Rationalität sind jedoch keine wesentlich miteinander verbundenen Begriffe. Die lingualistische Argumentation zeigt nicht, was sie zu zeigen vorgibt: Es stimmt nicht, dass nur denken kann, wer sprechen kann. Stattdessen gilt, dass nur denken kann, wer handeln kann.

Im ersten Teil dieses einleitenden Kapitels werden Davidsons Argumente dargestellt. Die mit der Debatte vertraute Leserin wird an vielen Stellen einwenden wollen, dass ein bestimmter Punkt nicht unbestritten oder gar unhaltbar sei - und dies oftmals zu recht. Ich muss sie um Verständnis dafür bitten, dass ich diese Argumente zuerst ohne Berücksichtigung der damit verbundenen Probleme einführe, und sie auf das zweite Kapitel vertrösten, in welchem diese Kritiken ausführlich dargestellt werden. Im verbleibenden Teil dieser Einleitung werden begriffliche und theoretische Implikationen sowie praktische und ethische Konsequenzen einer lingualistischen Position dargestellt. Diese werden als problematisch betrachtet. Daraus ergibt sich als Ziel dieser Arbeit, eine Kritik an diesen Argumenten zu formulieren. Es wird sodann erläutert, welcher Art diese Kritik sein wird, nämlich eine interne Kritik. Zum Schluss des Kapitels wird ein Ausblick auf die weiteren Kapitel gegeben.

1.1 Propositionale Einstellungen

„The question is: what animals are rational?“ (Davidson 1982, 95) Diese Frage formuliert Donald Davidson 1982 im Aufsatz „Rational Animals“. Dabei versteht er unter Rationalität das, was normal-intelligente erwachsene Menschen von Säuglingen und Schnecken unterscheidet. Im Einzelfall wird dieser Unterschied durch eine Vielzahl vielfältiger Fähigkeiten und Tätigkeiten konstituiert:

Some animals think and reason; they consider, test, reject, and accept hypotheses; they act on reasons, sometimes after deliberating, imagining consequences, and weighing probabilities; they have desires, hopes, and hates, sometimes for good reasons. They also make errors in calculation, act against their own best judgement, or accept doctrines on inadequate evidence. (Davidson 1982, 95)

Viele erwachsene Menschen tun und können vieles von dem, was Davidson hier aufzählt, während dies für Schnecken und Säuglinge bei keiner der aufgezählten Fähigkeiten und Tätigkeiten der Fall ist. Wer auch nur über eine dieser Fähigkeiten verfügt oder eine dieser Tätigkeiten ausführt, ist ein rationales Wesen; wer keine derartige Fähigkeit besitzt oder derartiges tut, ist kein rationales Wesen. Dabei wird aber lediglich beschrieben, was wir normal-intelligenten erwachsenen Menschen tun und was weder Schnecken noch Säuglinge tun. Da unsere Rationalität und die Nicht-Rationalität von Säuglingen und Schnecken vorausgesetzt wurden, lässt sich dadurch nichts Interessantes in Bezug auf die Frage, welche Wesen rational sind, in Erfahrung bringen. Um in diese Richtung Fortschritt zu erzielen, bringt Davidson die in der Liste aufgezählten Elemente auf einen gemeinsamen Nenner, den Besitz propositionaler Einstellungen wie Überzeugungen, Absichten und Wünsche. Jim glaubt, dass die Bibliothek geöffnet ist. June wünscht, dass der Text gut wird. Jane beabsichtigt, pünktlich fertig zu werden. Jede der aufgezählten Fähigkeiten und Tätigkeiten erfordert den Besitz propositionaler Einstellungen. Und umgekehrt befähigt der Besitz propositionaler Einstellungen ein Wesen automatisch zu einer Vielzahl von Fähigkeiten und Tätigkeiten der aufgezählten Art. Propositionale Einstellungen sind notwendig und hinreichend für Rationalität. Rationale Wesen sind jene Wesen, welche über propositionale Einstellungen verfügen.

Die eingangs zitierte Frage, wird nun zur Frage: Welche Wesen besitzen propositionale Einstellungen? Davidson schlägt eine Antwort auf diese Frage vor: Nur sprechende Wesen haben propositionale Einstellungen. Umgekehrt besitzen alle sprechenden Wesen propositionale Einstellungen. Somit sind alle und nur die Wesen rational, welche sprechen. Diese lingualistische Position entwickelt und begründet Davidson am konkretesten im Aufsatz „Rational Animals“.¹ Nach meiner Lesart² besteht die Begründung aus drei Strängen³: das Intensionalitätsargument, das Metaüberzeugungsargument und das Raketenargument.

¹Die in „Rational Animals“ vorgetragenen Argumente kommen zum grössten Teil bereits im Aufsatz „Thought and Talk“ aus dem Jahre 1975 vor und werden in späteren Aufsätzen ebenfalls erwähnt (Davidson 1991b, 209; Davidson 1999c, 130). „Rational Animals“ ist aber im Gegensatz zu den anderen Aufsätzen auf die zitierte Frage ausgerichtet, weshalb ich mich auf diesen Aufsatz konzentriere.

²Diese Lesart unterscheidet sich vor allem in der Art der Strukturierung des Argumentes von anderen, auf andere Lesarten wird im weiteren Verlauf dieser Einleitung Bezug genommen.

³Markus Wild (Wild 2008, 90-102) verwendet den Begriff „Strang“ für die verschiedenen Elemente von Davidsons Argumentation. Diese Bezeichnung erscheint mir sehr passend, da nach meiner Lesart die einzelnen Argumente nicht für sich allein stehen können, sondern ineinander verwoben sind und sich gegenseitig stützen; erst im Zusammenspiel entfalten sie eine gewisse Stärke. In der Folge bezeichne ich die einzelnen Stränge als *Argumente*; mit *lingualistische Argumentation* oder *lingualistisches Argument* bezeichne ich die Begründung, welche sich aus den drei Strängen zusammen ergibt.

1.2 Das Intensionalitätsargument

Ein erster Strang (Davidson 1982, 99-101; vgl. auch Davidson 1975, 163) ist das sogenannte *Intensionalitätsargument*. Eine propositionale Einstellung ist eine Einstellung zu einer bestimmten Proposition. Um eine Einstellung zu einer bestimmten Proposition zu haben, muss ich diese von anderen Propositionen unterscheiden können. Aber kann ein Wesen ohne Sprache unterschiedliche Propositionen voneinander unterscheiden, so dass diesem gerechtfertigterweise eine Einstellung zu einer solchen zugeschrieben werden kann? Davidson behauptet, dass dies nicht möglich ist. Er begründet dies über die auf Gottlob Frege (Frege 1892) zurückgehende Annahme, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind: „For it has long been recognized that semantic opacity distinguishes talk about propositional attitudes from talk of other things.“ (Davidson 1982, 98) Bei semantisch opaken Sätzen kann die Ersetzung eines Ausdrucks durch einen dazu koextensionalen zu einer Änderung des Wahrheitswerts führen. Wenn der Satz ‚Jack wünscht, dass er den Bus um 11 Uhr erwischt‘ wahr ist und somit eine propositionale Einstellung von Jack beschreibt, Jack aber nicht weiss, dass der 11-Uhr-Bus der letzte Bus vor dem Mittag ist, so ist der Satz ‚Jack wünscht, dass er den letzten Bus vor dem Mittag erwischt‘ falsch, obwohl lediglich der Ausdruck ‚der 11-Uhr-Bus‘ durch den dazu koextensionalen Ausdruck ‚der letzte Bus vor dem Mittag‘ ersetzt wurde. Die Umstände, welche in der Welt eintreffen müssen, damit Jacks Wunsch erfüllt wird, sind in beiden Fällen gleich: Jack erwischt den Bus. Aber Jack wünscht lediglich, den 11-Uhr-Bus zu erwischen, während er keinerlei Wunsch in Bezug auf den letzten Bus vor dem Mittag hat. Jacks Wunsch, den 11-Uhr-Bus zu erwischen ist nicht identisch mit seinem Wunsch, den letzten Bus vor dem Mittag zu erwischen, ansonsten könnte er nicht den einen haben und den anderen nicht. Semantische Opakheit in der Zuschreibung propositionaler Einstellungen führt dazu, dass viel mehr Einstellungen voneinander unterschieden werden. Es wird nicht nur unterschieden zwischen Jacks Wunsch, den 11-Uhr-Bus zu erwischen, und seinem Wunsch, den 13-Uhr-Bus zu erwischen, welche durch unterschiedliche Ereignisse in Erfüllung gehen, sondern auch zwischen Wünschen, welche durch die exakt gleichen Ereignisse in Erfüllung gehen. Dass solche Unterschiede relevant sein können, illustriert das Schicksal des Ödipus: Sein Wunsch, Iokaste zu heiraten, wird durch die selben Gegebenheiten in der Welt in Erfüllung gehen wie sein Wunsch, seine Mutter zu heiraten. Dennoch wünscht Ödipus nur Ersteres, während er Letzteres explizit nicht wünscht, was seine Flucht aus Korinth bezeugt. Wenn die Beschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind, dann unterscheiden sich diese nicht nur dann, wenn sie sich auf etwas anderes beziehen, sondern auch dann, wenn sie sich auf das Gleiche, aber unterschiedlich Gegebene beziehen. Wenn sich zwei Wünsche auf diese Art unterscheiden, dann dadurch, dass das, was für die Erfüllung des Wunsches eintreffen muss, auf andere Art beschrieben wird.

Da Jack nicht weiss, dass der letzte Bus vor dem Mittag der 11-Uhr-Bus ist, ist es möglich, dass er nicht wünscht, diesen zu erreichen, obwohl er wünscht, den 11-Uhr-Bus zu erreichen. Damit Jack den einen Wunsch haben kann und den anderen nicht, muss es für ihn einen Unterschied machen, wie das, was seine Einstellung betrifft, beschrieben wird. Dies kann nur dann der Fall sein, wenn ihm die gleichen Ding unterschiedlich gegeben sein können. Das heisst: Er muss über eine Sprache verfügen. Wenn Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind, können sie nur solche Wesen betreffen, für welche ein Unterschied zwischen dem 11-Uhr-Bus und dem letzten Bus vor dem

Mittag besteht. Dies kann für mich nur dann einen Unterschied machen, wenn ich über eine Sprache verfüge. Deshalb ist der Besitz propositionaler Einstellungen an den Besitz von Sprache geknüpft (vgl. Davidson 1975, 163).

Eine Einstellung zu einer Proposition kann ich nur haben, wenn ich diese Proposition von anderen unterscheiden kann. Propositionen können sich voneinander auch dann unterscheiden, wenn sie sich auf den gleichen Sachverhalt in der Welt beziehen, dieser aber anders gegeben ist. Solche Propositionen heißen äquivalent. Entsprechend können sich propositionale Einstellungen unterscheiden, auch wenn sie äquivalente Proposition betreffen. Und entsprechend können sich die Wahrheitswerte der Zuschreibungen propositionaler Einstellungen zu äquivalenten Propositionen unterscheiden, was als semantische Opakheit bezeichnet wird. Damit die Zuschreibung einer Einstellung zu einer Proposition p wahr und gleichzeitig die Zuschreibung einer Einstellung zu einer zu p äquivalenten Proposition p' falsch sein kann, muss es für das Wesen, welchem diese Einstellungen zugeschrieben werden, einen Unterschied machen, ob es eine Einstellung zu p oder p' hat. Damit ein Wesen zwischen äquivalenten Propositionen einen Unterschied machen kann, muss es über eine Sprache verfügen. Wenn es eine wesentliche Eigenschaft von propositionalen Einstellungen ist, dass ihre Zuschreibungen semantisch opak sind, können nur sprachfähige Wesen propositionale Einstellungen haben.

Ein einfacher Einwand gegen dieses Argument besteht darin, dass behauptet wird, dass es sich bei der Zuschreibung von propositionalen Einstellungen um *de re*-Aussagen handeln könnte und diese deshalb - anders als bei *de dicto* Aussagen - keine semantische Opakheit aufweisen müssten. Wenn es sich um eine *de re* Aussage handelt, muss die in der Zuschreibung enthaltene Formulierung der Proposition nur der *Sache* nach korrekt sein, nicht aber von den *Worten* her. Solange sich Jacks Wunsch auf das Erwischen des Busses bezieht, welcher in der Beschreibung vorkommt, ist die Zuschreibung korrekt, auch dann, wenn die gegebene Beschreibung keine für Jack zugängliche ist. Nach Davidson⁴ entbindet die Möglichkeit einer *de re* Zuschreibung den Zuschreibenden im konkreten Fall höchstens davor, für die Proposition eine Formulierung zu finden, welche für das Wesen, welchem die Einstellung dazu zugeschrieben wird, zugänglich wäre. Das heisst aber nicht, dass es keine solche Beschreibung gibt, weil für Davidson die Einstellung eben darin besteht, eine Einstellung zu einer Proposition zu sein und dies nicht möglich ist, ohne diese irgendwie zu begreifen. Davidson stützt diese Erwiderung zusätzlich mit der These, wonach der Gehalt von Propositionen holistisch bestimmt wird.⁵ Eine Proposition hat nur eine Bedeutung in Bezug auf andere Propositionen. Die Kenntnis der Bedeutung einer Proposition setzt demnach die Kenntnis vieler Propositionen voraus. Dies stützt das Intensionalitätsargument

⁴Für eine deutliche Formulierung in etwas anderem Zusammenhang siehe auch Davidson 1977c, 200.

⁵Davidsons Erörterungen zur holistischen Natur propositionaler Einstellungen könnten auch als eigenständigen Strang der Argumentation aufgefasst werden - in den meisten Darstellungen ist dies der Fall (vgl. Lurz 2009, 8; sowie die weiter unten behandelten Kritiken von Davidsons Argumentation). Ohne Bezug zum Intensionalitätsargument hat ein holistisches Argument allerdings nur wenig Überzeugungskraft, da es bei den Wesen, denen nach Davidson fälschlicherweise propositionale Einstellungen zugeschrieben werden, in jedem Fall eine Vielzahl von Zuschreibungen möglich sind. Erst durch die durch das Intensionalitätsargument eingebaute Schranke lässt sich daraus ein Argument gegen die Zuschreibung von propositionalen Einstellungen an Wesen ohne Sprache entwickeln. Glock (Glock 2000, 49-54) untersucht das holistische Argument ebenfalls gesondert und kommt zum Schluss, dass das Argument für sich genommen keine argumentative Kraft hat: „[H]olism does not provide a compelling objection against the possibility of animal thought.“ (Glock 2000, 53)

insofern, als auch dann, wenn für eine einfache Proposition eine Formulierung gefunden werden könnte, welche auch für ein Wesen ohne Sprache zugänglich wäre, sehr schnell eine Proposition gefunden werden kann, für welche das nicht gilt, ohne deren Kenntnis aber die Kenntnis der einfachen Proposition ebenfalls nicht möglich ist.

Zuschreibungen propositionaler Einstellungen sind semantisch opak. Beschreibungen des Verhaltens sprachloser Wesen als propositionale Einstellungen sind nicht semantisch opak. Sprachlosen Wesen können deshalb keine propositionalen Einstellungen zugeschrieben werden. Dies kann dadurch erklärt werden, dass erst der Besitz einer Sprache die Unterscheidung äquivalenter, aber nicht identischer Sätze ermöglicht und dass die Möglichkeit einer solchen Unterscheidung Voraussetzung ist, damit es zu semantisch opaken Beschreibungen kommt. Nur Sprache ermöglicht es, eine Einstellung zu einer bestimmten Proposition zu haben.

Der erste Argumentationsstrang erachtet Davidson selbst als nicht hinreichend für die Begründung seiner These, würde dadurch lediglich in die Richtung von Sprache gewiesen, aber nicht gezeigt, dass Sprache tatsächlich notwendig ist für propositionale Einstellungen. Die Behauptung, dass die Beschreibung des Verhaltens eines sprachlosen Wesens nicht semantisch opak ist, kann anhand von Beispielen erläutert und plausibilisiert werden, dadurch ist aber noch nicht begründet, dass nur der Besitz von Sprache ein solches Verhalten möglich macht. Es könnte sein, dass auch das Verhalten eines sprachlosen Wesens zu einer semantisch opaken Beschreibung Anlass gibt und diesem Wesen propositionale Einstellungen zugeschrieben werden. Um dies auszuschließen, muss ein engerer Zusammenhang zwischen dem Besitz von Sprache und propositionalen Einstellungen aufgezeigt werden. Daraus sollte ersichtlich werden, wieso nur der Besitz von Sprache zum Besitz propositionaler Einstellungen führen kann. Der zweite Argumentationsstrang ist ein Versuch in diese Richtung; wenn er gültig ist, ist die Möglichkeit von propositionalen Einstellungen ohne Sprache ausgeschlossen.

1.3 Das Metaüberzeugungsargument

Das konkrete Argument (Davidson 1982, 102-105) bezieht sich auf nur eine Art von propositionalen Einstellungen, nämlich Überzeugungen. Im Hinblick auf die verschiedenen Arten von propositionalen Einstellungen vertritt Davidson ebenfalls einen holistischen Ansatz und geht davon aus, dass nur wer über verschiedene Arten propositionaler Einstellungen (Wünsche, Absichten, Überzeugungen, Hoffnungen, Befürchtungen usw.) verfügt, überhaupt irgendwelche propositionalen Einstellungen haben kann. Überdies weist er Überzeugungen einen Sonderstatus zu, insofern er davon ausgeht, dass ohne den Besitz von Überzeugungen keinerlei andere propositionale Einstellungen vorhanden sein können (vgl. Davidson 1975, 156). Ich könnte weder etwas wünschen, noch etwas befürchten, beabsichtigen oder hoffen, wenn ich nicht eine Vielzahl von Überzeugungen hätte. Wenn dieses Argument somit zeigen kann, dass der Besitz von Überzeugungen notwendig an Sprache geknüpft ist, folgt daraus, dass dies für den Besitz jeglicher propositionaler Einstellungen gilt.

Die Struktur dieses Argumentes ist einfach und klar; es handelt sich um eine zweifache Implikation. Die erste Implikation besagt, dass eine Überzeugung nur haben kann, wer auch

über Metaüberzeugungen⁶ verfügt. Denn nur wer weiss, was es heisst, eine Überzeugung zu haben, und somit eine Überzeugung über eine Überzeugung hat, kann eine Überzeugung haben. Die zweite Implikation besagt, dass Metaüberzeugungen nur haben kann, wer über eine Sprache verfügt. Zusammengenommen ergeben die beiden Implikationen, dass nur eine Überzeugung haben kann, wer über eine Sprache verfügt. Und im Umkehrschluss, dass kein Wesen, das keine Sprache hat, eine Überzeugung haben kann.

Nur wer Metaüberzeugungen hat, kann überhaupt eine Überzeugung haben. Hintergrund für diese erstaunliche Behauptung ist der nachvollziehbare Wunsch, Überzeugungen von reinen Wahrnehmungszuständen und von Reiz-Reaktions-Schemata unterscheiden zu können. Ein Thermostat registriert die Temperatur im Raum und kann darauf reagieren, indem er die Heizung anschaltet. Dennoch wollen wir dem Thermostaten keine Überzeugung in Bezug auf die Raumtemperatur zuschreiben.

Eine anschauliche Möglichkeit, den Unterschied zwischen mir und dem Thermostaten zu beschreiben, liefern Momente der Überraschung. Ich gehe zum Kaffeeautomaten und bin überrascht, dass ich zu wenig Geld in meiner Hosentasche für einen Kaffee habe. Der Thermostat hingegen wird über keine von ihm gemessene Temperatur überrascht sein.⁷ Die Möglichkeit, überrascht zu werden, unterscheidet mich von einem Thermostaten.

Insofern wir dem Thermostaten keine Überzeugung zuschreiben wollen, gehen die beiden Unterscheidungen zusammen. Ich kann überrascht sein und ich habe Überzeugungen, Thermostaten können weder überrascht sein noch haben sie Überzeugungen. Nach Davidson ist dieses Zusammengehen der beiden Unterscheidungen keine Koninzipienz, sondern weist auf eine wesentliche Verbindung hin: Der Thermostat kann nicht überrascht werden, weil er keine echten Überzeugungen hat. Eine genauere Untersuchung von Überraschungssituationen trägt deshalb zu einem besseren Verständnis von Überzeugungen bei.

Wenn ich überrascht vor dem Kaffeeautomaten stehe, hatte ich zuerst die Überzeugung, dass ich genügend Geld für einen Kaffee in der Hosentasche habe, um danach zur Überzeugung zu gelangen, dass ich mir keinen Kaffee leisten kann. Wenn ich überrascht werde, geschieht aber mehr, als dass ich zuerst eine Überzeugung habe und danach eine andere. Überrascht werden zu können, setzt voraus, dass ich mir im Moment, in dem ich zu einer neuen Überzeugung gelange, bewusst bin, dass ich zuvor eine andere Überzeugung hatte, und dass die neue Überzeugung in einer Spannung zur alten steht. Damit ich überrascht werden kann vom tatsächlichen Saldo meiner Hosentasche, muss es mir bewusst sein, dass ich zuvor der gegenteiligen Überzeugung war und dass sich diese als falsch herausgestellt hat. Überrascht werden zu können, erfordert, dass ich mir der Möglichkeit bewusst bin, dass meine Überzeugung auch falsch sein könnte, bevor ich zur gegenteiligen Überzeugung gelange.⁸ Dabei handelt es sich um Überzeugungen über Überzeugungen. Metaüberzeu-

⁶Davidson spricht nicht von Metaüberzeugungen, sondern vom ‚Begriff einer Überzeugung‘. Ich versuche den Begriff ‚Begriff‘ in meiner Arbeit zu vermeiden, da sich durch dessen Verwendung eine Menge zusätzlicher Schwierigkeiten ergeben, welche aber für meine konkrete Arbeit nicht von Belang sind. Ich gehe davon aus, dass die Idee hinter Davidsons Argument durch diese terminologische Anpassung nicht verfälscht wird.

⁷Dies ist nicht zu verwechseln damit, dass ein Thermostat keine Fehler machen kann. Wenn die vom Thermostat gemessene Temperatur nicht der Raumtemperatur entspricht und er infolgedessen die Zimmertemperatur reguliert, so ist dies ein Fehler (vgl. Davidson 1997b, 139). Dieser Fehler kann behoben werden, vielleicht ist der Thermostat sogar in der Lage, den Fehler selbst zu erkennen und zu beheben. Aber er ist sich nicht bewusst, dass er einen Fehler gemacht hat und kann deshalb nicht überrascht sein.

⁸Jürgen Habermas (Habermas 1993, 177) definiert fundamentalistische Positionen als solche, welche

gungen sind notwendig dafür, dass ich überrascht werden kann. Dass ich überrascht werden kann, ist ein sicheres Indiz dafür, dass ich über Metaüberzeugungen verfüge.

Der Besitz von Metaüberzeugungen ist eine notwendige Bedingung für die Möglichkeit des Überraschtwerdens. Die Möglichkeit des Überraschtwerdens konstituiert einen wesentlichen Unterschied zwischen mir und dem Thermostaten, der direkt damit zusammenhängt, dass der Thermostat im Gegensatz zu mir nicht über echte Überzeugungen verfügt. Daraus kann geschlossen werden, dass der Besitz von Metaüberzeugungen nicht nur notwendig ist für die Möglichkeit des Überraschtwerdens, sondern auch für den Besitz von Überzeugungen. Wer nicht über Metaüberzeugungen verfügt, kann keine Überzeugung haben. Das heisst nicht, dass jede Überzeugung immer von einer Metaüberzeugung begleitet ist, sondern lediglich, dass, wer über keinerlei Metaüberzeugungen verfügt, keine Überzeugung haben kann.

Metaüberzeugungen wiederum kann nur haben, wer über eine Sprache verfügt. Dies ist die Aussage der zweiten Implikation. Davidson begründet diese damit, dass Metaüberzeugungen die Idee einer objektiven Welt voraussetze, und diese Idee nur sprachfähigen Wesen zugänglich sei. Wenn ich verstehe, was es bedeutet, eine Überzeugung zu haben, muss ich den Unterschied kennen zwischen dem, wovon ich glaube, dass es der Fall sei, und dem, was der Fall ist. Um mir der Möglichkeit, dass meine Überzeugung über den Saldostand in meiner Hosentasche falsch sein könnte, bewusst zu sein, muss ich meine Überzeugung über den Saldostand in meiner Hosentasche vom tatsächlichen Saldostand in meiner Hosentasche unterscheiden können. Dies setzt voraus, dass ich die Idee einer von mir unabhängigen Welt habe; ich muss über die Idee der Objektivität verfügen. Nach Davidson können nur sprachbegabte Wesen über diese Idee verfügen.

Um diese Behauptung zu stützen, erörtert Davidson die Metapher der Triangulation. Wenn ich am Boden festgemacht bin und ein Objekt vor mir betrachte, habe ich keine Möglichkeit, die Distanz zwischen mir und diesem Objekt zu bestimmen. Erst die Möglichkeit, das Objekt aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten, ermöglicht es, die Distanz zu bestimmen. Die Idee der Objektivität erachtet Davidson als das Produkt einer anderen Art von Triangulation, welche dann entsteht, wenn ich mich mit einem anderen Wesen gemeinsam auf die gleichen Vorkommnisse in der Welt beziehe und wir uns darüber verständigen, wie uns diese erscheinen. Dies geschieht auf paradigmatische Weise, wenn ich mich mit Hilfe einer Sprache mit anderen Wesen verständigen kann. Der Prozess der gemeinsamen Verständigung über die Welt weckt den Eindruck dafür, dass die gleiche Welt zu unterschiedlichen Überzeugungen führen kann, und dies schafft das Gefühl für die Unterscheidung zwischen dem, was meine Überzeugung von der Welt ist, und der Welt an sich. Der Austausch über unterschiedliche Überzeugungen über die gleiche Welt ermöglicht die Idee einer objektiven Welt. Ohne die Möglichkeit, meinen Eindruck von der Welt mit anderen Eindrücken von dieser Welt zu vergleichen, kann kein Verständnis einer Welt an sich entstehen. Die Möglichkeit der gegenseitigen Verständigung über diese Eindrücke ermöglicht die Idee einer objektiven, von mir unabhängigen Welt, genau so wie es die Möglichkeit, ein Objekt aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten, ermöglicht, dessen Distanz zu bestimmen. Und Davidson sieht keine andere Möglichkeit für diese Art der Tri-

die Möglichkeit des Irrtums nicht anerkennen. Der Fundamentalistin fehlt ein Bewusstsein dafür, dass ihre Überzeugungen falsch sein könnten. Nach Davidsons Auffassung handelte es sich demnach bei fundamentalistischen Ansichten nicht um Überzeugungen.

angulation als vermittels einer Sprache. Deshalb ist der Besitz einer Sprache notwendige Bedingung für die Idee einer objektiven Welt.⁹

Der Besitz propositionaler Einstellungen setzt den Besitz von Überzeugungen voraus, Überzeugungen setzen Überzeugungen über Überzeugungen voraus, Überzeugungen über Überzeugungen setzen Sprache voraus. Wer keine Sprache spricht, kann keine propositionalen Einstellungen haben.

1.4 Das Raketenargument

Der dritte Strang (Davidson 1982, 101-102) kann als ein Ansatz zu einer Reductio ad absurdum gelesen werden. Propositionale Einstellungen können nicht direkt beobachtet werden. Da die Zuschreibung propositionaler Einstellungen dazu dient, Verhalten zu prognostizieren und zu erklären, kann das Vorhandensein propositionaler Einstellungen und deren Gehalt indirekt über das Verhalten, welches durch deren Zuschreibung prognostiziert oder erklärt werden kann, bestimmt werden. Einem Wesen propositionale Einstellungen zuzuschreiben, bedeutet, es zu interpretieren. Eine interpretationistische Position geht davon aus, dass Interpretierbarkeit notwendig und hinreichend ist für den Besitz propositionaler Einstellungen: „Thoughts, desires, and other attitudes are in their nature states we are equipped to interpret; what we could not interpret is not thought.“ (Davidson 1990a, 88) Ein Wesen hat genau die propositionalen Einstellungen, deren Zuschreibung hilfreich ist, um dessen Verhalten zu prognostizieren oder erklären. Zu einer solchen Position bekennt sich Davidson im Grundsatz an verschiedenen Stellen in unterschiedlichen Zusammenhängen und Formulierungen (Davidson 1997a, 74; Davidson 1989; Davidson 1983; Davidson 1974c).¹⁰ Es lässt sich aber auch das Verhalten von wärme-sensiblen Raketen oder Tomatenpflanzen durch die Zuschreibung von propositionalen Zuschreibungen erklären und prognostizieren. Die Rakete wird in südliche Richtung abdrehen, da sie der Überzeugung ist, dass sich dort ihr Ziel befindet. Die Tomatenpflanze wächst in diese Richtung, weil sie den Wunsch hat, dass ihre Blätter möglichst viel Sonnenlicht absorbieren können. Aber wir halten weder Raketen noch Tomatenpflanzen für genuine Träger propositionaler Einstellungen. Wir wissen, dass nicht die Rakete, sondern deren Konstrukteurinnen Absichten haben. Und wir sind uns bewusst, dass es sich bei der Zuschreibung eines Wunsches an eine Tomatenpflanze um einen Antropomorphismus handelt. Wenn der interpretationistische Ansatz durch die Möglichkeit der Zuschreibung propositionaler Einstellungen an Raketen und Tomatenpflanzen nicht ad absurdum geführt werden können soll, braucht es ein Kriterium, um berechnigte von unberechnigten Zuschreibungen propositionaler Einstellungen unterscheiden zu können. Der Besitz von Sprache bietet eine solche Möglichkeit: Weder Tomatenpflanzen noch Raketen haben eine Sprache, deshalb sind diese Zuschreibungen höchstens praktische Redensarten, machen aber diese nicht zu echten Besitzern propositionaler Einstellungen. Ich nenne das Argument fortan *Raketenargument*.

Das Raketenargument ist weniger eine Begründung der Richtigkeit einer lingualistischen Position als mehr eine Motivation für die Einnahme einer solchen Position und folglich für

⁹Ausführlicher für diese zweite Implikation argumentiert er in ‚Thought and Talk‘, wo er dies ausgehend von seinen Arbeiten zur Radikalen Interpretation (Davidson 1973b; Davidson 1974a) begründet.

¹⁰Für die umfassendste Darstellung von Davidsons interpretationistischem Ansatz vgl. Child 1994, insbesondere Kapitel I.

die Entwicklung eines entsprechenden Argumentes. Der interpretationistische Ansatz erfordert ein Kriterium, um jene Wesen auszusondern, welchen berechtigterweise propositionale Einstellungen zugeschrieben werden können.

Die drei Stränge sind nicht voneinander unabhängig. Das Raketenargument hätte keinerlei Plausibilität ohne die Unterstützung der zwei anderen. Würde es nicht durch die zwei anderen gestützt, wäre es unhaltbar, von der geschilderten Situation nicht schlichtweg auf die Falschheit des interpretationistischen Ansatzes zu schliessen. Das Intensionalitätsargument wiederum bereitet das Metaüberzeugungsargument vor, indem es die Leserin auf die Idee vorbereitet, dass der Besitz einer propositionalen Einstellung voraussetzt, die darin enthaltene Proposition zu kennen. Umgekehrt kann das Metaüberzeugungsargument zur Stützung des Intensionalitätsargumentes herbeigezogen werden. Im Verbund stellen die drei Argumentationsstränge eine beachtenswerte Argumentation für die lingualistische Behauptung dar.

1.5 Spielarten des Lingualismus

Der Besitz propositionaler Einstellungen und somit Rationalität oder noch allgemeiner Denken hängen von Sprache ab. Die Position, welche die Abhängigkeit des Denkens von Sprache behauptet, heisst *Lingualismus*. Argumente, welche diese Position begründen, heissen *lingualistisch*. Dabei können unterschiedliche Arten der Abhängigkeit behauptet werden. Christian Barth (Barth 2011, 10-14) unterscheidet allgemein zwischen epistemischer und ontologischer Abhängigkeit. Die Abhängigkeit ist *epistemischer* Art, wenn sie darin besteht, dass ich als ein Interpret einem anderen Wesen nur dann propositionale Einstellungen zuschreiben kann, wenn es über Sprache verfügt. Ohne das Vorhandensein von Sprache fehlt mir die Basis, auf deren Grundlage eine solche Zuschreibung vorgenommen werden könnte. Epistemische Abhängigkeit schliesst nicht aus, dass auch sprachlose Wesen propositionale Einstellungen haben, wir hätten aber keine Möglichkeit, dies festzustellen. Die epistemische Abhängigkeit verunmöglicht eine Zuschreibung propositionaler Einstellungen an sprachlose Wesen. Wenn die behauptete Abhängigkeit *ontologischer* Art ist, kann ein sprachloses Wesen keine propositionalen Einstellungen besitzen. Daraus folgt, dass diesem Wesen auch keine solchen zugeschrieben werden können, aber nicht als Folge einer epistemischen Beschränktheit auf Seiten der Interpretin, sondern weil keine propositionalen Einstellungen vorhanden sind. Nach der ontologischen Art der Abhängigkeit ist Sprache nicht nur notwendig für die Zuschreibung, sondern für den Besitz propositionaler Einstellungen. Barth unterscheidet dabei vier Arten der Notwendigkeit: Sprache ist *material notwendig* für propositionale Einstellungen, wenn es in der aktuellen Welt nicht möglich ist, dass ein Wesen zwar denken kann, aber nicht spricht; Sprache ist *natürlich notwendig*, wenn dies in allen möglichen Welten, in welchen die gleichen Naturgesetze gelten wie in der aktuellen, unmöglich ist; die Notwendigkeit ist *metaphysisch*, wenn in keiner möglichen Welt ein sprachloses Wesen denken könnte; die Notwendigkeit ist schliesslich *begrifflich*, wenn Anwendung des Begriffs des Denkens die Anwendung des Begriffs der Sprache voraussetzt. Weiter unterscheidet Barth zwischen lokaler und globaler Abhängigkeit. Denken hängt *lokal* von Sprache ab, wenn nur bestimmte Arten des Denkens von Sprache abhängen, sie hängt *global* davon ab, wenn keinerlei Denken ohne Sprache möglich ist. Und schliesslich unterscheidet Barth zwischen konstituierender und ermöglichender Abhängig-

keit. Wenn Sprache Denken *konstituiert*, dann ist jede propositionale Einstellung direkt an eine sprachliche Entität geknüpft. Wenn Denken durch Sprache konstituiert wird, ist kein einzelner Gedanke möglich, ohne dass gleichzeitig ein dazu gehörendes sprachliches Element vorhanden wäre. Wenn die Abhängigkeit lediglich *ermöglichend* ist, dann kann insgesamt kein Denken vorhanden sein, ohne dass insgesamt Sprache vorhanden ist, dies hat aber nicht zur Folge, dass jeder Gedanke von einem sprachlichen Element begleitet oder dadurch hervorgebracht werden muss.¹¹ Die Form des Lingualismus, welche Davidson mit den oben beschriebenen Argumentationssträngen zu begründen versucht, ist ontologisch, begrifflich, global und ermöglichend.¹²

1.6 Implikationen und Konsequenzen

Ohne Sprache keine propositionalen Einstellungen. Da Davidson den Besitz propositionaler Einstellungen mit dem Vorhandensein von Rationalität gleichsetzt, kann kein nicht-sprachfähiges Wesen rational sein. Säuglinge und Schnecken sind nicht rational. Normal-intelligente erwachsene Menschen sind rational. Von dieser Einteilung geht Davidson aus. Da weder Schnecken noch Säuglinge, jedoch normal-intelligente erwachsene Menschen sprechen können, würden diese Fälle die Konklusion aus Davidsons Argumentation bestätigen. Der Kreis der nicht-rationalen Wesen wird durch dieses Argument darüber hinaus auf alle nicht-sprachfähigen Wesen ausgeweitet. Und wenn wir mit Davidson von einem anspruchsvollen Begriff von Sprache ausgehen und annehmen, dass nur Menschen über eine Sprache verfügen (Davidson 1982, 96), so wird dieser Kreis sehr stark ausgeweitet. Die Konsequenz für alle nicht-menschlichen Wesen ist drastisch: Sie sind nicht rational.

Diese Konsequenz ist insbesondere dann drastisch, wenn Rationalität nicht als ein rein technisches Konzept verstanden wird (wozu die Definition über den doch eher technischen Begriff der propositionalen Einstellungen einladen könnte), welches eine Eigenschaft bezeichnet, welche für sich steht und als gegeben oder nicht betrachtet werden kann, und

¹¹Norman Malcolm etabliert zusätzlich eine Position zwischen einem ermöglichenden und einem konstituierenden Lingualismus. „At the same time we should reject the suggestion that it is *possible* that language-less creatures should have thoughts. The case is somewhat analogous to the fact that mirror images are not identical with mirrors, yet it is impossible that there should be mirror images without mirrors.“ (Malcolm 1973, 18, seine Hervorhebung) Mit dieser Analogie schlägt Malcolm vor, dass Gedanken zwar selbst nicht sprachlich sind, aber ohne das Vorhandensein einer Sprache könnte es keine Gedanken geben. Nach Malcolm hat die Analogie jedoch Grenzen: Während es möglich ist, zu einem Zeitpunkt einen Gedanken zu haben, ohne zu diesem Zeitpunkt eine sprachliche Entsprechung zu diesem Gedanken zu haben, kann ein Spiegelbild zu keinem Zeitpunkt existieren, zu dem der Spiegel nicht existiert. Aber die Grenzen der Analogie machen ihre Aussagekraft nach Malcolm nicht zunichte: „[F]or it is meaningful to suppose that a person might have had a thought to which he gave no expression, only because this person speaks or spoke a language in which there is an institution of testifying to previously unexpressed thoughts.“ (Malcolm 1973, 18). Uneingeschränkte Akzeptanz der Spiegelmetapher würde für einen konstituierenden Lingualismus sprechen. Indem Malcolm deren Grenzen anerkennt, schwächt er dies in Richtung eines ermöglichenden Lingualismus ab. Mit der Schlussbemerkung etabliert er jedoch eine Zwischenposition, indem er verlangt, dass es für jeden nicht ausgedrückten Gedanken die *Möglichkeit* eines sprachlichen Ausdrucks gibt.

¹²Barth (Barth 2011, 55) schlägt vor, dass Davidson zudem einen epistemischen Lingualismus begründe, indem er das Intensionalitätsargument als ein Argument für einen epistemischen Lingualismus auffasst. Ich werde später (2.2.3) darauf zurückkommen und vorschlagen, dass es für Davidson letztlich gar nicht sinnvoll möglich ist, einen epistemischen Lingualismus zu vertreten.

stattdessen Rationalität eine Kerneigenschaft bezeichnet, von der viele andere Eigenschaften abhängen. Der Begriff der Rationalität ist eng verknüpft mit den Begriffen einer Handlung und eines Subjektes. Wesen, welche nicht rational sind, können nicht handeln, und sie sind keine Subjekte. Wesen, die nicht rational sind, sind demnach nicht nur nicht zu unterscheiden von Schnecken und Säuglingen, sie sind auch nicht zu unterscheiden von Tomatenpflanzen und Raketen. Wenn es zutrifft, dass nur sprechende Wesen rational sind, können Wesen ohne Sprache nicht handeln, und sie sind keine Subjekte. Wesen ohne Sprache sind wie Maschinen.

Die Konklusion von Davidsons lingualistischer Argumentation eröffnet die Möglichkeit, eine metaphysische anthropologische Differenz zu formulieren (Bishop 1980, I). Eine anthropologische Differenz wäre ein Unterschied, welcher zwischen Menschen und allen anderen Tieren besteht und zugleich explanatorische Kraft besitzt oder die Natur des Menschen wesentlich betrifft (Wild 2008, 27; vgl. auch Wild 2006, 3-4). Alle Bedingungen für eine anthropologische Differenz wären erfüllt: Alle (normalintelligenten) Menschen und nur diese verfügen über eine Sprache und somit sind sie und nur sie rational; Rationalität ist eine Eigenschaft, die die Natur des Menschen wesentlich betrifft; und wegen der Zentralität der Rationalität für andere Eigenschaften kommt ihr grosse explanatorische Kraft zu. Die anthropologische Differenz, die auf der Grundlage von Davidsons Argumentation begründet werden kann, ist metaphysischer und nicht nur epistemischer Natur. Eine epistemische Begründung einer Differenz besteht darin, zu sagen, dass nur Elemente von Typ *A* auf eine bestimmte Art beschrieben werden können, wodurch sich die Elemente des Typs *A* von allen anderen Elementen unterscheiden. Eine metaphysische Differenzbegründung besteht darin, zu sagen, dass nur Elemente von Typ *A* eine bestimmte Eigenschaft haben, wodurch sich die Elemente dieses Typs von allen anderen Elementen unterscheiden. Insofern auf der Grundlage von Davidsons Argumentation eine Differenzierung zwischen Menschen und allen nicht-menschlichen Tieren auf der Grundlage der Eigenschaft der Rationalität möglich ist, und diese durch das Vorhandensein der Sprache auf einfach zugängliche Art erkannt werden kann, begründet er eine metaphysische anthropologische Differenz.

Die Konklusion von Davidsons Argumentation lautet, dass nur Wesen mit einer Sprache rational sind. Dadurch wird eine differentialistische Position in Bezug auf das Tier-Mensch-Verhältnis begründet, welche einen klaren und relevanten Unterschied zwischen Menschen und allen anderen Tieren behauptet. Eine direkte Folge davon ist, dass sich die Zuschreibung von propositionalen Einstellungen an nicht-menschliche Tiere grundlegend unterscheidet von der Zuschreibung solcher Einstellungen an Menschen. Wenn unser Kater Max an der Tür kratzt und ich das damit erkläre, dass er nach draussen will, so ist dies vergleichbar damit, dass ich das Aufleuchten der Stromanzeige meines Computers damit erkläre, dass er sich Energiezufuhr wünscht. Aber es ist nicht damit vergleichbar, dass ich die Unruhe meiner Schülerinnen und Schüler damit erkläre, dass sie keine Lust auf Termumformungen haben oder sich eine Pause wünschen. Die Entwicklungen innerhalb der Ethologie der letzten Jahrzehnte basieren darauf, dass sich Forscherinnen für ihre Arbeit von behaviouristischen Restriktionen lösen und das Verhalten von nicht-menschlichen Tieren eben gerade durch derartige Zuschreibungen erklären (vgl. Wild 2008, Kap.II.4; Perler und Wild 2005, 43-59; Jamieson und Bekoff 1992). Grundlage dieser Forschungen ist ein breit geteilter assimilationistischer Ansatz, welcher sich bei der Erforschung des Verhaltens von Tieren nicht nach grundsätzlichen Differenzen ausrichtet und stattdessen

Menschen und Tieren gemeinsame Fähigkeiten und denen zugrundeliegende Mechanismen ins Zentrum stellt. Dass diese Forschungen wesentlich zu einem besseren Verständnis für das Verhalten von Tieren und für die Mensch-Tier-Beziehung beigetragen haben, scheinen dem Ansatz recht zu geben. Der durch das Argument von Davidson etablierte Differentialismus steht in starker Spannung dazu (Perler und Wild 2005, 55; Barth 2011, 1-2).¹³ Dies ist noch kein Argument gegen die Konklusion Davidsons, aber eine starke Motivation ein solches Argument zu entwickeln.

Eine noch dringendere Motivation für die Entwicklung eines Gegenargumentes ergibt sich, wenn das Feld der theoretischen Philosophie verlassen wird und die Konsequenzen für Fragen der Moral betrachtet werden. Zwar verneint Davidson ausdrücklich, dass seine Position Konsequenzen für moralische Fragen habe: „On the moral issue how we should treat dumb creatures, I see no reason to be less kind to those without thoughts or language than to those with; on the contrary.“ (Davidson 1982, 96; vgl. auch Fellows 2000, 587-8; 598) Dies mag seine persönliche Haltung zum Ausdruck bringen, aus tierethischer Perspektive stimmt dies aber nicht. Wenn es zutrifft, dass nur sprachfähige Wesen rational sind und nur Menschen über eine Sprache verfügen und sich daraus eine anthropologische Differenz formulieren lässt, dann hat dies durchaus Folgen für Fragen nach dem Umgang mit nicht-menschlichen Tieren. Ein anthropologische Differenz und insbesondere eine metaphysische anthropologische Differenz eröffnet die Möglichkeit, auf der Grundlage dieser Differenz eine moralische Ungleichbehandlung zu begründen, welche nicht unter Speziesismusverdacht gerät, weil die Ungleichbehandlung nicht durch Spezieszugehörigkeit oder eine willkürlich gesetzte Unterscheidung begründet wird (Singer 1975, 7; vgl. auch Grimm und Wild 2016, Kap.1.3). Davidson könnte zur Verteidigung seiner Aussage über die Konsequenzenlosigkeit für moralische Fragen anfügen, dass die Tatsache, dass er Säuglinge mit zu den idealtypischen nicht-rationalen Wesen zählt, wir aber Säuglinge in unserer moralischen Praxis klarerweise jenen Wesen zuordnen, welche in den Genuss der Behandlung als moralische Objekte kommen, die Möglichkeit blockiert, die Rationalität als Basis für eine moralische Ungleichbehandlung zu nehmen. Aber Davidson deutet selbst bereits an (Davidson 1982, 95), wie dies einfach umgangen werden kann: indem Säuglinge wegen ihrer potentiellen zukünftigen Rationalität bereits zu den rationalen Wesen gezählt werden. Aus tierschützerischer oder tierrechtlicher Position ist es deshalb notwendig, Davidsons lingualistische Argumentation widerlegen zu können.

¹³Barth nennt noch einen zweiten empirisch ausgerichteten Forschungszweig, dessen Resultate mit dem von Davidson vertretenen Lingualismus in Konflikt stehen, nämlich auf Chomsky zurückgehende Ansätze, welche von einem angeborenem Sprachvermögen ausgehen. Ein solches Vermögen ist nach der Annahme keine Voraussetzung für Denken, sondern davon unabhängig. (Eine hilfreiche Metapher für das diesem Ansatz zugrundeliegende Verständnis von Sprache und Denken liefert ausgerechnet Dennett (Dennett 1996, 12), wenn er das Denkvermögen mit dem Rechenvermögen eines Computers und das Sprachvermögen mit dem Drucker des Computers vergleicht und feststellt, dass die Rechenfähigkeit eines Computers nicht eingeschränkt wird, wenn kein Drucker angeschlossen. Dies steht im Kontrast zum Lingualismus, insofern dieser die Abhängigkeit des Denkens von der Sprache behauptet; es steht aber keineswegs im Kontrast zu einem differentialistischen Ansatz (vgl. Pinker 1994, 332-369).

1.7 Der Begriff ‚propositionale Einstellung‘

‚Propositionale Einstellung‘ und ‚Besitz propositionaler Einstellungen‘ sind technische und sperrige Begriffe. Zu einem grossen Teil wird darunter das verstanden, was mit den alltäglicheren Begriffen ‚Gedanken‘ bzw. ‚Gedanken haben‘ oder ‚denken‘ bezeichnet wird. Die Verwendung der technischen Terme hat jedoch gegenüber diesen Begriffen den Vorteil, dass sie keine Assoziationen mit sich tragen und somit Missverständnissen vorbeugen helfen. Mit denken assoziieren wir einen inneren Vorgang, dieser spielt sich im Kopf oder genauer im Hirn ab. Zudem ist der Begriff normativ geladen: Wer denkt, ist intelligent, wer nicht denkt, dumm. Wegen dieser Assoziationen erscheint die Behauptung, sprachlose Tiere könnten nicht denken, als schlichtweg unhaltbar und skandalös. Schliesslich haben auch sprachlose Tiere ein Hirn und zeigen zuweilen sehr intelligentes Verhalten. Dies würde Davidson aber nicht bestreiten. Seine Behauptung, dass der Besitz propositionaler Einstellungen an Sprache geknüpft ist, ist durchaus damit zu vereinbaren, dass auch sprachlose Wesen intelligent sind und ihr Verhalten das Resultat von Prozessen in ihrem Hirn ist. Ich werde deshalb mehrheitlich ebenfalls die technischen Begriffe verwenden. Davon abweichen und die Begriffe ‚Gedanken‘ und ‚denken‘ verwenden werde ich einerseits dort, wo ich mir eine Plausibilisierung einer Aussage durch alltägliche Intuitionen erhoffe, und andererseits bei der Auseinandersetzung mit Autoren, welche eher diesen Begriff verwenden.¹⁴

‚Gedanken‘ und ‚propositionale Einstellungen‘ sind koextensionale Begriffe, sie sind aber nicht synonym, insofern sie unterschiedliche Assoziationen mit sich tragen, was auf ihre unterschiedliche Herkunft zurückzuführen ist. Ähnlich verhält es sich mit zwei weiteren Begriffen: ‚Gründe‘ und ‚mentale Ereignisse‘. Diese halte ich ebenfalls für koextensional mit ‚propositionale Einstellungen‘. Dabei handelt es sich allerdings nicht um eine rein terminologische Angelegenheit, sondern um eine Behauptung, welche ich in dieser Arbeit begründen werde. Ich werde vorschlagen, dass der Begriff einer propositionalen Einstellung über den Begriff eines Grundes bestimmt werden muss und dieser wiederum über den Begriff von mentalen Ereignissen. Die lingualistische Behauptung kann dann wahlweise auch als Sprachabhängigkeit von Gründen bzw. von mentalen Ereignissen formuliert werden. Meine Kritik wird darin bestehen, dass diese Abhängigkeiten nicht begründet werden können.

Einen weiteren Begriff halte ich hingegen nicht für koextensional mit ‚propositionale Einstellungen‘: ‚intentionale Ereignisse‘. Es gibt intentionale Ereignisse, welche keine propositionalen Einstellungen sind, und umgekehrt sind propositionale Einstellungen nicht zwingend intentional. Dabei handelt es sich ebenfalls nicht um eine terminologische Setzung, sondern das Resultat einer Untersuchung. Wenn dies zutrifft, kann aus der Abwesenheit von Intentionalität nicht auf die Abwesenheit propositionaler Einstellungen geschlossen werden.

1.8 Interne Kritik

Holistisch ist ein Prädikat, das häufig verwendet wird im Zusammenhang mit Davidsons Philosophie. Davidsons Positionen können da als holistisch bezeichnet werden, wo eine Entität oder Eigenschaft in Bezug auf andere Entitäten oder Eigenschaften dieser Art

¹⁴Dies wird insbesondere im Zusammenhang mit der Arbeit von Christian Barth der Fall sein (2.5).

bestimmt wird. So vertritt Davidson einen holistischen Ansatz in Bezug auf sprachliche Bedeutung, in Bezug auf den Inhalt von Gedanken und ebenfalls in Bezug auf Ereignisse. Ebenfalls als holistisch bezeichnet werden kann seine Idee der sozialen Triangulation, wonach ein Wesen allein nicht denken könnte, weil ihm die für das Denken notwendige und nur durch die Gemeinschaft ermöglichte geteilte Bezugnahme auf ein Objekt fehlte. Teile in erster Linie als Teile von einem Ganzen zu betrachten, ist ein bestimmender Zug von Davidsons Denken. Eine Folgerung daraus ist, dass Teile nicht für sich betrachtet oder bestimmt werden können. Dies gilt auch für das Denken von Davidson selbst: Dieses kann nur als Ganzes betrachtet werden. Davidsons Philosophie kann somit in zweierlei Hinsicht als holistisch bezeichnet werden, in einem Fall wird damit der Inhalt seines Denkens, im anderen Fall sein Denken selbst beschrieben. Um diese Ambiguität zu vermeiden, führe ich für die zweite Verwendung eine andere Bezeichnung ein: *systematisch*.

Das Denken einer Philosophin ist systematisch, wenn es dafür charakteristisch ist, dass es verschiedene Themenbereiche behandelt, diese aber immer in starkem gegenseitigem Bezug zueinander stehen. Um das Denken einer systematischen Philosophin zu verstehen, ist es unerlässlich, die einzelnen Teile als Teile eines grösseren Ganzen begreifen zu können. Auf die Philosophie Davidson trifft das Prädikat *systematisch* in hohem Masse zu.¹⁵ Seine Arbeiten erstrecken sich über eine Vielzahl von Themengebieten: Handlungstheorie, Philosophie des Geistes, Sprachphilosophie, Erkenntnistheorie, Interpretationstheorie. Und die Arbeiten zu den einzelnen Gebieten stehen miteinander in mannigfacher Weise in Bezug, so dass die Bedeutung der einzelnen Arbeiten von ihrer Einbettung in die anderen Arbeiten abhängt.

Dass die Philosophie Davidsons systematisch ist, heisst nicht, dass es nicht möglich oder lohnenswert wäre, seine Texte zu einem Teilgebiet einzeln zu lesen und zu bearbeiten. Davidsons Ideen in einigen dieser Gebiete waren derart originell, dass sie einer solchen isolierten Betrachtung durchaus Wert sind. Zudem waren diese Beiträge für die verschiedenen philosophischen Debatten sehr einflussreich, so dass es für das Verständnis verschiedener aktueller Debatten notwendig ist, die Positionen von Davidson zu kennen.¹⁶ Dabei ist es wichtig, seine Ideen zu diesem Thema in Bezug zu den Positionen und Ideen der anderen für diese Debatte wichtigen Denkerinnen zu kennen, und nicht so sehr eine Verortung im System Davidsons. Um die Ideen Davidsons vertieft zu verstehen und diese einer fundierten Bewertung unterziehen zu können, ist es hingegen notwendig, die einzelnen Ideen in ihrem Zusammenhang zu den anderen Ideen zu betrachten.

Die Gedanken und Erkenntnisse einer Philosophin profitieren von einem systematischen Ansatz, insofern die Erkenntnisse aus einem Teilgebiet die Thesen eines anderen Gebietes

¹⁵Mario De Caro formuliert diese Einschätzung sehr pointiert: „Insofar as the notion of systematic philosophy can make sense in the analytic world, Donald Davidson is a systematic philosopher.“ (De Caro 1999, 1)

¹⁶Für eine aktuelle Einschätzung über den Einfluss Davidsons auf verschiedene zeitgenössische philosophische Debatten siehe Engel 2013. Am deutlichsten bis heute nachwirkend ist Davidsons Einfluss auf die Handlungstheorie. Folgender Fakt kann dies illustrieren: Im *Blackwell Companion to the Philosophy of Action* (O'Connor und Sandis 2013) sind 75 Einträge versammelt, am Ende der Einträge findet sich, wie in solchen Handbüchern üblich, der Verweis auf andere für diesen Beitrag relevante Kapitel, jeweils 4 - 6 solcher Verweise pro Eintrag: In nicht weniger als 22 davon wird direkt auf das Kapitel zu Davidson verwiesen. Antonio Rainone vergleicht Davidsons Einfluss mit jenem Quines: „The influence of Donald Davidson's „Actions, Reasons, and Causes“ on analytic philosophy is comparable perhaps only to W.V. Quine's „Two Dogmas of Empiricism.“.“ (Rainone 1999, 125)

stützen oder plausibilisieren. Umgekehrt verpflichtet ein systematischer Ansatz zu einem hohen Mass an Konsistenz über die einzelnen Gebiete hinweg. Systematische Philosophien können deshalb einer für sie spezifischen Kritik unterzogen werden, indem Inkonsistenzen der Ideen aus einem Gebiet zu solchen aus anderen Gebieten aufgedeckt werden. Dies bezeichne ich als *interne Kritik*. Ein philosophisches System von der Breite und Komplexität von Davidsons wird verständlicherweise Spannungen beinhalten, direkte Widersprüche zwischen einzelnen Teilen sind aber mit einem systematischen Grundverständnis nicht zu vereinbaren. Insofern es zutrifft, dass Davidson ein systematischer Denker ist, ist eine interne Kritik ein sinnvolles Vorgehen.

In dieser Arbeit soll Davidsons lingualistische Argumentation einer internen Kritik unterzogen werden. Ich erhoffe mir davon mindestens zwei Ergebnisse: i. Die These, dass nur sprechende Wesen denken können, wird sich als nicht begründet herausstellen und kann zurückgewiesen werden. Insofern die Kritik von Davidson ausgeht und stark mit seinen Begrifflichkeiten arbeitet, ist sie insbesondere nicht durch den Vorwurf zu entkräften, dass sie die Ideen Davidsons nicht richtig interpretiere. Diese Kritik sollte auch davor gefeit sein, nur auf möglicherweise nicht so entscheidende oder rein formale Details von Davidsons Argumentation abzu zielen, und somit zwar vielleicht korrekt, aber irrelevant zu sein. Stattdessen soll sie zeigen, dass die These in der Substanz nicht mit den anderen Arbeiten Davidsons zu vereinbaren ist. ii. Eine umstrittene oder bestrittene Position in einem Teilgebiet ist ein potentiell Problem für die gesamte Philosophie einer systematischen Philosophin. Zu zeigen, dass die umstrittene lingualistische Position aus Davidsons Arbeiten heraus nicht begründet werden kann, ist somit auch eine Verteidigung seines Gesamtsystems.

Eine interne Kritik ist höchstens so stark, wie die Gesamttheorie, auf welche sie Bezug nimmt, überzeugend ist. Entsprechend ist die Aussagekraft einer internen Kritik konditional zu formulieren: Wenn die Gesamttheorie korrekt ist, dann ist die Kritik berechtigt.

Davidsons Philosophie ist systematisch und entsprechend und geeignet für eine interne Kritik. Der Begriff ‚systematisch‘ hat noch eine andere Bedeutungskomponente. Während sich der Begriff in der bisher betrachteten Bedeutung auf den Inhalt der Arbeit einer Philosophin bezieht, kann damit auch die Form und das Vorgehen bezeichnet werden. Die Arbeitsweise einer Philosophin ist dann systematisch in diesem Sinn, wenn die Bezüge, welche zwischen den verschiedenen Teilen bestehen, explizit ausformuliert und thematisiert werden. Und eine systematische Arbeitsweise zeichnet sich dadurch aus, dass hierarchische Beziehungen innerhalb des Denkens deutlich gemacht werden und in deren Darstellung vom Allgemeinen zum Speziellen gegangen wird. Um eine weitere Ambiguität zu vermeiden, möchte ich die Arbeit einer Philosophin, welche dies in hohem Masse erfüllt, als *transparent* bezeichnen. Dabei möchte ich ‚transparent‘ als ein möglichst deskriptives Prädikat verstanden wissen und insbesondere nicht, dass ‚intransparent‘ die negative Konnotation hat, welche dem Prädikat im alltäglichen Gebrauch oftmals zukommt. Gerade in Bezug auf die Frage, ob vom Allgemeineren zum Spezielleren oder umgekehrt verfahren werden sollte, wäre eine solche wertende Bezeichnung nicht ohne weitere Begründung gerechtfertigt. Aber es scheint klar, dass eine eher intransparente Arbeitsweise es erschwert, die einzelnen Teile einer systematischen Philosophie als Teile des Ganzen zu begreifen.

Davidsons Philosophie ist so intransparent, wie sie systematisch ist. Er thematisiert zwar an verschiedenen Stellen Bezüge zwischen einzelnen Themen, und vielfach führt er

zwei Themen in einem Aufsatz zusammen, aber er liefert an keiner Stelle einen Überblick über dieses System, welches ohne jeden Zweifel vorhanden ist. Und er verfährt nicht vom Allgemeinen zum Speziellen, sondern genau umgekehrt. Beides hat direkt mit seiner Arbeitsweise zu tun, welche er in einem Interview so beschreibt: „I begin most of my papers with either a problem or a question.“ (Lepore 2004, 264) Davidson tut dies in unvergleichlicher und an vielen Stellen vollendeter Form. Dies macht für mich, wie wohl auch für viele andere, die spezielle Anziehungskraft von Davidsons Philosophie aus. Einer systematischen Rekonstruktion seiner Arbeiten ist dies nicht unbedingt zuträglich.

Davidsons systematischer Ansatz macht eine interne Kritik möglich und sinnvoll, seine intransparente Arbeitsweise stellt dafür eine Herausforderung dar. Eine Möglichkeit, mit dieser Herausforderung umzugehen, sehe ich in der Beschränkung auf einen Bereich von Davidsons Arbeiten - ein Bereich, der genügend gross bleibt, dass immer noch eine systematische Rekonstruktion notwendig und eine interne Kritik möglich ist. Bei diesem Bereich handelt es sich um Davidsons Metaphysik.

1.9 Metaphysik propositionaler Einstellungen

Die Konklusion der lingualistischen Argumentation lautet, dass nur sprachfähige Wesen rationale Wesen sind. In meiner Arbeit versuche ich, diese Argumentation einer internen Kritik zu unterziehen. Die Motivation dafür ziehe ich daraus, dass Davidson den Begriff eines rationalen Wesens (*rational animal*) an einer Stelle verwendet, welche nicht zu den Arbeiten gehört, welcher die lingualistische Argumentation zu entnehmen ist. In „*Mental Events*“ schreibt Davidson:

We must conclude, I think, that nomological slack between the mental and the physical is essential as long as we conceive of man as a rational animal.
(Davidson 1970b, 223)

Dieser Aussage ist ein Begriff eines rationalen Wesens zu entnehmen, wonach es sich bei einem rationalen Wesen um eines handelt, welches sich nicht vollumfänglich mit gesetzesartigen Aussagen beschreiben und erklären lässt. Als Ausgangspunkt für die interne Kritik stelle ich die Frage, ob für diesen Begriff eines rationalen Wesens ebenfalls gilt, dass es sich dabei um sprachfähige Wesen handeln muss. Nicht unter Gesetze fassen lassen sich nach Davidson Ereignisse, welche als propositionale Einstellungen beschrieben werden. Was sich nicht unter Gesetze fassen lässt, ist autonomes Handeln. Die Leitfrage meiner Arbeit lässt sich demnach so formulieren: Können nur sprachfähige Wesen autonom handeln? Ist Sprache eine Voraussetzung für Autonomie?

Die zitierte Aussage entstammt Davidsons Arbeiten zur Philosophie des Geistes, welche wiederum in engem Zusammenhang zu seiner Handlungstheorie stehen. Die interne Kritik besteht folglich in einer Gegenüberstellung von Davidsons lingualistischer Argumentation mit seinen Arbeiten zur Handlungstheorie und Philosophie des Geistes. Der zentrale Begriff für diese Gegenüberstellung ist der einer propositionalen Einstellung: In der Philosophie des Geistes geht es um die Frage, ob und wie als propositionale Einstellungen beschriebene mentale Ereignisse in kausaler Beziehung zu anderen Ereignissen stehen. In der Handlungstheorie stellt sich die Frage, wie als propositionale Einstellungen

beschriebene Ereignisse gleichzeitig Gründe und Ursachen für Handlungen sein können. In den Arbeiten zum Lingualismus schliesslich wird der Besitz propositionaler Einstellungen von der Sprachfähigkeit abhängig gemacht. Diese Gebiete lassen sich einem gemeinsamen Teilgebiet zuordnen: der Metaphysik. Diese gemeinsame Zuordnung ermöglicht eine systematische Rekonstruktion und Zusammenführung.

Die Einteilung von Davidsons Arbeiten in Handlungstheorie, Philosophie des Geistes, Sprachphilosophie, Interpretationstheorie, Erkenntnistheorie und Wahrheitstheorie sind geläufig, sie werden aber mehrheitlich extern vorgenommen. Davidson selbst erweckt in seinen Arbeiten an keiner Stelle den Eindruck, dass solche Schubladisierungen einen Einfluss auf sein Denken und Arbeiten hatten. Ich möchte für meine Arbeit zuerst eine andere, gröbere Unterscheidung treffen: Die Unterscheidung zwischen Metaphysik und Erkenntnistheorie. Eine grobe Charakterisierung genügt für diesen Zweck: In der Metaphysik geht es darum, wie die Dinge sind, während es in der Erkenntnistheorie darum geht, ob und wie wir Dinge erkennen können.

Handlungstheorie, Philosophie des Geistes und die Arbeiten zur Kausalität und zu Ereignissen werden nach dieser Charakterisierung der Metaphysik zugeordnet. Diese Zuordnung ist weder überraschend noch originell - die drei Themenblöcke bilden drei der vier Abschnitte, welche im Band *Actions and Events* (Davidson 2001a) zusammengefasst werden. Für mein Vorgehen muss ich voraussetzen, dass die Arbeiten zum Lingualismus ebenfalls der Metaphysik zuzuordnen sind. Es genügt dafür vielleicht der Hinweis, dass diese zumindest eine metaphysische Seite haben, insofern nach dem Vorhandensein, und nicht nach der Möglichkeit der Erkenntnis propositionaler Einstellungen gefragt wird. Inwiefern diese Arbeiten darüberhinaus auch erkenntnistheoretische Fragestellungen betreffen, kann für meine Arbeit offen gelassen werden. Insofern klar ist, dass das Thema eine metaphysische Seite hat, ist der Zusammenhang zu den anderen, der Metaphysik zugeordneten Themen vorhanden und die Frage nach der Kompatibilität des verwendeten Begriffs einer propositionalen Einstellung berechtigt.

Diese Einteilung in Metaphysik und Erkenntnistheorie lässt sich nicht auf einzelne Aufsätze Davidsons anwenden. In vielen seiner Aufsätze behandelt er sowohl erkenntnistheoretische, als auch metaphysische Fragestellungen. Eine grobe Einteilung der Arbeitsgebiete und der Fragestellungen lässt sich meines Erachtens auf dem oben beschriebenen Weg relativ einfach vornehmen, und eine genauere Einteilung ist nicht entscheidend. Entscheidend ist die folgende Frage: Ist der Begriff einer propositionalen Einstellung, auf welchen sich Davidson für die lingualistische Argumentation stützt, mit jenem zu vereinbaren, welcher in den metaphysischen Arbeiten entwickelt wird.

Das Ergebnis dieser Untersuchungen wird im Wesentlichen darin bestehen, dass die dem Intensionalitätsargument zugrundeliegende Auffassung propositionaler Einstellungen nicht mit jener Auffassung propositionaler Einstellungen kompatibel ist, welche Davidsons Philosophie des Geistes und seiner Handlungstheorie zugrunde liegen. Eine Rekonstruktion dieser Arbeitsgebiete Davidsons wird ergeben, dass Beschreibungen propositionaler Einstellungen nicht semantisch opak sind. Dadurch wird das Intensionalitätsargument widerlegt, welches auf der Annahme der semantischen Opakheit bei der Beschreibung propositionaler Einstellungen basiert.¹⁷ Aus Davidsons Handlungstheorie und seiner Philosophie

¹⁷Ich werde zeigen, dass der Zusammenhang zwischen dem Metaüberzeugungsargument und dem Intensionalitätsargument sehr eng ist und beide voneinander abhängen. Eine Kritik am Intensionalitätsar-

des Geistes lässt sich eine interpretationistische Position rekonstruieren. Diese Form des Interpretationismus hält ein Kriterium dafür bereit, welche Ereignisse als propositionale Einstellungen beschrieben werden können. Ereignisse werden dann als propositionale Einstellungen beschrieben, wenn sie Gründe für Handlungen sind. Ein Ereignis ist dann ein Grund für eine Handlung, wenn es das Handlungsereignis gleichzeitig rationalisiert und verursacht. Gründe werden als propositionale Einstellungen beschrieben, weil sich so beschriebene Ereignisse nicht unter Gesetze fassen lassen. Ereignisse sind Handlungsergebnisse, wenn sie als autonom aufgefasst werden und deshalb nicht unter Gesetze fallen dürfen. Insofern wir weder den Flug einer Rakete noch das Wachstum einer Tomatenpflanze als autonome Tätigkeiten auffassen, handelt es sich nicht um Handlungen und es besteht kein Bedarf, deren Ursachen als propositionale Einstellungen zu beschreiben. Die durch das Raketenargument gegebene Motivation für ein lingualistisches Argument entfällt.

Wenn diese Kritik gelingt, ist Davidsons lingualistische Position nicht haltbar, wenn an den anderen von ihm vertretenen Positionen festgehalten werden soll. Darüber hinaus hat die Kritik allerdings wenig Aussagekraft. Wenn behauptet wird, dass die Zuschreibungen propositionaler Einstellungen nicht intensional sind oder dass es sich bei propositionalen Einstellungen nicht um intentionale Phänomene handelt, so gilt dies nicht allgemein, sondern nur für propositionale Einstellungen und deren Zuschreibungen wie sie in Davidsons Handlungstheorie und Philosophie des Geistes zur Anwendung kommen.

1.10 Überblick

In Kapitel 2 wird ein Überblick über verschiedene, gegen die lingualistische Argumentation vorgebrachte Einwände geliefert. Dabei werden die einzelnen Stränge der Argumentation soweit rekonstruiert, dass die vorgebrachten Kritiken auf möglichst systematische Art dargestellt werden können (2.1, 2.2, 2.3, 2.4). Ich gelange zur Einschätzung, dass das Metaüberzeugungsargument nur schwer gegen die vorgebrachte Kritik zu verteidigen sein wird, dass hingegen das Intensionalitäts- und das Raketenargument trotz vorgebrachter Kritik nicht einfach zurückgewiesen werden können und für Gegner einer lingualistischen Position weiterhin eine Herausforderung darstellen. Insofern erscheint mein Vorhaben, eine weitere Kritik an Davidsons Argumentation zu formulieren, gerechtfertigt. Dies umso mehr, als eine von Christian Barth entwickelte Erweiterung die gegen das Metaüberzeugungsargument erhobenen Einwände entkräften bzw. vermeiden kann (2.5). Allerdings stützt sich das so erweiterte Argument in einem wichtigen Schritt der Argumentation auf eine Version des Intensionalitätsargumentes. Dies nehme ich zum Anlass, im weiteren Verlauf der Arbeit nicht weiter auf das Metaüberzeugungsargument einzugehen, da dieses durch eine Zurückweisung des Intensionalitätsargumentes ebenfalls zurückgewiesen werden kann. Auch wenn das Intensionalitätsargument zurückgewiesen werden kann, stellt das Raketenargument weiterhin eine Herausforderung für Kritiker einer lingualistischen Position dar, dies umso mehr, wenn diese Kritik intern erfolgen soll. Das Raketenargument begründet direkt keine lingualistische Position. Aber es macht deutlich, dass die Rolle, welche eine solche Position innerhalb von Davidsons Philosophie spielt, nicht ersatzlos gestrichen werden kann und verlangt nach einem alternativen Vorschlag.

gument wird deshalb auf das Metaüberzeugungsargument übertragen.

Das Intensionalitätsargument basiert auf zwei Annahmen: Zuschreibungen propositionaler Einstellungen sind semantisch opak und Zuschreibungen propositionaler Einstellungen an sprachlose Wesen sind nie semantisch opak. In der Behandlung von Barth wird eine Möglichkeit deutlich, wie diese beiden Annahmen begründet werden können. Diese hängt von einer bestimmten Auffassung vom Besitz einer propositionalen Einstellung ab, wonach der Besitz einer propositionalen Einstellung darin besteht, dass ein denkendes Wesen einen Zugang zum Inhalt einer Proposition hat. Da dies voraussetzt, dass dem Wesen der Inhalt dieser Proposition auf eine bestimmte Art gegeben ist, ist die Anwendung des Intensionalitätstest gerechtfertigt. Ich behaupte aber, dass diese Auffassung für Davidson nicht haltbar ist.

Meine Vermutung ist, dass sich Davidson bei der Formulierung des Intensionalitätsargumentes auf eine Auffassung propositionaler Einstellungen stützt, welche für andere von ihm vertretene Positionen problematisch ist. Bevor ich dies aufzeige, muss zuerst untersucht werden, ob Davidson die beiden Annahmen nicht auf anderem Weg begründen könnte. Diese Untersuchung ist Gegenstand von Kapitel 3. Dabei erörtere ich zuerst die Möglichkeit, dass die beiden Annahmen mit Verweis auf die Arbeiten Freges begründet werden können (3.1). Ich komme zum Schluss, dass dies nicht möglich ist, da nicht gezeigt werden kann, inwiefern die Untersuchungen des sprachlichen Phänomens der semantischen Opakheit auf die metaphysische Frage nach dem Vorhandensein propositionaler Einstellungen übertragen werden können.

Danach untersuche ich, ob die beiden Annahmen mit Verweis auf das Phänomen der Intentionalität begründet werden können (3.2). Die semantische Opakheit in der Beschreibung propositionaler Einstellungen könnte dann dadurch erklärt werden, dass es sich bei propositionalen Einstellungen um intentionale Phänomene handelt, für welche angenommen werden kann, dass ihre Beschreibungen semantisch opak sind. Dies kann jedoch nur dann als Begründung der beiden Annahmen dienen, wenn es eine Möglichkeit gibt, propositionale Einstellungen innerhalb des Bereichs der intentionalen Phänomene auszuzeichnen. Ich schlage vor, dass eine solche Auszeichnung möglich ist, wenn propositionale Einstellungen mit mentalen Phänomenen und Gründen gleichgesetzt werden. Gründe können dadurch ausgezeichnet werden, dass ihre Beschreibungen zur Erklärung von Handlungen dienen. Die Anwendung des Intensionalitätstests für propositionale Einstellungen kann dann begründet werden, insofern es zutrifft, dass Gründe wesentlich intentionale Phänomene sind.

Propositionale Einstellungen sollen dadurch bestimmt werden, dass es sich um Ereignisse handelt, deren Beschreibung eine bestimmte Rolle in Erklärungen spielen. Dies verlangt nach einer Begründung, wie Ereignisse über ihr Vorkommen in Erklärungen bestimmt werden können. In Kapitel 4 soll eine solche Begründung über eine Rekonstruktion von Davidsons Arbeiten zur Kausalität und Ereignisontologie geliefert werden. Nach der Begründung, dass Davidson als deskriptiver Metaphysiker gelesen werden sollte (4.1), untersuche ich zuerst seine Begründung für die Existenz von Ereignissen (4.2) und zeige anschliessend, wie diese über ihr Vorkommen in Erklärungen individuiert werden können (4.3). Nach meiner Rekonstruktion von Davidsons Arbeiten zu Ereignissen und Kausalität sind Ereignisse dadurch bestimmt, dass sie das Beschreiben, was den von Erklärungen implizierten Kausalbeziehungen zugrundeliegt. Ereignisse haben demnach keine spezifische Struktur, vielmehr sind sie das, was die Struktur unserer Welt und unseres Nachdenkens

über die Welt ausmachen.

Dass Ereignisse keine spezifische Struktur haben, bedeutet insbesondere, dass diese nicht auf Gegenstände zurückgeführt werden können. Wie Ereignisse trotzdem von Gegenständen unterschieden werden können, und was allgemein für den Zusammenhang zwischen Ereignissen und Gegenständen gilt, ist Thema von Kapitel 5. Dazu stelle ich zuerst die Positionen von Strawson und Quine über den Zusammenhang zwischen Gegenständen und Ereignissen dar (5.1). Danach formuliere ich eine von Davidson ausgehende Kritik an diesen Positionen (5.2), um daraufhin, in Abgrenzung zu jenen, zu formulieren, was nach meiner Lesart von Davidsons metaphysischen Untersuchungen die korrekte Auffassung über den Zusammenhang zwischen Gegenständen und Ereignissen ist: Nur Ereignisse sind ontologisch basale Entitäten (5.3). Die Implikationen einer solchen Auffassung für die Analyse von Handlungen untersuche ich im letzten Teil dieses Kapitels (5.4). Wenn Ereignisse keine spezielle innere Struktur aufweisen und Handlungen Ereignisse sind, so kann es nicht sein, dass deren Analyse einem Subjekt eine spezielle Rolle zuschreibt. Das gleiche gilt für Gründe.

Handlungen und Gründe können nicht über die Bezugnahme auf ein Subjekt bestimmt werden. Handlungen und Gründe sind Ereignisse und werden als solche über ihre kausalen Beziehungen bestimmt. Handlungen sind Ereignisse, welche durch Gründe verursacht werden. Gründe sind Ereignisse, welche Handlungen verursachen. Diese gegenseitige Bestimmung von Gründen und Ereignissen führt nicht zu einem Zirkel, wenn diese auf die spezielle Rolle, welche die Beschreibungen von Handlungen und Gründen in Erklärungsprozessen spielen, zurückgeführt werden. Ereignisse werden als Gründe beschrieben, wenn sie sich nicht unter Gesetze fassen lassen sollen. Ereignisse, welche nicht unter Gesetze fallen sollen, sind Handlungen. Diese Auffassung soll in Kapitel 6 begründet werden. Dabei behandle nacheinander die Anomalie mentaler Ereignisse (6.1), den Zusammenhang zwischen Anomalie und Autonomie (6.2), und den Begriff einer autonomen Handlung (6.3). Ich schlage vor, dass sich nach dieser Interpretation auf der Grundlage von Davidsons Arbeiten ein interessanter Begriff von Autonomie entwickeln lässt.

In Kapitel 7 entwerfe ich ausgehend von diesem Begriff der Autonomie eine Konzeption von Gründen, Handlungen und autonomen Selbst. In einem ersten Teil (7.1) stelle ich diese Konzeption dar, indem ich drei zu ihr gehörende Elemente einführe und begründe: Gründe und Handlungen stehen in einem direkten kausalen Verhältnis zueinander, es gibt demnach kein handelndes Subjekt, welches bei der Verursachung einer Handlung vermittelnd zwischen dieser und den Gründen wirkt. Jeder Grund verursacht eine Handlung, jede Handlung wird von einem Grund verursacht. Und das Selbst eines autonomen Wesens ist die Menge seiner Gründe. Im zweiten Teil (7.2) versuche ich Einwände, welche möglicherweise gegen diese Konzeption vorgebracht würden, zu entkräften.

Im abschliessenden Kapitel 8 trage ich die Resultate der vorhergehenden Kapitel zusammen, und formuliere daraus eine Kritik an Davidsons lingualistischer Position.

Kapitel 2

Kritik und Verteidigung

Ich habe als Ziel der Arbeit eine Kritik an Davidsons lingualistischer Argumentation formuliert. Diese ist im Verlauf der vergangenen 40 Jahre bereits häufig kritisiert worden. Bevor ich in den weiteren Kapiteln meine eigene Kritik entwickeln werde, soll in diesem Kapitel eine Auslegeordnung und Bewertung der bisherigen Kritiken versucht werden. Nach einer kurzen Darstellung von sehr allgemeinen Arten der Kritik (2.1), werden die drei Stränge der Argumentation detaillierter dargestellt und gegen sie vorgebrachte Kritik erläutert (2.2, 2.3, 2.4). Im letzten Teil des Kapitels wird die Weiterführung der lingualistischen Argumentation durch Christian Barth untersucht (2.5).

Von den drei Strängen der Argumentation hat das Metaüberzeugungsargument die grösste Beachtung erhalten und wurde am kontroversesten diskutiert. Dies ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass es sich dabei um denjenigen Strang der Argumentation handelt, dem Davidson ebenfalls am meisten Gewicht zukommen lässt. Der entscheidende Grund dafür ist meines Erachtens jedoch, dass beim Metaüberzeugungsargument vergleichsweise klar ist, was die Struktur des Argumentes ist und entsprechend, wo und wie es kritisiert werden kann. Bei den beiden anderen Strängen ist die Ausgangslage eine andere: Beim Intensionalitätsargument ist nicht klar, ob es sich um eine Begründung für einen epistemischen oder einen ontologischen Lingualismus handelt und das Raketenargument wird von Davidson gar nicht als ein eigentliches Argument eingeführt. Bei diesen muss deshalb der Darstellung und Untersuchung der Kritik eine Rekonstruktion des Argumentes vorhergehen (2.2.1 bis 2.2.3, bzw. 2.4.1 bis 2.4.5).

2.1 Allgemeine Kritik an lingualistischen Argumenten

Das Argument Davidsons hat verschiedene Arten der Kritik provoziert. Eine erste Art der Kritik betrifft die Prämisse, wonach nur Menschen über eine Sprache verfügen. Diese Kritik kann begrifflich oder empirisch sein. Erstere setzt bei einer Kritik von Davidsons Begriff der Sprache an, indem bestritten wird, dass es sich hierbei um einen sinnvollen oder adäquaten Begriff von Sprache handelt. Ein Ansatz für eine solche Kritik besteht in der Feststellung, dass der Erwerb einer solchen Sprache nur schwer erklärbar ist und dies nur schwer mit der Tatsache vereinbart werden kann, dass sich Sprache ontogenetisch und phylogenetisch aus einem nicht-sprachlichen Stadium sich entwickeln muss. Die Kritik kann

in der Forderung nach einem graduelleren Begriff von Sprache bestehen, der der Tatsache der Entwicklung der Sprache besser Rechnung trägt.¹ Eine empirische Kritik an dieser Prämisse zielt darauf ab zu zeigen, dass nicht nur Menschen Sprache besitzen.² In den meisten Fällen werden die begriffliche und empirische Arbeit miteinander einhergehen.³ Aber auch wenn auf diese Weise auf empirischem oder begrifflichem oder einer Kombination der beiden Wege für bestimmte nicht-menschliche Tiere gezeigt werden könnte, dass sie über eine Sprache verfügen, die Annahme bliebe bestehen, dass die allermeisten nicht-menschlichen Tiere nicht rational sind. Für den Fortgang dieser Arbeit werde ich nicht auf diese Art der Kritik eingehen und stattdessen und *for the sake of the argument* mit einem mit Davidson kompatiblen anspruchsvollen Begriff von Sprache arbeiten und annehmen, dass nur menschlichen Tieren der Besitz von Sprache in diesem starken Sinn zugesprochen werden kann.

Eine zweite Art der Kritik setzt bei der Konklusion des Argumentes an und kritisiert, dass die daraus folgende differentialistische Sichtweise auf die Mensch-Tier-Beziehung in Konflikt entweder mit der Annahme der ontogenetischen und phylogenetischen Entwicklung der Rationalität oder mit der Annahme von spezieübergreifenden Ähnlichkeiten in der Physiologie steht. Letzteres behauptet John R. Searle (Searle 1994, 208-209). Wenn wir davon ausgehen, dass Menschen und alle anderen Tiere miteinander verwandt sind und viele Ähnlichkeiten aufweisen, so müsse jede differentialistische Position, wonach alle Menschen, aber kein nicht menschliches Tier rational ist, zeigen, woran dieser Unterschied zwischen den Gehirnen der Menschen und jener der nicht-menschlichen Tiere festgemacht werden könne. Searle bezeichnet dieses Unterfangen als *spekulative Neurobiologie* und hält fest: „Given what we know about the brains of the higher mammals, especially the primates, any such speculation must seem breathtakingly irresponsible.“ (Searle 1994, 208) Deshalb kommt er zum Schluss: „It seems out of the question, given the neurobiological continuity, to suppose that only humans have intentionality and thoughts.“ (Searle 1994, 209). Zurückgewiesen wird diese Art von Kritik von Glock (Glock 2000, 37): Nur weil die DNA einer bestimmten Spezie 98% Übereinstimmung mit der DNA von Menschen aufweist, folgte daraus nicht, dass diese auch 98% der mentalen Fähigkeiten mit Menschen teilen. Der andere Konflikt, zu der die Annahme einer differentialistischen Position führt, ist mit der Tatsache, dass jeder Mensch ontogenetisch von einem nicht-rationalen Säugling und phylogenetisch von nicht-rationalen menschlichen Vorfahren abstammt. Es wird kritisiert, dass die differentialistische Position Davidsons dieser Tatsache nicht Rechnung trägt (Beisecker 2002, 120-121). Hierbei ist das besondere Problem, dass nach der Position Davidsons nicht nur Rationalität von Sprache abhängt, sondern umgekehrt und viel trivialer: Sprache ein Vermögen rationaler Wesen ist. Es stellt sich dann die Frage, wie Rationalität überhaupt entstanden sein kann. Diesen Einwand entschärft Davidson in späteren Arbeiten auf zwei Arten: Erstens, indem er mit Bezug auf sein Modell der Triangulation erklärt, wie Sprache und Denken gemeinsam, gleichzeitig und graduell sich entwickeln können (Davidson 1975, 84; Davidson 1997b, 141; Davidson 1999c; vgl. dazu

¹Vgl. bspw. Allen und Saidel 1998; Millikan 2005; Bar-On und Green 2010; Bar-On 2013.

²Speziell einflussreich waren und sind die Arbeiten aus dem Umfeld von Dorothy L. Cheney und Robert M. Seyfarth zu Meerkatzen: Seyfarth, Cheney und Marler 1980; Zuberbühler, Cheney und Seyfarth 1999. Für eine gute Übersicht und Einschätzung der Arbeiten von Cheney und Seyfarth vgl. Manser 2013, vgl. dazu auch Dennett 1998, 289-306.

³Vgl. bspw. Sievers und Gruber 2016.

Glock 2000, 58). Und zweitens, indem er eine gewisse Kontinuität zwischen Zuständen, welchen auch sprachlosen Wesen zukommen können und propositionalen Einstellungen anerkennt (Davidson 1985a, 252; vgl. dazu Child 1994, 13-14). Insofern diese Arten von Kritik auf die Konklusion zielen, handelt es sich nicht um Kritiken am Argument.⁴⁵

2.2 Kritik am Intensionalitätsargument

Ich habe das Argument als aus drei Strängen bestehend bezeichnet, eine direkte Kritik des Argumentes kann bei jedem dieser drei Stränge ansetzen. Der erste Strang ist das sogenannte Intensionalitätsargument: Wer eine propositionale Einstellung besitzen soll, muss Zugang zu der darin enthaltenen Proposition haben; der Test dafür besteht darin, dass die Sätze, welche für die Zuschreibung propositionaler Einstellungen verwendet werden können, semantisch opak sind; die Zuschreibungen von propositionalen Einstellungen an sprachlose Wesen weisen diese Eigenschaft aber nicht auf; sprachlose Wesen können somit keine propositionalen Einstellungen haben.

In den folgenden Abschnitten wird das Intensionalitätsargument im Detail dargestellt, von zwei ähnlichen, aber in relevanter Hinsicht verschiedenen Argumenten unterschieden und so rekonstruiert und angepasst, dass es ein gültiges und möglichst plausibles Argument ist. Anschliessend werden verschiedene Arten der Kritik dargestellt und kommentiert.

2.2.1 Das Intensionalitätsargument

Das Intensionalitätsargument geht davon aus, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen in jedem Fall semantisch opak sind, und folgert aus der Feststellung, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen an sprachlose Wesen nicht semantisch opak sind, dass es sich dabei nicht um wirkliche Zuschreibungen propositionaler Einstellungen handelt - woraus der Schluss gezogen wird, dass sprachlose Wesen keine propositionalen Einstellungen besitzen. Semantische Opakheit wird zum Prüfstein für die korrekte Anwendung von Sätzen und daraus abgeleitet dafür, ob es sich beim damit beschriebenen Ereignis um eine propositionale Einstellung handelt.

Die semantische Opakheit von Zuschreibungen propositionaler Einstellungen und speziell von Überzeugungszuschreibungen⁶ zeigt, dass die Unterscheidung propositionaler Ein-

⁴Allenfalls könnte darauf ein Reductio-Argument aufbauen, welches als Kritik am Argument verstanden werden könnte: Wenn das Argument stichhaltig ist, hat es Konsequenz X; X ist absurd; also kann das Argument nicht stichhaltig sein. Dennoch müsste gezeigt werden, wieso das Argument nicht stichhaltig ist.

⁵Für eine ebenfalls sehr grundsätzliche Kritik an Davidsons Lingualismus, vgl. Rescorla 2013, 482.

⁶Wie bei Chisholm (vgl. 3.2.3) sind auch bei Davidson Überzeugungen paradigmatisch für intentionale Phänomene bzw. propositionale Einstellungen, weshalb ein grosser Teil der Behandlung Überzeugungen betrifft, obwohl das Gesagte auch für andere Arten von propositionalen Einstellungen gilt. Bei Davidson hat diese Konzentration auf Überzeugungen einen systematischen Grund: „Belief - indeed, true belief - plays a central role among the propositional attitudes.“ (Davidson 1982, 99) Diese Rolle ist für Davidson insofern zentral, als es nach ihm ohne Überzeugungen keine anderen propositionalen Einstellungen geben könnte, und Überzeugungen immer nur in Begleitung propositionaler Einstellungen anderer Art vorkommen. Im Hinblick auf die Frage, ob ein Wesen über propositionale Einstellungen verfügt - um welche es beim Intensionalitätsargument geht - sind Überzeugungen aussagekräftiger als andere propositionale Einstellungen. Dies ist speziell relevant für den zweiten Strang des Argumentes.

stellungen vor extensionaler Ununterscheidbarkeit keinen Halt macht. Weil es sein kann, dass ‚Judith glaubt, dass der Vortrag um 11 Uhr der interessanteste ist‘ wahr ist, während ‚Judith glaubt, dass der letzte Vortrag vor der Mittagspause der interessanteste ist‘ falsch ist, ist Judiths Überzeugung betreffend dem 11 Uhr-Vortrag nicht identisch mit ihrer Überzeugung betreffend dem letzten Vortrag vor der Mittagspause, obwohl der 11 Uhr Vortrag tatsächlich der letzte Vortrag vor der Mittagspause ist und entsprechend die Ausdrücke ‚11 Uhr-Vortrag‘ und ‚letzter Vortrag vor der Mittagspause‘ extensional ununterscheidbar sind. Wenn alle Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind, so sind alle propositionalen Einstellungen intensionssensitiv: es handelt sich um unterschiedliche propositionale Einstellungen, wenn deren Beschreibung eine andere, aber äquivalente Proposition enthält.

Die semantische Opakheit in der Zuschreibung propositionaler Einstellungen reflektiert den Umstand, dass es viele Arten gibt, wie wir uns auf *etwas* beziehen können und dass wir nie auf alle diese Arten gleichzeitig auf etwas Bezug nehmen. Entsprechend kann ich eine Einstellung zu etwas auf eine Art der Bezugnahme haben, ohne die Einstellung auf das selbe Objekt in einer anderen Art der Bezugnahme zu haben. Deshalb kann die Zuschreibung der einen Einstellung wahr und eine andere falsch sein.⁷

Die Ausgangslage für Davidsons Argumentation ist die, dass wir in vielen Fällen sprachlosen Wesen propositionale Einstellungen zuschreiben. Als Beispiel dient Davidson eine Passage aus Norman Malcolms Aufsatz „Thoughtless Brutes“ (1973)⁸. Malcolm beschreibt einen Hund auf der Jagd nach einer Katze, welcher nicht bemerkt, dass die Katze auf den Ahornbaum geflüchtet ist und stattdessen den Eichenbaum anbellt. Malcolm schlägt vor, dass die beste Erklärung für das Verhalten des Hundes die Annahme sei, dass er glaube, dass die Katze auf dem Eichenbaum ist. Um das Verhalten des Hundes zu erklären, schreiben wir ihm eine propositionale Einstellung zu.

Dass wir auch Hunden und vielen anderen Wesen propositionale Einstellungen zuschreiben, bestreitet Davidson nicht. Aber er stellt fest, dass die Zuschreibung einer propositionalen Einstellung an einen Hund keine semantische Opakheit aufweist:

But how about the dog’s supposed belief that the cat went up that oak tree?
That oak tree, as it happens, is the oldest tree in sight. Does the dog think

⁷David Finkelstein (Finkelstein 2007, 270) bemerkt, dass es nur für uns als endliche Wesen gilt, dass wir uns nicht auf alle möglichen Arten auf etwas beziehen können, und dass dies für einen allwissenden Gott nicht gelten würde. Entsprechend dürfte die Zuschreibung propositionaler Einstellungen an Gott keine semantische Opakheit aufweisen. Die Tatsache, dass die Zuschreibung propositionaler Einstellungen an sprachlose Wesen keine semantische Opakheit aufweist, könnte dann nicht nur bedeuten, dass diese keine propositionalen Einstellungen besitzen, sondern auch, dass sie allwissende Götter sind.

⁸Malcolms Position ist in vielerlei Hinsicht mit der von Davidson identisch (vgl. Davidson 1982, III). Malcolm behauptet lediglich, dass dem Hund zugeschrieben werden kann, dass er glaube, dass die Katze auf dem Baum sei, nicht aber, dass er den Gedanken habe, dass die Katze auf dem Baum ist. Er argumentiert, dass aus *X glaubt, dass p* nicht folgt, dass *X hat den Gedanken p*. Einen Gedanken zu haben ist nach Malcolm ausschliesslich für sprachfähige Wesen möglich. Vgl. zu dieser Unterscheidung meine Ausführungen in 2.5.5. In Bezug auf den Besitz von Gedanken formuliert Malcolm eine lingualistische Position, welche in der behaupteten Konsequenz jener von Davidson nahe kommt, jedoch anders begründet ist: „The relationship between language and thought must be closer than that; so close that it is really senseless to conjecture that people may *not* have thoughts, and also really senseless to conjecture that animals *may* have thoughts.“ (Malcolm 1973, 17-18) Nach Malcolm handelt es sich dabei allein um eine begriffliche Angelegenheit: Dass der Besitz von Gedanken vom Besitz von Sprache abhängig ist, könne durch eine Begriffsanalyse gezeigt werden.

that the cat went up the oldest tree in sight? Or that the cat went up the same tree it went up the last time the dog chased it? It is hard to make sense of the questions. But then it does not seem possible to distinguish between quite different things the dog might be said to believe. (Davidson 1982, 97)

Diese Passage kann so verstanden werden: Keine Ersetzung eines Ausdrucks durch einen dazu koextensionalen, oder der Proposition durch eine dazu äquivalente, macht eine als wahr akzeptierte Zuschreibung einer propositionalen Einstellung an einen Hund zu einer falschen. Die Zuschreibung einer propositionalen Einstellung an einen Hund ist nie semantisch opak. Wenn es sich bei semantischer Opakheit um eine charakteristische Eigenschaft aller Zuschreibungen propositionaler Einstellungen handelt und wenn solche Zuschreibungen an einen Hund diese Eigenschaft nie aufweisen, dann unterscheiden sich diese Zuschreibungen in einer wesentlichen Hinsicht von Zuschreibungen an einen Menschen. Davidson folgert aus diesem Unterschied auf der Beschreibungsebene auf einen Unterschied auf der Ebene des Beschriebenen: Hunde haben keine propositionalen Einstellungen. Da die Zuschreibung propositionaler Einstellungen an alle sprachlosen Wesen nicht zu semantischer Opakheit führt, kann diese Schlussfolgerung verallgemeinert werden: Sprachlose Wesen haben keine propositionalen Einstellungen.

2.2.2 Bestimmtheits- und Präzisionsargument

Das Intensionalitätsargument weist strukturelle Ähnlichkeiten zu zwei anderen Argumenten auf. Ungeachtet dieser Ähnlichkeiten unterscheiden sich die Argumente in relevanter Hinsicht. Sowohl Davidson selbst wie auch die meisten seiner Kritiker unterscheiden das Intensionalitätsargument nicht explizit von den beiden anderen Argumenten und oftmals werden diese auch miteinander vermischt oder verwechselt. Da nicht jede Kritik, welche eines der beiden anderen Argumente trifft, auch eine Kritik am Intensionalitätsargument darstellt, ist es im Hinblick auf die Darstellung der Kritiken am Intensionalitätsargument wichtig, diese voneinander zu unterscheiden. Zudem kann der Vergleich mit diesen anderen Argumenten zu einem besseren Verständnis des Intensionalitätsargumentes beitragen. Ich bezeichne diese beiden anderen Argumente als *Bestimmtheits-* und als *Präzisionsargument*.

Das Bestimmtheitsargument geht ebenfalls von der Ununterscheidbarkeit unterschiedlicher Zuschreibungen propositionaler Einstellungen in Bezug auf ihren Wahrheitswert aus und schliesst daraus auf die Unmöglichkeit des Besitzes von propositionalen Einstellungen. Grundlegend dafür ist die Auffassung, dass es sich bei einer propositionalen Einstellung um eine Einstellung zu einer bestimmten Proposition handelt. Es lässt sich zu jeder Zuschreibung einer propositionalen Einstellung an ein sprachloses Wesen mit Leichtigkeit eine zweite finden, deren Wahrheitswert sich nicht von der ersten unterscheiden lässt, obwohl es sich um unterschiedliche propositionale Einstellungen handelt. Die Zuschreibungen ‚Fido glaubt, die Katze ist auf dem zweitobersten Ast‘, ‚Fido glaubt, die Katze ist auf der Eiche‘, ‚Fido glaubt, die Katze ist irgendwo da oben‘ sind in Bezug auf ihren Wahrheitswert nicht unterscheidbar, obwohl in allen drei Fällen eine Einstellung zu einer anderen Proposition beschrieben wird. Da es sich bei einer propositionalen Einstellung um eine Einstellung zu einer bestimmten Proposition handeln soll, handelt es sich nicht um eine propositionale Einstellung.

Im Unterschied zum Intensionalitätsargument handelt es sich beim Bestimmtheitsargument bei den unterschiedlichen, aber in Bezug auf den Wahrheitswert ununterscheidbaren propositionalen Einstellungen nicht um Einstellungen zu äquivalenten Propositionen, d.h. die Zuschreibungen unterscheiden sich nicht nur dadurch, dass in ihnen vorkommende Ausdrücke durch dazu koextensionale ersetzt wurden. Die Ausdrücke ‚der zweitoberste Ast‘, ‚die Eiche‘ und ‚da oben‘ sind nicht koextensional, entsprechend haben die Aussagen ‚die Katze ist auf dem zweitobersten Ast‘, ‚die Katze ist auf der Eiche‘ und ‚die Katze ist irgendwo da oben‘ unterschiedliche Wahrheitswertverläufe und sind nicht äquivalent.

Um das Bestimmtheitsargument zu kritisieren, ist die Feststellung zentral, dass wir in diesen Beispielen von Propositionen ausgehen, welche *wir* mit den Mitteln *unserer* Begriffe unterscheiden können. Ein Hund hat andere Bedürfnisse und Interessen als ich, es ist davon auszugehen, dass er die Welt, in der wir gemeinsam leben, anders strukturiert, andere Unterscheidungen trifft. Entsprechend wird der Hund andere Propositionen voneinander unterscheiden als wir. Die Forderung lautet aber nicht, dass sprachlose Wesen jede Proposition, welche wir unterscheiden können, unterscheiden können müssen. Die Forderung lautet nur, dass sie manche Propositionen unterscheiden können, da sie nur dann in Abgrenzung zu anderen Propositionen eine Proposition auszeichnen können. Entsprechend genügt es, wenn wir Unterschiede in den Wahrheitswerten der Zuschreibungen einiger propositionalen Einstellungen erkennen und wir müssen nicht für die Zuschreibung jeder möglichen propositionalen Einstellung einen Unterschied im Wahrheitswertverlauf erkennen. Und dies ist dann möglich, wenn das Verhalten des Hundes solche Unterscheidungen zulässt. Da es möglich ist, einen Unterschied im Wahrheitswert zwischen ‚der Hund glaubt, dass die Katze auf der Eiche ist‘ und ‚der Hund glaubt, dass die Katze auf dem Ahornbaum ist‘ zu machen. Somit ist der grundsätzlichen Forderung bereits nachgekommen. Weitere Differenzierungen sind möglich. Solche Differenzierungen vorzunehmen bedeutet, das Begriffssystem des Hundes kennenzulernen.

Die Konklusion des Bestimmtheitsargumentes könnte höchstens lauten, dass sprachlose Wesen weniger und weniger differenzierte propositionale Einstellungen besitzen als wir. Ein Bestimmtheitsargument mit der stärkeren Konklusion, wonach sprachlose Wesen über keinerlei propositionale Einstellungen verfügen können, kann nach der oben dargestellten Kritik zurückgewiesen werden. Von dieser Kritik ist das Intensionalitätsargument jedoch nicht betroffen. Denn das Intensionalitätsargument weist auf die Unbestimmbarkeit einer speziellen Art hin, nämlich zwischen Propositionen, welche den selben Sachverhalt beschreiben und somit durch Beobachtungen und Differenzierungen, wie sie in der Entgegnung auf das Bestimmtheitsargument beschrieben wurden, per Definitionem nicht in den Griff gekriegt werden können. Dass Fido nicht zwischen den Propositionen ‚die Katze ist auf dem ältesten Baum in der Umgebung‘ und ‚die Katze ist auf diesem Baum‘ unterscheiden kann, liegt nicht daran, dass er die Welt auf eine andere Art strukturiert und deshalb andere Begriffe hat, und es liegt auch nicht daran, dass er die Welt auf eine weniger differenzierte Art strukturiert und deshalb weniger Begriffe hat. Fido mag die Welt strukturieren, aber er hat keine Begriffe insofern einen Begriff zu haben bedeutet, dass die Ersetzung durch einen anderen Begriff, der das Gleiche bezeichnet, einen Unterschied machen könnte.

Das Bestimmtheitsargument kann verstärkt werden und zum Präzisionsargument ausgebaut werden. Die Idee ist die gleiche, nur wird weiter ins Feld geführt, dass eine propo-

sitionale Einstellung nicht einfach eine Einstellung zu einer bestimmten Proposition ist, sondern weiter verlangt, dass Propositionen ein Mindestmass an Differenziertheit aufweisen müssen. So könnte auf die soeben beschriebene Entgegnung auf das Bestimmtheitsargument erwidert werden, dass auf diese Art keine hinreichend präzise Bestimmung einer Proposition möglich ist. Denn unsere Sprache ermöglicht es nicht nur, überhaupt Propositionen zu unterscheiden, sondern eine enorme Anzahl unterschiedlicher Propositionen. Auch wenn zugegeben würde, dass auch sprachlose Wesen Propositionen unterscheiden können, so ist deren Anzahl nicht vergleichbar mit der Anzahl von Unterscheidungen, welche sprechende Wesen treffen können.

Aber diese Verstärkung ist nicht überzeugend. Denn die lingualistische Position besteht in einer qualitativen Aussage: Sprachlose Wesen haben *keine* propositionalen Einstellungen. Insofern das Präzisionsargument lediglich einen Unterschied (wenn auch einen beträchtlichen) in quantitativer Hinsicht beweist, kann es nicht ein Argument für die lingualistische Position sein. Das Präzisionsargument hat gegenüber dem Bestimmtheitsargument nicht die gewünschte zusätzliche argumentative Kraft. Wenn das Bestimmtheitsargument widerlegt werden kann, ist auch das Präzisionsargument widerlegt. Das Intensionalitätsargument jedoch ist immun gegen die gegen das Bestimmtheits- und Präzisionsargument gerichtete Kritik und somit widerstandsfähiger.⁹

Die Konklusion des Intensionalitätsargumentes ist stärker und bestimmte Einwände gegen das Bestimmtheits- und Präzisionsargument treffen das Intensionalitätsargument nicht. Zudem ist das Intensionalitätsargument weniger von der Annahme abhängig, dass es sich bei propositionalen Einstellungen um Einstellungen zu (präzise) bestimmten Propositionen handelt. Ob Davidson selbst eine Form des Bestimmtheits- oder des Präzisionsarguments vertritt, ist meines Erachtens unklar. Da aber auf jeden Fall das Intensionalitätsargument als das stärkere Argument betrachtet werden muss, ist es im Sinne einer wohlwollenden Interpretation Davidsons diesem in erster Linie eine Formulierung des Intensionalitätsargumentes zuzuschreiben.

2.2.3 Formulierung eines gültigen und plausiblen Argumentes

Die Behandlung des Argumentes ist bei Davidson äusserst knapp. Daraus liesse sich ein Argument der folgenden Form herauslesen:

P1 Zuschreibungen propositionaler Einstellungen sind semantisch opak.

P2 Nur die Zuschreibungen propositionaler Einstellungen an sprachfähige Wesen sind semantisch opak.

K Nur sprachfähige Wesen haben propositionale Einstellungen.

⁹Das Bestimmtheits- und das Präzisionsargument beruhen auf einer spezifischen Auffassung über das Wesen propositionaler Einstellungen als Einstellung zu einer Proposition. Das Intensionalitätsargument beruht nicht direkt auf einer solchen Auffassung, würde dadurch aber plausibilisiert. Das Intensionalitätsargument setzt voraus, dass die Zuschreibung propositionaler Einstellungen an sprachliche Wesen semantisch opak sind, während dies bei sprachlosen Wesen nicht der Fall ist. Eine solche Auffassung würde diese beiden Annahmen plausibler machen, insofern dann angenommen werden könnte, dass eine Einstellung zu einer Proposition irgendwie eine sprachliche Angelegenheit ist. Davidson selbst ist in Bezug auf diese Auffassung ambivalent, im Zusammenhang mit dem Intensionalitätsargument scheint er sich aber auf eine solche Auffassung abzustützen (2.5.5). Im weiteren Verlauf dieser Arbeit werde ich dafür argumentieren, dass diese Auffassung falsch ist (5.4).

Das Argument ist in dieser Form nicht gültig: es könnte sein, dass die Prämissen wahr sind, während die Konklusion falsch ist. Diese Möglichkeit entsteht, weil die Prämissen die Zuschreibung propositionaler Einstellungen behandeln, während die Konklusion eine Aussage über den Besitz propositionaler Einstellungen macht. Angenommen, sprachlose Wesen besitzen propositionale Einstellungen, diese können aber aus irgendeinem Grund nicht zugeschrieben werden. Dann ist es wahr, dass nur sprachfähigen Wesen propositionale Einstellungen zugeschrieben werden können und entsprechend ist es auch wahr, dass nur die Zuschreibung propositionaler Einstellungen an sprachfähige Wesen intensionale Kontexte erzeugen. Die Unmöglichkeit der Zuschreibung ist nicht der Nicht-Existenz von propositionalen Einstellungen geschuldet. In diesem Fall könnten beide Prämissen wahr sein, während die Konklusion falsch ist - das Argument ist ungültig.

Rein formal betrachtet bestehen zwei Möglichkeiten, dieses zu einem gültigen Argument weiterzuentwickeln: Die Konklusion kann abgeschwächt werden, so dass diese ebenfalls lediglich eine Aussage über die Zuschreibung propositionaler Einstellungen macht.¹⁰ Oder die Prämissen werden so erweitert, dass ein Übergang von der Zuschreibung zum Besitz propositionaler Einstellungen gemacht werden kann.

Der erste Weg, das Argument gültig zu machen, resultiert in einem viel schwächeren Argument:

- P1 Zuschreibungen propositionaler Einstellungen sind semantisch opak.
- P2 Nur die Zuschreibungen propositionaler Einstellungen an sprachfähige Wesen sind semantisch opak.
- K' Nur sprachfähigen Wesen können propositionale Einstellungen zugeschrieben werden.

Nach Barth (Barth 2011, 54-55) ist es dieses Argument, welches Davidson vertritt. Nach dieser Lesart wird mit dem Intensionalitätsargument lediglich ein epistemischer, nicht aber ein ontologischer Lingualismus begründet. Für Barth handelt es sich dabei nicht um eine Kritik an Davidson, insofern er davon ausgeht, dass Davidson mit diesem Argument lediglich einen epistemischen Lingualismus begründen will. Barth¹¹ begründet diese Einschätzung mit dem Verweis auf Davidsons eigene Beurteilung des Intensionalitätsargumentes, wonach dieses nicht hinreichend sei um einen ontologischen Lingualismus zu begründen: „These considerations point in the direction of language, but they do not amount to a demonstration that language is necessary to thought.“ (Davidson 1982; 101) Aber ob Davidson damit auch sagt, dass sein Argument dazu dienen *soll*, einen epistemischen Lingualismus zu begründen, ist meines Erachtens zweifelhaft. Gleich im Anschluss

¹⁰Ich bezeichne den epistemischen Lingualismus als schwächer als den ontologischen, insofern aus ersterem nicht auf letzteren geschlossen werden darf, während der umgekehrte Schluss gültig ist: Wer keine Gedanken besitzt, dem können auch keine solchen zugeschrieben werden. Nicht in jeder Hinsicht muss ein epistemischer Lingualismus als schwächer als ein ontologischer aufgefasst werden. So sind die Konsequenzen in Bezug auf die Möglichkeit einer kognitiven Ethologie bei einem epistemischen Lingualismus mindestens so stark wie bei einem ontologischen, da bereits ein epistemischer Lingualismus das Unterfangen der kognitiven Ethologie verunmöglicht (vgl. dazu auch Barth 2011, 107, Fussnote 119).

¹¹Das Intensionalitätsargument für einen epistemischen Lingualismus spielt in Barths Argumentation für eine Weiterentwicklung von Davidsons Metaüberzeugungsargument eine zentrale Rolle (Barth 2011, 102-105), dies wird in 2.5 behandelt.

heisst es nämlich: „Indeed, what these considerations suggest is only that there probably can't be much thought without language.“ Die vorgeschlagene Gradualität würde auch gegen einen epistemischen Lingualismus sprechen, würde dies doch die Möglichkeit der Zuschreibung weniger Gedanken offenlassen. Wie an anderen Stellen in dieser Arbeit ausgedrückt und begründet, fasse ich Davidsons Intensionalitätsargument als einen Versuch zur Begründung eines ontologischen Lingualismus auf¹² und lese die oben zitierte Stelle als Ausdruck seiner Einsicht, dass das Argument dies nicht befriedigend leisten kann. Das Argument durch eine Abschwächung der Konklusion gültig zu machen, verpasst Davidsons Intention.

Das Argument muss deshalb auf eine Art gültig gemacht werden, welche die ursprüngliche Konklusion beibehält; entsprechend muss bei den Prämissen des Argumentes angesetzt werden. Gesucht ist eine zusätzliche Prämisse, welche den Übergang von der Zuschreibung zum Besitz propositionaler Einstellungen macht. Diese Zusatzprämisse muss verhindern, dass ein Wesen propositionale Einstellungen besitzt, diese aber nicht zugeschrieben werden können. *P3* könnte dies leisten:

- P1 Zuschreibungen propositionaler Einstellungen sind semantisch opak.
- P2 Nur die Zuschreibungen von propositionalen Einstellungen an sprachfähige Wesen sind semantisch opak.
- P3 Wenn ein Wesen über propositionale Einstellungen verfügt, dann können diese zugeschrieben werden.
- K Nur sprachfähige Wesen haben propositionale Einstellungen.

William Child bezeichnet eine Aussage wie *P3* als einen zentralen Bestandteil einer interpretationistischen Position und nennt dies eine *Notwendigkeitsbehauptung* (Child 1994, 32-39). Eine solche Behauptung formuliert Davidson an mehreren Stellen, sehr deutlich ist die folgende Formulierung: „I assume that an observer can under favorable circumstances tell what beliefs, desires, and intentions an agent has.“ (Davidson 1982, 99; vgl. ebenfalls Davidson 1990a, 88; Davidson 1983, 148; Davidson 1975, 86). Child untersucht verschiedene Begründungen für die Notwendigkeitsbehauptung. Eine erste schreibt er explizit Davidson zu¹³: Bedeutungen sind notwendig öffentlich, propositionale Einstellungen sind notwendig mit Bedeutungen verknüpft, folglich sind propositionale Einstellungen wesentlich öffentlich. Was öffentlich ist, ist interpretierbar. Somit sind propositionale Einstellungen notwendigerweise interpretierbar. Ohne das Argument als solches eingehender zu beleuchten, weist Child dieses als eine Begründung für die Notwendigkeitsbehauptung zurück. Das Argument etablierte zwar eine Abhängigkeit von propositionalen Einstellungen zu Bedeutungen. Aber auch wenn diese Abhängigkeit bestehe, folgte daraus nicht, dass propositionale Einstellungen wesentlich öffentlich seien. Die Öffentlichkeit - so könnte Childs Einwand formuliert werden - ist nicht übertragbar. Und noch konkreter für den Zusammenhang des Intensionalitätsargumentes kann diese Begründung von *P3* nicht dienen, würde sie doch bereits die lingualistische Konklusion als wahr voraussetzen und wäre somit zirkulär.

¹²Obwohl sich durchaus Stellen finden lassen, die eine gegenteilige Lesart unterstützen; bspw. Davidson 1990a, 89.

¹³Child verweist hier konkret auf die Argumentation Davidsons in „A Coherence Theory of Truth and Knowledge“ (1983) und bezeichnet dieses als eines von Davidsons wenigen expliziten Argumenten. Dieses Argument weist eine grosse Ähnlichkeit zum Metaüberzeugungsargument auf.

Child untersucht drei weitere Begründungen für die Notwendigkeitsbehauptung: i. Der Begriff einer propositionalen Einstellung spielt eine Rolle in einer einfachen Theorie, welche dazu dient Verhalten zu erklären und vorherzusagen. Der Begriff ist über die Rolle, welche er im Rahmen dieser Theorie spielt, erschöpfend definiert. Derartige Theorien gehen von einer drittpersonalen Perspektive aus: Eine Interpretin schreibt einem Wesen propositionale Einstellungen zu, um dessen Verhalten zu erklären und vorherzusagen. Entsprechend muss alles, was es zu propositionalen Einstellungen zu wissen gibt, für eine Interpretin zugänglich sein. Interpretierbarkeit ist notwendig für propositionale Einstellungen.

ii. Die zweite Begründung entsteht auf der Basis der Zurückweisung eines introspektiven Ansatzes bezüglich propositionaler Einstellungen, nach welchem die Notwendigkeit der Interpretierbarkeit absurd erscheint. Nach einem introspektiven Ansatz besteht mein Zugang zu propositionalen Einstellungen im allgemeinen in der Kenntnis meiner eigenen propositionalen Einstellungen. Diese gewinne ich durch Introspektion. Nun ist es aber eine Tatsache, dass ich auch Anderen propositionale Einstellungen zuschreibe und dabei die selben Begriffe anwende, wie ich sie bei mir selbst verwende. Wie kann diese Tatsache erklärt werden? Nach dem Introspektionsansatz ist dies deshalb möglich, weil ich dabei eine Projektion meiner eigenen propositionalen Einstellungen auf andere vornehme. Auch wenn das beobachtbare Verhalten des Anderen unumgängliche Grundlage für die Projektion bildet, die letzte Instanz für die Korrektheit der Zuschreibung ist die durch die Innenperspektive gelieferte unmittelbare Kenntnis meiner eigenen propositionalen Einstellungen. Nach diesem Modell ist es gut vorstellbar und sogar sehr wahrscheinlich, dass propositionale Einstellungen vorhanden sind, aber unentdeckt bleiben. Interpretierbarkeit wäre demnach nicht notwendig für propositionale Einstellungen.¹⁴ Gegen dieses Introspektions-Modell richten sich die berühmten Attacks von Peter F. Strawson (Strawson 1959, Kap. 3) und Ludwig Wittgenstein (Wittgenstein 1953, insb. 452-458). Child behauptet nicht, dass die Argumente Strawsons und Wittgensteins identisch sind, aber er erkennt in beiden einen zentralen gemeinsamen Kern: Wenn meine Kenntnis von propositionalen Einstellungen letztlich durch Introspektion gewonnen ist, dann kann ich keine Begriffe bilden, welche es ermöglichen, über propositionale Einstellungen zu sprechen. Dies stellt nicht nur die Kenntnis der propositionalen Einstellungen Anderer, sondern auch meiner eigenen in Frage: Wenn die Zuschreibung propositionaler Einstellungen nicht an Kriterien festgemacht werden kann, fehlt die Möglichkeit der identifizierenden und re-identifizierenden Bezugnahme, was die Zuschreibung verunmöglicht.¹⁵ Angenommen, dass ich in der Lage wäre die notwendigen Begriffe zu bilden, so wäre ich dennoch nicht in der Lage, einer Anderen eine propositionale Einstellung, welche sie hat, zuzuschreiben, sondern nur eine Einstellung, die ich habe. Und angenommen, dass auch dies möglich wäre, und ich in Analogie zu meinen eigenen einen Zugang zu den propositionalen Einstellungen Anderer gewinnen kann, so besteht kein Grund, nicht auch Steinen propositionale Einstellungen zuzuschrei-

¹⁴Und umgekehrt ist es sehr gut möglich, dass zugeschriebene Einstellungen nicht vorhanden sind. Und somit Interpretierbarkeit nicht nur nicht notwendig, sondern auch nicht hinreichend für propositionale Einstellungen sind. Nach Child behauptet eine interpretationistische Position ebenfalls, dass Interpretierbarkeit hinreichend ist (Child 1994, 40-46), was aber nicht bedeutet, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen unfehlbar sind (vgl. auch Child 1994, 27; 39). Die Behauptung, dass Interpretierbarkeit hinreichend für das Vorhandensein von propositionalen Einstellungen ist, behandle ich eingehender im Kapitel 2.4.1.

¹⁵Vgl. dazu auch 5.1.1.

ben, da diese Zuschreibung unabhängig von Kriterien ist. All diese Probleme sind die Folge davon, dass die Kenntnis der eigenen propositionalen Einstellungen zum Massstab für die Kenntnisse aller propositionalen Einstellungen erhoben wird. Diese Probleme geben Anlass, ein anderes Modell zu wählen um damit die Tatsache zu erklären, dass wir uns und anderen gleichermassen propositionale Einstellungen zuschreiben. Nämlich dass wir nicht letzteres auf der Basis von ersterem tun, sondern eher umgekehrt: Die Zuschreibung propositionaler Einstellungen findet auf der Basis von beobachtbarem Verhalten statt und wir nehmen an, dass eine engere Beziehung zwischen unseren propositionalen Einstellungen und diesen Kriterien besteht. Nach diesem Modell erscheint es sehr plausibel, dass propositionale Einstellungen grundsätzlich interpretierbar sind.

iii. Die dritte Begründung besteht in der Behauptung, dass es schlicht eine Tatsache sei, dass wir normalerweise in der Lage sind zu bestimmen, was andere denken, d.h. welche propositionalen Einstellungen sie haben. Dies ist nicht eine naive Behauptung, sondern einem anderen methodologischen Ansatz geschuldet: Wir gehen davon aus, dass wir normalerweise in der Lage sind, anderen propositionale Einstellungen zuzuschreiben, und nun fragen wir uns, unter welchen Bedingungen dies möglich ist.

Während Davidsons Argument für die Notwendigkeitsbehauptung von Child zurückgewiesen wird, hält er die anderen drei Begründungen für grundsätzlich überzeugend und kommt zum Schluss, dass diese zusammen die Notwendigkeitsbehauptung hinreichend zu begründen vermögen. Wenn auch keine dieser Begründungen explizit von Davidson formuliert wurde, so sind sie doch alle mit seiner Philosophie vereinbar. Die erste Begründung erinnert in der Beschreibung Childs deutlicher an Dennett als an Davidson, aber Child weist auf Stellen hin, bei denen sich auch bei Davidson deutliche Formulierungen in diese Richtung finden (Child 1994, 34).¹⁶ Die zweite Begründung ist auf jeden Fall nicht im Widerspruch zu Davidson, lehnt er doch den Introspektionsansatz wiederholt ab (Davidson 1997a, 74). Die letzte Begründung ist zumindest von der Form her stark im Sinne Davidsons, macht er doch wiederholt Gebrauch von derartigen deskriptiv-metaphysischen Formulierungen.¹⁷

Insofern Davidson eine Notwendigkeitsbehauptung wie *P3* auch unabhängig vom Intensionalitätsargument vertritt, ist es unabhängig davon, worauf Davidson mit dem Intensionalitätsargument abzielt, für den weiteren Verlauf dieser Arbeit wichtig, dass dieses Argument auch nicht in der Lage ist, einen epistemischen Lingualismus zu begründen. Denn nach dem interpretationistischen Ansatz, vor dessen Hintergrund ich die Arbeiten Davidsons betrachten werde, ist die Zuschreibbarkeit (Interpretierbarkeit) notwendig für den Besitz propositionaler Einstellungen (vgl. dazu Child 1994, 32-39).¹⁸ Ein Argument für einen epistemischen Lingualismus, wäre somit immer auch ein Argument für einen ontologischen Lingualismus. Es muss entsprechend gezeigt werden, dass die epistemischen

¹⁶Child verweist auf Davidson 1974c, 234 und Davidson 1975, 158; vgl. ebenfalls Davidson 1990a, 91.

¹⁷Vgl. dazu meine Behandlung von Davidsons methodischem Vorgehen in der Metaphysik in 4.1.2.

¹⁸Der allgemeine Zusammenhang zwischen epistemischer und ontologischer Abhängigkeit ist vor dem Hintergrund einer interpretationistischen Position der Folgende: Epistemischer Lingualismus impliziert ontologischen Lingualismus. Ein epistemischer Lingualismus muss entsprechend zurückgewiesen werden, um den ontologischen Lingualismus zurückzuweisen. Umgekehrt und positiv genügt es zu begründen, dass die Zuschreibung propositionaler Einstellung epistemisch nicht davon abhängt, dass das Wesen, welchem diese zugeschrieben werden, eine Sprache hat, um zu zeigen, dass der Besitz propositionaler Einstellungen auch ohne Sprache möglich ist.

Bedingungen für die Möglichkeit der Zuschreibung propositionaler Einstellungen nicht wesentlich von Sprache abhängen. Eine Kritik am Intensionalitätsargument kann sich deshalb nicht darin erschöpfen, dass dieses nur als Argument für einen epistemischen Lingualismus bezeichnet wird. Insofern Davidson eine interpretationistische Position vertritt und er sich somit ohnehin auf eine Aussage der Art von *P3* verpflichtet, folgt letztlich auch aus dem epistemischen Argument die ontologische Behauptung. Selbst wenn mit dem Intensionalitätsargument lediglich ein epistemischer Lingualismus begründet würde, folgte daraus vor dem Hintergrund von Davidsons interpretationistischem Ansatz ein ontologischer Lingualismus. Umso plausibler erscheint es, das Intensionalitätsargument als ein Argument für einen ontologischen Lingualismus zu interpretieren.

Mit der Zuhilfenahme von *P3* wird das Intensionalitätsargument zu einem gültigen Argument und begründet einen starken, ontologischen Lingualismus. Child beschreibt drei unterschiedliche Arten der Begründung für die hinzugefügte Prämisse, diese sind mit den Auffassungen Davidsons kompatibel. Somit wäre ein gültiges Argument gefunden, von welchem angenommen werden kann, dass Davidson diesem zustimmen würde. Im weiteren Verlauf der Arbeit wird das so rekonstruierte Argument als das Intensionalitätsargument betrachtet und *P3* als begründet vorausgesetzt. In der Folge werden verschiedene gegen das Intensionalitätsargument formulierte Kritiken beschrieben und beurteilt. Wenn das Argument gültig und *P3* wahr ist, bleibt die Möglichkeit der Kritik auf die Wahrheit der beiden anderen Prämissen *P1* und *P2* beschränkt.

2.2.4 Kritik an P2

William Child (Child 1994, 15-16) hält die erste Prämisse für plausibel, aber kritisiert die zweite. Child verweist auf die Arbeiten von Gareth Evans (Evans 1982, 143-298), welche zeigen, dass Bezugnahme sowohl demonstrativ auf ein Objekt der aktuellen Wahrnehmung, wie auch über die Erinnerung auf ein in der Vergangenheit wahrgenommenes Objekt auch ohne Sprache möglich ist. Child schlägt vor, dass die Fähigkeit zur erinnern- und demonstrativen Bezugnahme auf Objekte genüge, damit die Zuschreibung einer propositionalen Zuschreibung semantisch opak ist. Und da diese Fähigkeiten auch ohne Sprache möglich sind, besteht die Möglichkeit, dass die Zuschreibung propositionaler Einstellungen an sprachlose Wesen ebenfalls semantisch opak sein kann. Um diesen Vorschlag auszuarbeiten, müsste gezeigt werden, dass die Fähigkeit demonstrativer oder erinnern-der Bezugnahme auf einen Gegenstand dazu führt, dass eine mögliche Veränderung im Wahrheitswert resultiert. Es scheint aber die Schwierigkeit zu bestehen, dass solche Fähigkeiten zwar differenzierte Zuschreibungen ermöglichen, allerdings handelt es sich dabei eher um *de-re*, als um *de dicto* Zuschreibungen, wodurch die Möglichkeit der Änderung des Wahrheitswertes wegfällt. Wenn das Erzeugen semantischer Opakheit als wesentliches Merkmal für propositionale Einstellungen akzeptiert wird, ist es schwierig der lingualistischen Konklusion zu entgehen. Da aber Child das Intensionalitätsargument nicht als das Hauptargument Davidsons für den Lingualismus betrachtet, fällt seine diesbezügliche Kritik knapp aus und es handelt sich eher um eine Andeutung als einen ausgearbeiteten Vorschlag.

Davidson begründet *P2* mit der Feststellung, dass die Zuschreibung einer Überzeugung über die Katze auf dem Baum keine semantische Opakheit aufweist. Die direkteste Erwi-

derung auf *P2* besteht darin, dies zu bestreiten. David Finkelstein (Finkelstein 2007, 278) unternimmt einen Versuch in diese Richtung. Zwar behauptet er nicht, dass die Ersetzung eines Ausdrucks durch einen dazu koextensionalen innerhalb der Zuschreibung einer propositionalen Einstellung eine Änderung im Wahrheitswert zur Folge haben könnte. Aber er stellt am konkreten Beispiel des Hundes fest, dass die Ersetzung nicht folgenlos sein muss. Während wir ‚der Hund glaubt, dass die Katze auf diesen Baum geklettert ist‘ als eine Beschreibung ernst nehmen können, so gilt dies für ‚der Hund glaubt, dass die Katze auf den ältesten Baum in Cook County geklettert ist‘ nicht - wir könnten diese letzte Beschreibung höchstens ernst nehmen, wenn es klar ist, dass es sich um eine *de re* Beschreibung handelt. Finkelstein schlägt vor, dass dieser Unterschied dadurch erklärt werden kann, dass Hunde an etwas als einen Baum denken und entsprechende Einstellungen entwickeln können, während sie nicht an etwas als den ältesten Baum in Cook County denken können und entsprechend keine diesbetreffende Einstellung entwickeln können.

Dass eine Ersetzung in der Beschreibung diese Folge hat, erscheint plausibel. Der daraus entwickelte Einwand zielt jedoch am Intensionalitätsargument vorbei. So stellt Davidson selbst fest, dass ein solcher Unterschied resultieren könnte. Davidson geht mit Finkelstein einig, dass eine solche Ersetzung zu einer Zuschreibung führt, die nicht wahr ist - aber für Davidson ist entscheidend, dass sie auch nicht falsch, sondern schlicht sinnlos ist. Und daraus schliesst Davidson, dass sie auch vor der Ersetzung nicht wahr gewesen sein konnte.

2.2.5 Glocks Kritik an *P1*

Eine differenzierte Kritik an *P1* formuliert Hanjo Glock (Glock 2000, 40-44). Seine Kritik an der Annahme, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen notwendigerweise semantisch opak sind, fusst auf zwei in anderen Zusammenhängen entwickelten Einsichten Davidsons: Propositionen werden als Ganzes bestimmt. Und eine propositionale Einstellung ist eine Eigenschaft eines Wesens, welches diese Einstellung hat. Es handelt sich also um eine interne Kritik, insofern sie Davidsons Argument aus Davidson heraus zu widerlegen versucht.

Dass Propositionen als Ganzes bestimmt werden, ist eine Folge von Davidsons Argument gegen das building-block-Modell und für einen holistischen Ansatz für die Bedeutung von Sätzen (Davidson 1965, 4; Davidson 1967c, 22; Davidson 1977b, 219-221). Prioritär ist demnach nicht die Bedeutung von Wörtern, sondern von Sätzen. Die Bedeutung eines Satzes wird nicht aus den Bedeutungen der darin vorkommenden Wörter zusammengesetzt, sondern über ihre Beziehungen zu anderen Sätzen. Und Wörter erhalten ihre Bedeutung darüber, dass sie in bedeutungsvollen Sätzen vorkommen. Diesen holistischen Ansatz überträgt Davidson auf den Inhalt von propositionalen Einstellungen. Prioritär ist nicht der Inhalt von Teilen einer Proposition, sondern von der ganzen Proposition. Der Inhalt einer Proposition wird nicht aus darin enthaltenen Teilen zusammengesetzt, sondern über ihre Beziehung zu anderen Propositionen bestimmt (Davidson 1997b, 139). Diese holistische Bestimmung des Inhalts von Propositionen nennt Glock *holodoxastisch*.

Propositionale Einstellungen sind keine Einstellungen zu einem Objekt (abstrakt oder im Geist), sondern Eigenschaften einer Person (Davidson 1997a, 74). Damit weist Davidson ein Bild von propositionalen Einstellungen zurück, wonach es sich dabei um eine Beziehung zwischen dem Geist und einem Objekt handelt (vgl. dazu Child 1994, 8-9).

Entsprechend setzt eine propositionale Einstellung nicht zwei Objekte - eine Denkerin und eine Proposition - voraus, sondern nur eines, nämlich eine Denkerin:

The only *object* required for the existence of a belief is a believer. Having a belief is not like having a a favorite cat, it is being in a state; and being in a state does not require that there be an entity called a state that one is in.
(Davidson 1997a, 74)

Diese Auffassung, wonach es sich bei einer propositionalen Einstellung um den Zustand einer Person handelt, ist eng mit einem methodologischen Grundsatz verwandt, welcher Glock (Glock 2000, 37) Davidson ebenfalls zuschreibt und für die Kritik an Davidsons Lingualismus ins Feld führt: eine drittpersonale Perspektive auf propositionale Einstellungen. Nach diesem Grundsatz kann ein Wesen nicht über Eigenschaften verfügen, welche diesem aus prinzipiellen Gründen nicht auf der Grundlage des vom Wesen gezeigten Verhaltens von einer drittpersonalen Beobachterin zugeschrieben werden könnten. Ich habe eine solche Position an früherer Stelle (2.2.3) als Notwendigkeitsbehauptung eingeführt und dafür argumentiert, dass erst deren Annahme das Intensionalitätsargument zu einem gültigen Argument für einen ontologischen (und nicht lediglich epistemischen) Lingualismus macht. Dies könnte als Argument dafür verwendet werden, dass Davidson auf die Annahme dieses Prinzips verpflichtet ist. Glock argumentiert für Davidsons Verpflichtung auf diese Annahme mit Verweis auf die Theorie der Radikalen Interpretation, insofern diese eine notwendige Verbindung zwischen Verhalten und propositionalen Einstellungen wie Absichten und Überzeugungen postuliert (Davidson 1973b, 128; Davidson 1975, 170). Propositionale Einstellungen nicht als eine wie auch immer geartete Beziehung zwischen einer Person und einer Proposition, sondern als eine beobachtbare Eigenschaft einer Person aufzufassen, kann als eine direkte Konsequenz dieses Grundsatzes verstanden werden.

Aufgrund dieser beiden Annahmen lässt sich folgern, dass ein Wesen propositionale Einstellungen auch dann haben kann, wenn die Zuschreibung propositionaler Einstellungen an dieses Wesen nicht semantisch opak ist. Der holodoxastische Zugang unterbindet den Übergang von der Forderung, den Inhalt einer Proposition zu kennen, zur Forderung, bestimmte Begriffe zu kennen. Einen solchen Übergang macht Davidson im Zusammenhang mit dem Intensionalitätsargument, wenn er von der Überzeugung, dass die Katze auf dem Baum ist, zum Begriff ‚Baum‘ übergeht und suggeriert, dass ersteres nur haben kann, wer über letzteres verfügt. Wenn dieser Übergang gemacht ist, folgt ein nur schwer zu widerlegendes Argument für die lingualistische Position: Der Gehalt eines Begriffs wird über seine Beziehung zu anderen Begriffen bestimmt. Wer über einen Begriff verfügt, muss deshalb über viele Begriffe verfügen. Wenn ich über den Begriff ‚Baum‘ verfüge, muss ich über eine Vielzahl von anderen Begriffen wie bspw. ‚Pflanze‘, ‚Stamm‘ oder ‚Ast‘ verfügen. Wie aber soll ein Wesen ohne Sprache über all diese erforderlichen Begriffe verfügen? Weil dies nicht möglich scheint, kann es über gar keine Begriffe verfügen und folglich keine Proposition bestimmen, zu der es eine Einstellung haben könnte. Wenn der Übergang von der Möglichkeit, eine Proposition zu bestimmen, zur Möglichkeit, einen Begriff zu kennen, durch den holodoxastischen Ansatz geblockt ist, dann folgt diese Konklusion nicht.

Stattdessen muss gezeigt werden, wie ein Wesen ohne Sprache Zugang zu einer Proposition als Ganzes haben kann. Nach dem holodoxastischen Zugang werden Propositionen über ihre Beziehung zu anderen Propositionen bestimmt. Um eine Proposition zu bestimmen, muss ein Wesen in der Lage sein, eine Vielzahl von Propositionen zu bestimmen

und voneinander zu unterscheiden. Dass dies auch ohne den Besitz von Sprache möglich ist, hilft die zweite Einsicht zu begründen. Propositionale Einstellungen sind Eigenschaften eines Wesens. Es ist eine Eigenschaft von Jack, dass er glaubt, dass die Katze auf dem Baum ist. Diese Eigenschaft muss sich in seinem Verhalten manifestieren, so dass berechtigterweise gesagt werden kann, dass Jack eine bestimmte Überzeugung hat. Dies ist möglich, wenn die Proposition mit anderen Propositionen verglichen wird. Wenn Jack ein Hund und somit sprachlos ist, so kann er nicht zwischen ‚die Katze ist auf der Eiche‘ und ‚die Katze ist auf dem ältesten Baum in der Umgebung‘ unterscheiden. Folglich kann kein Unterschied bestehen im Wahrheitswert der Zuschreibungen ‚der Hund glaubt, dass die Katze auf der Eiche ist‘ und ‚der Hund glaubt, dass die Katze auf dem ältesten Baum in der Umgebung ist‘. Aber es gibt genügend andere Propositionen, welche der in der ersten Zuschreibung enthaltenen Proposition gegenübergestellt werden können. So kann beispielsweise die Einstellung ‚der Hund glaubt, dass der Baum ihn bedroht‘ formuliert werden. Und diese Zuschreibung kann einen anderen Wahrheitswert haben als ‚der Hund glaubt, dass die Katze auf dem Baum ist‘, auch wenn der Hund nicht sprechen kann. Das Verhalten eines Hundes ist genügend differenziert, dass wir einen Unterschied machen können zwischen dem Wahrheitswert dieser Zuschreibungen. Durch Hinzunahme von weiteren Propositionen, welche an die Stelle der Proposition ‚die Katze ist auf dem Baum‘ gesetzt werden, sollte es auf diesem Weg möglich sein, diese Proposition zu bestimmen. Somit wäre gezeigt, dass auch in Abwesenheit von Sprache unterschiedliche Propositionen bestimmt werden können und somit propositionale Einstellungen vorhanden sein können.

Allerdings wird der Test der semantischen Opakheit dadurch nicht ausser Kraft gesetzt. Glocks Kritik zielt am Intensionalitätsargument vorbei. Um das Intensionalitätsargument an der Prämisse *P1* anzugreifen, muss gezeigt werden, dass es keine wesentliche Eigenschaft propositionaler Einstellungen ist, dass ihre Zuschreibungen semantisch opak sind. Aus Glocks Kritik folgt lediglich, dass auch sprachlosen Wesen propositionale Einstellungen zugeschrieben werden können. Aber diese Zuschreibungen sind nicht semantisch opak, während dies bei den Zuschreibungen propositionaler Einstellungen an sprechende Wesen der Fall ist. Auch wenn die Inhalte meiner propositionalen Einstellungen holodoxastisch bestimmt werden und wenn es sich bei diesen nicht um eine Einstellung zu einem Objekt handelt, ist es immer noch der Fall, dass wir einen Unterschied machen zwischen meinem Wunsch, den letzten Bus vor dem Mittag zu erreichen und meinem Wunsch, den 11-Uhr-Bus zu erreichen. Und genauso ist es immer noch der Fall, dass es in Bezug auf nicht sprachfähige Wesen keinen Sinn macht, einen solchen Unterschied zu formulieren. Die Kritik von Glock trifft somit nicht das Intensionalitätsargument, sondern nur das Bestimmtheits- oder das Präzisionsargument. Das Intensionalitätsargument kann dann trotzdem Bestand haben.

Dass Glocks Kritik das Intensionalitätsargument verfehlt, muss keine Kritik an seiner Argumentation sein. Glocks Vorhaben im besprochenen Aufsatz besteht nicht einfach darin, die lingualistische Argumentation zu kritisieren und die Konklusion zurückzuweisen, sondern er versucht, eine Mittelposition zwischen einer lingualistischen Position, welche die Fähigkeit zu denken für sprachlose Wesen kategorisch bestreitet, und einer wie er es nennt mentalistischen Position, welche keinerlei prinzipielle Unterscheidung zwischen den denkerischen Fähigkeiten sprachloser und sprechender Wesen zulässt, zu formulieren. Glock bestreitet die lingualistische Behauptung, wonach sprachlose Wesen über keiner-

lei propositionale Fähigkeiten verfügen, hält aber an einem prinzipiellen Unterschied in Bezug auf die denkerischen Fähigkeiten bei sprechenden und sprachlosen Wesen fest, insofern er behauptet, dass sprachlose Wesen lediglich einfache Gedanken (simple thoughts) besitzen können (Glock 2000, 61). Gegen die lingualistische Behauptung muss Glock zeigen, dass aus dem Intensionalitätsargument nicht folgt, dass das Fehlen einer Sprache den Besitz propositionaler Einstellungen vollständig verunmöglicht. Mit Hilfe von Davidsons Einsichten bezüglich propositionaler Einstellungen gelingt es Glock zu zeigen, dass auch im Zusammenhang mit sprachlosen Wesen unterschiedliche Propositionen bestimmt werden können, von welchen gesagt werden kann, dass die Wesen dazu eine bestimmte Einstellung haben. Da das Intensionalitätsargument dadurch aber nicht widerlegt werden kann, bleibt ein prinzipieller Unterschied zwischen den propositionalen Einstellungen bei sprachlosen und bei sprechenden Wesen. Dieser Unterschied manifestiert sich unter anderem darin, dass die Zuschreibungen propositionaler Einstellungen bei sprechenden Wesen semantisch opak sind und dies bei sprachlosen Wesen nicht der Fall ist.

Ein möglicher Einwand gegen Glocks Position besteht darin, dass seine Abgrenzung von der lingualistischen Position lediglich begrifflicher Natur ist, insofern er einen anderen, breiteren Begriff von Denken verwendet als Davidson. Zur Verteidigung von Davidsons lingualistischer Position könnte dann bestritten werden, dass einfache Gedanken echte Gedanken sind. Solange das Vorhandensein von Sprache einen prinzipiellen Unterschied in den denkerischen Fähigkeiten etabliert, ist die lingualistische Position dadurch verteidigt. Glock leistet diesem Einwand Vorschub, wenn er vorschlägt, dass die Verben, welche verwendet werden, um propositionale Einstellungen zu beschreiben, in dieser Hinsicht eine Ambiguität aufweisen, je nachdem für welche Art von Wesen sie in der Zuschreibung verwendet werden. Damit bestreitet er, dass semantische Opakheit eine notwendige Bedingung von propositionalen Einstellungen ist, nicht aber, dass dies eine Eigenschaft von manchen propositionalen Einstellungen ist. Wenn aber, wie Glock andeutet, die Ambiguität in der Anwendung des Begriffs der propositionalen Einstellung die Unterscheidung zwischen sprachfähigen und sprachlosen Wesen widerspiegelt, insofern es eine Eigenschaft ist, die bei allen und nur Zuschreibungen propositionaler Einstellungen an sprachfähigen Wesen vorkommt, so handelt es sich nicht so sehr um eine Ambiguität als vielmehr eine Äquivokation: mit dem Begriff ‚propositionale Einstellungen‘ werden zwei klar voneinander zu unterscheidende Phänomene bezeichnet.

Glocks interne Kritik an Davidson ist überzeugend, insofern es sich um eine Kritik am Präzisions- oder Bestimmtheitsargument handelt. Das Intensionalitätsargument wird dadurch nicht zurückgewiesen.

2.2.6 Dennetts Kritik am Präzisionsargument

Daniel Dennett setzt sich wiederholt mit dem Intensionalitätsargument auseinander, wenn auch an keiner Stelle explizit gegen die Formulierung des Argumentes von Davidson gerichtet. Dabei sind einerseits starke Parallelen zu der im letzten Abschnitt dargestellten Kritik von Glock festzustellen, die Kritik von Dennett geht aber in einem entscheidenden Punkt über jene von Glock hinaus. Die Parallelen bestehen darin, dass Dennett ebenfalls eine drittpersonale Perspektive einnimmt und zum Schluss kommt, dass ausgehend von dieser Perspektive nichts gegen die Zuschreibung von propositionalen Einstellungen an sprach-

lose Wesen spricht. Während Glock diesen Ansatz auf Positionen von Davidson selbst zurückführt und somit eine interne Kritik formuliert, so sind diese Ansätze bei Dennett Teil seiner eigenen Intentional Stance Theorie (Dennett 1981, 3-22; Dennett 1987; Dennett 1996, 19-56). Während die auf Davidsons drittpersonalem Ansatz beruhende Kritik von Glock nur das Bestimmtheits- oder Präzisionsargument trifft und das eigentliche Intensionalitätsargument unangetastet bleibt, kann eine auf Dennetts Intentional Stance Ansatz basierende Kritik auch gegen das Intensionalitätsargument als solches gerichtet werden. In diesem Abschnitt wird zuerst Dennetts Kritik am Präzisionsargument dargestellt, im nächsten Abschnitt wird gezeigt, wie im Rahmen von Dennetts Intentional Stance Ansatz daraus eine Kritik am Intensionalitätsargument als solchem abgeleitet werden kann.

Dennett beschreibt ein Analogon zu dem von mir als Präzisionsargument benannten Argument:

Do dogs (for example) think? If so, then of course they must think particular thoughts. A thought couldn't exist without being some particular thought or other, could it? But a particular thought must be composed of particular concepts. You can't think *that my dish is full of beef* unless you have the concepts of *dish* and *beef*, and to have these concepts you have to have a host of other concepts (*bucket, plate, cow, flesh, ...*), since this particular thought is readily distinguishable (by us) from the thought *that the bucket is full of beef* as well as from the thought *that my plate is full of calves' liver* to say nothing of the thought *that the red, tasty stuff in the thing that I usually eat from is not the usual dry stuff they feed me* and so on and so forth, forever. Just which thought or thoughts is the dog thinking? How can we express - in English, say - exactly the thought the dog is thinking? If it can't be done (and it can't), then either dogs can't think thoughts at all or dogs' thoughts must be systematically inexpressible - and hence beyond our ken. (Dennett 1996, 41-42)

Es ist offensichtlich, dass wir nie in der Lage sein werden zu entscheiden, welcher dieser Gedanken es ist, welcher der Hund genau denkt. Aber wenn es nicht gelingt anzugeben, was der Hund genau denkt, dann kann entweder der Hund nichts gedacht haben oder wir haben keine Möglichkeit, irgendeinen Zugang zum Gedanken des Hundes zu haben. Bei Dennetts Beispielen handelt es sich um nicht-äquivalente Propositionen, bei denen die Zuschreibung einer Einstellung zu ihnen an ein sprachloses Wesen nicht zu einer Veränderung des Wahrheitswertes führt bzw. kein Unterschied im Wahrheitswert festgestellt werden kann. Es handelt sich deshalb nicht um eine Version des Intensionalitätsargumentes, sondern um eine Form des Präzisionsargumentes.¹⁹

¹⁹ Anders als das Präzisionsargument in der von mir dargestellten Version, dessen Konklusion lautet, dass sprachlose Wesen nicht denken können, wird hier ein Dilemma formuliert und es sind zwei Konklusionen möglich. So wie das Präzisionsargument in 2.2.2 beschrieben wurde, könnte aus den Prämissen ebenfalls auf beide diese Konklusionen gefolgert werden. Aber die in 2.2.3 angestellten Betrachtungen zur Gültigkeit des Intensionalitätsargument und die darauf hin vorgenommene Umwandlung in ein gültiges Argument lassen sich auch auf das Präzisionsargument übertragen. Wenn ein Wesen über propositionale Einstellungen verfügt, dann können ihm diese im Prinzip auch zugeschrieben werden. Die Möglichkeit, dass ein Wesen zwar über propositionale Einstellungen verfügt, diese aber für uns als Beobachter prinzipiell nicht zugänglich sind, ist ausgeschlossen. Somit gibt es auch ein gültiges Präzisionsargument, dessen Konklusion den Besitz propositionaler Einstellungen an sprachlose Wesen bestreitet. Dass propositionale

Aber nach Dennett folgt keine der beiden Alternativen, weil das Argument auf einer falschen Grundlage basiert: dem *fehlgeleiteten Ideal propositionaler Präzision*. Dieses Ideal geht davon aus, dass die Proposition, zu welcher eine propositionale Einstellung eine Einstellung ist, präzise formuliert werden können muss. Das Ideal ist nach Dennett fehlgeleitet, weil es auf zwei miteinander verwandten Missverständnissen beruht (welche Dennett nicht explizit unterscheidet). Erstens vernachlässigt es eine einfache Unterscheidung zwischen *beschreiben* und *ausdrücken*. Während es offensichtlich zutrifft, dass wir den genauen Inhalt eines Gedankens eines sprachlosen Wesen nicht in unserer Sprache ausdrücken können, so gilt dies nicht für die Möglichkeit der Beschreibung. Wir können den Inhalt des Gedankens eines sprachlosen Wesens nicht ausdrücken, aber wir können ihn beschreiben. Und für die Unterscheidung verschiedener propositionaler Einstellungen und somit unterschiedlicher Wahrheitswerte bei unterschiedlichen Zuschreibungen propositionaler Einstellungen genügt die Möglichkeit der Beschreibung. Zweitens übersehen Vertreter des Ideals propositionaler Präzision die Möglichkeit, dass es sich beim Grund der Unmöglichkeit, die Proposition genau zu bestimmen, um eine Eigenschaft der von uns und dem Hund verwendeten Begriffssysteme handelt. Unsere Begriffe schneiden zu fein (oder zumindest anders als die des Hundes). Hunde strukturieren die Welt anders als wir, sie machen andere Unterscheidungen. Aber diese Unterscheidungen sind nicht einfach so in ihrem Kopf und entsprechend für uns unzugänglich. Die Unterscheidungen, welche der Hund macht, hängen davon ab, wie sich der Hund in der Welt bewegt, was seine Bedürfnisse sind, was sein Leben prägt. Und diese Unterscheidungen konstituieren so etwas wie Konzepte. Das Unvermögen, den genauen Inhalt des Hundegedankens zu formulieren und also die Proposition zu bestimmen, zu welcher der Hund eine Einstellung hat, ist eine Folge der unterschiedlichen Begriffssysteme, welche wir Menschen und Hunde haben. Unser Begriffssystem manifestiert sich unter anderem darin, dass ein Unterschied gemacht werden kann zwischen ‚die Katze ist auf dem Baum‘ und ‚die Katze ist auf 14 m Höhe in südlicher Richtung‘. Dass der Hund *genau* diese Unterscheidungen vielleicht nicht machen kann, heisst nicht, dass er keine Unterscheidungen machen kann:²⁰

The dog has to have its particular ways of discriminating things, and these ways get composed into quite particular and idiosyncratic ‚concepts‘. If we can figure out how these ways work, and describe how they work together, then we will know as much about the content of the dogs’s thoughts as we ever learn about the content of another human being’s thoughts through conversation, even if we can’t find a sentence (in English or in any other human language) that *expresses* that content. (Dennett 1996, 42-43)

Auch sprachlose Wesen reagieren diskriminierend auf ihre Umwelt, deshalb können auch in Bezug auf sie unterschiedliche Propositionen unterschieden werden. Indem wir ihr Verhalten beobachten, können wir solche Unterschiede feststellen und formulieren. Dabei aber

Einstellungen prinzipiell zuschreibbar sind, ist eine Behauptung, zu der sich auch Dennett verpflichtet (eine der in 2.2.3 genannten Begründungen für die zusätzliche Prämisse wurde direkt mit Dennett in Zusammenhang gebracht), aber an dieser Stelle seiner Argumentation wäre es zirkulär sich darauf zu stützen, da es sich um eine Verteidigung des Intentional Stance Ansatzes handelt, aus welchem erst die Notwendigkeitsbehauptung folgt.

²⁰Diesen Punkt macht auch Richard Jeffrey (Jeffrey 1985, 485).

beschreiben wir den Inhalt der propositionalen Einstellungen vielmehr als dass wir diese ausdrücken. Deshalb trifft keine der beiden Alternativen zu: Auch sprachlose Wesen können propositionale Einstellungen haben und wir können als Beobachter einen Zugang zu diesen gewinnen.

Das Präzisionsargument kann von Dennett zurückgewiesen werden. Wenn das Festhalten am Ideal der propositionalen Präzision wegfällt, dann folgt durchaus, dass zwischen unterschiedlichen Propositionen, zu welchen einem sprachlosen Wesen eine Einstellung zugeschrieben werden kann, unterschieden werden kann. Für sich genommen ist dies noch keine Erwiderung gegen das Intensionalitätsargument, weil Dennets Überlegungen nicht für die Unterscheidung zwischen äquivalenten Propositionen gelten.

Dennoch lässt sich dies als ein Teil einer Kritik am Intensionalitätsargument auffassen. Dennett formuliert eine allgemeine Kritik an einer für die Formulierung des Intensionalitätsargumentes notwendigen Annahme: der Annahme, dass Identitätsbedingungen für Propositionen angegeben werden können. Ein Resultat dieser Kritik wäre die Unmöglichkeit, propositionale Einstellungen zuzuschreiben. Die oben beschriebene Erwiderung auf das Präzisionsargument zeigt aber, dass auch dann, wenn Propositionen nicht präzise unterschieden werden können, dennoch propositionale Einstellungen zugeschrieben werden können. Die allgemeine Kritik Dennetts wird im nächsten Abschnitt behandelt. Dabei soll insbesondere gezeigt werden, inwiefern dies auch eine Kritik am Intensionalitätsargument darstellt.

2.2.7 Dennetts Kritik am Intensionalitätsargument

Voraussetzung für das Intensionalitätsargument ist, dass die mit ‚Jack hat den Wunsch, den 11-Uhr-Bus zu nehmen‘ und ‚Jack hat den Wunsch, den letzten Bus vor dem Mittag zu nehmen‘ vorgenommenen Zuschreibungen propositionaler Einstellungen unterschiedliche Wahrheitswerte haben können. Wenn dies der Fall ist, handelt es sich dabei nicht lediglich um unterschiedliche Beschreibungen desselben, sondern das, was damit beschrieben wird, ist selbst unterschiedlich. Es handelt sich um unterschiedliche propositionale Einstellungen. Eine propositionale Einstellung wird durch drei Aspekte charakterisiert: eine Trägerin T , eine Einstellungsart E und eine Proposition p . Die allgemeine Form der Zuschreibung einer propositionalen Einstellung ist: T hat Einstellung E , dass p .

‚Jack hat den Wunsch, den 11-Uhr-Bus zu nehmen‘ und ‚Jack hat den Wunsch, den letzten Bus vor dem Mittag zu nehmen‘ haben den gleichen Träger und die gleiche Einstellungsart, wenn sie sich unterscheiden sollen, muss der Unterschied zwischen den beiden Propositionen. Die mit z_1 und z_2 beschriebenen propositionalen Einstellungen haben den gleichen Träger und die gleiche Einstellungsart, der Unterschied kann nur in der Proposition liegen. Folglich müssen die Propositionen ‚Jack nimmt den 11-Uhr-Bus‘ und ‚Jack nimmt den letzten Bus vor dem Mittag‘ unterschiedlich sein. Dennett bezweifelt, dass Identitätskriterien für Propositionen bestehen, die eine solche Unterscheidung ermöglichen.

Nach Dennett handelt es sich bei dem, was als propositionale Einstellungen beschrieben wird, um psychologische Zustände. Unterschiedliche propositionale Einstellungen sind unterschiedliche psychologische Zustände. Wenn es zutrifft, dass psychologische Einstellungen sinnvollerweise als propositionale Einstellungen beschrieben werden, hängt die Identität

von psychologischen Zuständen von der Identität von Propositionen ab. Jacks Wunsch, den 11-Uhr-Bus zu erwischen, ist nicht identisch mit seinem Wunsch, den letzten Bus vor dem Mittag zu erwischen, weil sich seine Einstellung auf unterschiedliche Propositionen bezieht. Nach Dennett ist dies nur dann gerechtfertigt, wenn es klar ist, was Propositionen sind und welche Identitätskriterien für diese gelten:

If we think that a good way of characterizing a persons's psychological state is characterizing that person's propositional attitudes, then we must suppose that a critical requirement for getting the *right* psychological description of a person will be specifying the *right* propositions for those attitudes. This in turn requires us to make up our minds about what a proposition is and, more important, to have some stable view about what counts as two different propositions and what counts as one. (Dennett 1987, 121, seine Hervorhebungen)

Nur wenn Identitätskriterien für Propositionen vorliegen, ist es sinnvoll, psychologische Zustände als propositionale Einstellungen zu beschreiben. Und nur wenn psychologische Zustände als propositionale Einstellungen beschrieben werden, lässt sich das Intensionalitätsargument formulieren.

Dass die Frage nach der Identität von Propositionen bereits von Frege beantwortet wurde, erweist sich nach Dennett bei genauerer Betrachtung als Trugschluss.²¹ Auf den ersten Blick ermöglichen die von Frege eingeführten Unterscheidungen zwischen Sinn und Bedeutung von Eigennamen und Aussagesätzen zwar genau die benötigten Unterscheidungen: Eigennamen haben Sinn und Bedeutung, zwei Eigennamen können die gleiche Bedeutung, aber unterschiedliche Sinne haben. Sinn und Bedeutung von Aussagesätzen sind Funktionen der Sinne und Bedeutungen der darin vorkommenden Eigennamen. Entsprechend kann sich der Sinn von zwei Sätzen unterscheiden, aber die Bedeutung kann dennoch identisch sein. Die Bedeutung von Aussagesätzen ist der Wahrheitswert eines Satzes, entsprechend kann ein Satz nur zwei verschiedene Bedeutungen haben. Zu sagen, dass zwei Aussagesätze die gleiche Bedeutung haben, bedeutet, dass sie unter allen Umständen - in allen möglichen Welten - die gleiche Bedeutung haben. Der Sinn eines Aussagesatzes ist nach Frege der von einem Satz ausgedrückte Gedanke. Wenn nun Propositionen mit fregeschen Gedanken gleichgesetzt werden, dann ergeben sich die für die Formulierung des Intensionalitätsargumentes notwendigen Unterscheidungsmöglichkeiten: ‚Jack nimmt den 11-Uhr-Bus‘ und ‚Jack nimmt den letzten Bus vor dem Mittag‘ sind unterschiedliche Propositionen.

Eine genauere Betrachtung ergibt nun aber, dass Frege lediglich auf diese Unterscheidungen aufmerksam macht und Begriffe dafür einführt, nicht aber Kriterien liefert, unter welchen Umständen zwei Propositionen identisch sind. ‚Jack nimmt den 11-Uhr-Bus‘ und ‚Jack nimmt den letzten Bus vor dem Mittag‘ sind unterschiedliche Propositionen, weil die darin enthaltenen Eigennamen unterschiedliche Sinne haben. Frege beschreibt dies dadurch, dass diese auf eine andere Art gegeben sind. Diese Unterscheidung ist intuitiv

²¹Ich beziehe mich in der folgenden Darstellung nicht direkt auf die Arbeiten Freges, sondern auf das, was ich als die Kritik von Dennett an Frege in diesem Zusammenhang auffasse. Dennett deutet diese in seiner bereits im letzten Abschnitt besprochenen Kritik am Ideal der propositionalen Präzision an (Dennett 1996, 41-47) und präsentiert sie ausführlicher, jedoch in wenig systematischer Form in seiner langen Abhandlung *Beyond Belief* (Dennett 1987, 117-201). Direkt auf Freges Arbeiten gehe ich in einem späteren Kapitel ein (3.1.1).

einleuchtend. Aber der Begriff des Gegebenseins, auf welcher diese Unterscheidung beruht, ist wiederum der Klärung bedürftig. Wann haben zwei unterschiedliche Eigennamen den gleichen Sinn? Unter Zuhilfenahme des von Frege ebenfalls vertretenen Kontextprinzips könnte versucht werden, die Identität der Sinne von Eigennamen über ihren Beitrag zum Sinn eines Satzes zu bestimmen. Sodann könnte die Erklärungsreihenfolge umgedreht werden und mit der Auszeichnung der Identität von Aussagesätzen begonnen werden. Wann haben zwei unterschiedliche Aussagesätze den gleichen Sinn? Wenn sie die gleiche Proposition ausdrücken. Wann aber drücken sie die gleiche Proposition aus? Eine eingehendere Betrachtung ergibt, dass Frege keine Kriterien liefert, um die Unterscheidung zu treffen. Etwas drastischer drückt diesen Befund Dennett aus::

What then are propositions? They are, by mutually agreed philosophical convention, the abstract meanings shared by all *sentences* that ... mean the same thing. An ominous circle emerges from the smoke of battle. (Dennett 1996, 45-46, seine Hervorhebung)

Der Formulierung des Intensionalitätsargumentes liegt eine breit geteilte Doktrin zugrunde, wonach zwischen unterschiedlichen Propositionen unterschieden werden kann. Dennett macht klar, dass er diese Doktrin nicht teilt. In einer sehr ausführlichen Untersuchung überprüft Dennett die verschiedenen Ansätze zu einer Antwort auf die Fragen, i. was Propositionen sind, ii. wann eine Proposition identisch ist mit einer anderen, und iii. wann entsprechend eine propositionale Einstellung identisch ist mit einer anderen (Dennett 1987, 117-211). Das Fazit seiner Untersuchung ist negativ: „[A]t this time there is no stable, received view of propositions or propositional attitudes on which we can rely.“ (Dennett 1987, 203)

Aus diesem negativen Befund schliesst Dennett nicht, dass es nicht sinnvoll wäre, psychologische Zustände als propositionale Einstellungen zu beschreiben - im Gegenteil: Seine Intentional Stance Theorie basiert zu einem zentralen Teil auf der Möglichkeit, propositionale Einstellungen zu beschreiben. Dennett schliesst daraus lediglich, dass das den herkömmlichen Auffassungen einbeschriebene Ideal aufgegeben werden soll, wonach propositionale Einstellungen immer präzise identifiziert und voneinander abgegrenzt und unterschieden werden können. Das heisst nicht, dass wir nicht zwischen richtigen und falschen Zuschreibungen propositionaler Einstellungen unterscheiden können. Wir schreiben einem Wesen (oder allgemeiner und in Dennetts Terminologie: einem System) eine propositionale Einstellung zu, wenn sein Verhalten diese Zuschreibung rechtfertigt. Wir erklären die Tatsache, dass Jack aus dem Haus rennt damit, dass wir ihm den Wunsch zuschreiben, den 11-Uhr-Bus zu erwischen. Die Basis für diese Zuschreibung besteht nicht nur darin, dass wir Jack aus dem Haus rennen sehen, sondern integriert eine Vielzahl von Erfahrungen, welche wir im Zusammenhang mit Jack gemacht haben. Wäre Jacks momentanes Verhalten oder sein Verhalten in der Vergangenheit wesentlich anders gewesen, würden wir ihm diese Einstellung nicht zuschreiben. Das beobachtbare Verhalten muss und ist genügend differenziert, dass eine Unterscheidung zwischen richtigen und falschen Zuschreibungen propositionaler Einstellungen gemacht werden kann. Eine propositionale Einstellung ist dann keine magische Relation zwischen einem Denker und einer Proposition, sondern etwas, was dann vorhanden ist, wenn das Verhalten die Zuschreibung einer solchen Einstellung rechtfertigt.

Die mit dem Ideal der propositionalen Präzision einhergehende Forderung, dass eine propositionale Einstellung auf eine präzise fassbare und unterscheidbare Proposition gerichtet

sein muss, kann nach dieser Auffassung propositionaler Einstellungen nicht erfüllt werden. Erst der Verzicht auf dieses Ideal ermöglicht nach Dennett einen tragbaren Begriff von propositionalen Einstellungen (Dennett 1987, 206, 208). Und da es auch dieses Ideal war, welches der Formulierung des Intensionalitätsargumentes Pate stand, ist die Abwendung davon auch eine Absage an die Konklusion dieses Argumentes.

Es gibt keinen befriedigenden Begriff von Propositionen und propositionalen Einstellungen, welcher die Annahme unterstützt, dass es sich bei Jacks Wunsch, den 11-Uhr-Bus zu erwischen, um einen anderen Wunsch handelt, als bei seinem Wunsch, den letzten Bus vor dem Mittag zu erwischen. Zuschreibungen propositionaler Einstellungen sind nicht auf die angenommene Art semantisch opak. Dennoch steht einer Zuschreibung propositionaler Einstellungen zur Erklärung und Vorhersage von Verhalten nichts im Wege, wenn das Verhalten eines Wesens hinreichend differenziert ist, dass Unterscheidungen zwischen richtigen und falschen Zuschreibungen getroffen werden können. Dies gilt aber auch für sprachlose Wesen.

Die Kritik an Dennetts Intentional Stance Theorie ist es, dass dies nicht nur für sprachlose Tiere, sondern auch für Tomatenpflanzen und Raketen gilt. Die in diesem Abschnitt dargestellte, auf Dennett zurückgeführte Kritik am Intensionalitätsargument, ist nur so stark, wie die Verteidigung der Intentional Stance Theorie gegen diesen Vorwurf. Im Abschnitt zur Kritik am Raketenargument (2.4) gehe ich näher auf diese Kritik ein und werde an dieser Stelle die Intentional Stance Theorie detaillierter darstellen (2.4.6). Gesetzt den Fall, dass eine solche Verteidigung der Intentional Stance Theorie gelingt, handelt es sich um eine überzeugende Kritik am Intensionalitätsargument. Mit der Zurückweisung der Möglichkeit, Propositionen als äquivalent zu bestimmen, fällt das Intensionalitätsargument auf das Präzisionsargument zurück und dieses konnte von Dennett bereits widerlegt werden.

2.3 Kritik am Metaüberzeugungsargument

Das Metaüberzeugungsargument bezieht sich konkret nur auf Überzeugungen und die Konklusion behauptet nur die Notwendigkeit von Sprache für den Besitz von Überzeugungen. Ausgehend von der Annahme, dass der Besitz von Überzeugungen notwendig für den Besitz von propositionalen Einstellungen insgesamt ist, folgt daraus die allgemeine lingualistische Konklusion, wonach sprachlose Wesen keinerlei propositionale Einstellungen haben können. Das Metaüberzeugungsargument besteht aus zwei Prämissen, welche beide als Implikation formuliert sind:

P1 Überzeugungen setzen Metaüberzeugungen voraus.

P2 Metaüberzeugungen setzen Sprache voraus.

K Überzeugungen setzen Sprache voraus.

Die Struktur des Argumentes ist klar; das Argument ist offensichtlich gültig. Die Kritik am Argument wird entsprechend an der Wahrheit mindestens einer der beiden Prämissen ansetzen. Das Argument wurde seit der Erscheinung von „Thought and Talk“ im Jahre 1975 und vor allem von „Rational Animals“ 1982 häufig kritisiert. In der Folge versuche ich eine kurze Auslegeordnung verschiedener Arten der Kritik.

2.3.1 Kritik an der ersten Implikation

Die erste Implikation des Metaüberzeugungsargumentes lautet, dass eine Überzeugung nur haben kann, wer auch über Metaüberzeugungen verfügt. Davidson begründet dies mit Hilfe von zwei weiteren Implikationen:

- I1 Überzeugungen setzen die Möglichkeit des Überraschtwerdens voraus.
- I2 Die Möglichkeit des Überraschtwerdens setzt Metaüberzeugungen voraus.

Zusammengenommen ergeben diese beiden Implikationen, dass Überzeugungen Metaüberzeugungen voraussetzen. Beide Teilimplikationen werden kritisiert: Gegen *I2* wird ins Feld geführt, dass es durchaus Fälle von Überraschungen gibt, bei denen keine (expliziten) Metaüberzeugung vorhanden sind (Glock 2000, 55; Jamieson 2009, 22; Beisecker 2002, 118; Moser 1983, 222-223).²² Die Probleme im Zusammenhang mit *I2* sind jedoch in erster Linie eine Frage der Terminologie; wenn der Begriff ‚Überraschung‘ so verstanden wird, wie Davidson das tut, dann ist die Annahme plausibel, dass dies nicht ohne das Vorhandensein von Metaüberzeugungen möglich ist. Es erhöht sich dadurch aber der Druck auf *I1*, denn je stärker der Begriff einer Überraschung gemacht wird, umso schwieriger wird es dafür zu argumentieren, dass jede Überzeugung die Möglichkeit einer Überraschung in diesem konkreten Sinn voraussetzt. Allgemein kann eingewendet werden, dass Davidson keine befriedigende Begründung liefert, wieso ohne diese Möglichkeit keine Überzeugung möglich wäre (Glock 2000, 56). Die Betrachtung von Überraschungen erweist sich zwar als interessant und lehrreich (Glock 2000, 55), ist aber argumentativ wenig hilfreich. Um die Korrektheit von *P1* auf dem Umweg über Überraschungen zu begründen, müsste gezeigt werden, dass der Besitz irgendeiner Überzeugung zwingend die Möglichkeit des Überraschtwerdens in diesem konkreten Sinn voraussetzt, was Davidson nicht gelingt und was schwer vorstellbar ist, dass es gelingen könnte. Das, was es bräuchte, um dies zu zeigen, würde wohl auch genügen, um direkt zu zeigen, dass der Besitz einer Überzeugung in jedem Fall den Besitz einer Metaüberzeugung voraussetzt.

Fellows (Fellows 2000, 597-598) versucht die Richtigkeit der ersten Implikation auf direktem Weg, ohne Umweg über Überraschungen, zu begründen. Propositionale Einstellungen sind Einstellungen zu Propositionen.²³ Eine solche Einstellung setzt die Kenntnis einer Proposition voraus, was wiederum voraussetzt, diese Proposition von anderen Propositionen unterscheiden zu können.²⁴ Eine Proposition zu kennen, kann nicht darin bestehen,

²²Am interessantesten ist dabei die Kritik Mosers, welcher die Argumentation von Davidson zuerst derart rekonstruiert, dass die Möglichkeit überrascht zu werden erfordert, eine Überzeugung über die Falschheit einer zu einem früheren Zeitpunkt vertretenen Überzeugung zu haben. Moser kritisiert diese Idee damit, dass es nicht ausgeschlossen werden könnte, dass ein Wesen zu allen früheren Zeitpunkten nur wahre Überzeugungen hatte und entsprechend keine solche für Überraschungen, und somit auch für Überzeugungen, notwendige Metaüberzeugung haben könnte. Einem solchen Wesen den Besitz von Überzeugungen abzusprechen, wäre indes absurd (ein allwissender Gott könnte keine Überzeugungen haben). Insofern nach Mosers Rekonstruktion diese Annahme für die Begründung von *I2* notwendig ist, fällt Davidsons Begründung dafür zusammen.

²³Fellows beschränkt sich bei dieser Formulierung zwar wie Davidson auf Überzeugungen. Aber so wie ich sein Argument verstehe, gilt es allgemein für propositionale Einstellungen. Das Argument ist somit weiter von jenem Davidsons entfernt als Fellows bewusst zu sein scheint.

²⁴Fellows formuliert diesen Punkt in Bezug auf Begriffe, nicht auf Propositionen. Nach Fellows setzt eine Überzeugung den Besitz von Begriffen voraus - ich kann nur eine Überzeugung über einen Knochen haben,

ihren *aktualen* Wahrheitswert zu kennen, sondern ich muss die *möglichen* Wahrheitswerte kennen: Ich muss erkennen, unter welchen Bedingungen die Proposition wahr ist. Diese Forderung ist dadurch motiviert, dass sie eine Integration von zu vielen Phänomenen in den Bereich propositionaler Einstellungen verhindert. Eine in Gefangenschaft gehaltene Ratte wird ausschliesslich mit roten Chips gefüttert, ansonsten gibt es keine roten Gegenstände in ihrem Käfig oder in ihrer Sichtweite. Für diese Ratte sind alle und nur rote Gegenstände essbar. Die Ratte zeigt ein diskriminierendes Verhalten, indem sie rote Gegenstände allen anderen vorzieht, nach roten Gegenständen sucht, keine anderen als rote Gegenstände isst usw. Hat die Ratte nun in Anbetracht eines solchen Chips die Überzeugung ‚das ist essbar‘? Die Zuschreibung dieser Überzeugung scheint problematisch, weil ihre Bedingungen nicht von jenen der Zuschreibung von ‚das ist rot‘ zu unterscheiden wären. Deshalb genügt es nicht, aktuelle Wahrheitswerte einer Proposition unterscheiden zu können, um eine Proposition zu kennen, und entsprechend genügt es nicht, ein Verhalten zu zeigen, das zwischen aktuellen Wahrheitswerten unterscheidet, damit eine Einstellung zu einer Proposition und somit eine Überzeugung zugeschrieben werden kann. Es genügt nicht, dass ich entscheiden kann, ob die Proposition unter diesen Umständen wahr ist, sondern ich muss wissen, unter welchen anderen Umständen sie wahr wäre; ich muss ihre *Wahrheitsbedingungen* kennen. Die Wahrheitsbedingungen von ‚das ist essbar‘ und ‚das ist rot‘ sind unterschiedlich und nur wenn ich diese Unterschiede kenne, kann ich die eine von der anderen Proposition unterscheiden und somit eine bestimmte Proposition kennen. Und nur dann kann ich eine Einstellung zu dieser Proposition haben. Diese Wahrheitsbedingungen zu kennen, erfordert, dass ich Überzeugungen der Art ‚wenn dies der Fall wäre, dann wäre diese Überzeugung wahr‘ habe. Und das heisst: Ich muss über Metaüberzeugungen verfügen.

Beisecker (Beisecker 2002, 119-120) anerkennt, dass Wahrheitsbedingungen statt nur Wahrheitswerte betrachtet werden müssen, um einem Wesen eine Einstellung zu einer konkreten Proposition zuschreiben zu können. Daraus folgt für ihn aber nicht, dass der Besitz einer Überzeugung den Besitz von Metaüberzeugungen voraussetzt. Beisecker ortet einen Fehler in Fellows Schluss von Wahrheitsbedingungen auf Metaüberzeugungen. Nach Beisecker muss zwischen zwei Aussagen unterschieden werden:

1. Wären bestimmte Umstände so und so, hätte *C* die Überzeugung, dass *p*.

wenn ich den Begriff ‚Knochen‘ besitze. Fellows unterscheidet dann zwischen der Kenntnis der aktuellen Extension und der möglichen Extension eines Begriffs. Um einen Begriff zu besitzen, genügt es nicht, die aktuelle Extension zu kennen, sondern ich muss die mögliche Extension kennen. Fellows begründet dies damit, dass ansonsten aktual-koextensionale, aber unterschiedliche Begriffe nicht voneinander unterschieden werden könnten. Ich unterscheide zwischen der Kenntnis des Wahrheitswertes einer Proposition und der Kenntnis der Wahrheitsbedingungen und formuliere einen analogen Punkt ausgehend von dieser Unterscheidung. Um eine Proposition zu kennen, genügt es nicht, ihren aktuellen Wahrheitswert zu kennen, sondern die Kenntnis einer Proposition erfordert die Kenntnis der Wahrheitsbedingungen. Für die Begründung dafür sind aktual äquivalente Propositionen das Analogon zu Fellows aktual-koextensionalen Begriffen. Was dann für die Kenntnis der möglichen Extension wiederum die Möglichkeit kontrafaktischen Denkens voraussetzt, was seinerseits den Begriff der Wahrheit erfordert und dies wiederum den Begriff eines Begriffs. Und ich gehe nicht auf die Idee des kontrafaktischen Denkens ein. Fellows selbst tut dies derart komprimiert, dass viel mehr dazu gesagt werden müsste, damit dies einen Gewinn für seine Argumentation darstellte. Und ich habe den Eindruck, dass der wesentliche Punkt auch ohne Bezugnahme auf kontrafaktisches Denken formuliert werden kann.

2. C ist der Überzeugung, dass, wären bestimmte Umstände so und so, die Überzeugung, dass p , korrekt wäre.

Um die Unterscheidung zwischen unterschiedlichen, aber aktual-äquivalenten Propositionen machen zu können, genügt es, Aussagen der Form 1. in Bezug auf ein Wesen C machen zu können. Wenn die Ratte auch in kontrafaktischen Situationen kein Verhalten zeigt, das eine Unterscheidung zwischen den beiden Propositionen zulässt, so kann ihr keine Einstellung zu einer der beiden Propositionen zugeschrieben werden. Die Ratte ist dann der Überzeugung, dass der Chip essbar ist, wenn sie ihn nicht essen würde, wenn er aus Plastik wäre oder wenn sie ihn auch dann essen würde, wenn er blau ist. Dies ist eine notwendige Bedingung für das Haben einer Überzeugung, ohne welche die Zuschreibung nicht gerechtfertigt wäre. Dies führt aber nicht dazu, dass wir der Ratte eine Metaüberzeugung zuschreiben müssen. Die Zuschreibung einer Metaüberzeugung erfordert erst die Anwendung einer Aussage der Form von 2., was aber nicht notwendig ist, um einem Wesen eine Überzeugung schlechthin zuzuschreiben. 1. und 2. enthalten kontrafaktische Formulierungen, aber nur in 2. muss das Wesen, welchem eine Überzeugung zugeschrieben wird, in der Lage zu bewusstem kontrafaktischem Denken sein.

Beisecker kommt zum Schluss, dass die Argumentation von Fellows am gleichen Problem leidet wie die ursprüngliche Argumentation von Davidson: Er geht von einem überintellektualisierten Begriff einer Überzeugung aus (Beisecker 2002, 119). Dies ist nicht notwendig, um das von ihm eingeführte Problem zu lösen. Und es ist auch nicht der Fall, dass dies unserem intuitiven Begriff einer Überzeugung entspricht. Es stimmt zwar, dass normalintelligente erwachsene Menschen über Metaüberzeugungen, wie sie in 2. beschrieben werden, verfügen und dass dies eine Art der Reflexion ermöglicht, die ohne solche nicht möglich ist. Aber weder handelt es sich dabei um den paradigmatischen Fall einer Überzeugung noch um eine Bedingung für Überzeugungen schlechthin.

Eine ähnliche Verteidigung wie jene von Fellows könnte auch direkt aus einer späten Arbeit Davidsons entwickelt werden. In „Interpretation: Easy in Practice, Hard in Theory“ (1999) untersucht er, was es bedeutet, über einen Begriff zu verfügen. Dabei erhebt er gegen die Auffassung, dass sich der Besitz eines Begriffs in der Fähigkeit zu diskriminierendem Verhalten erschöpft, den Einwand, dass dann auch Pflanzen über Begriffe verfügten. Deshalb ist ein anderer Begriff vom Haben eines Begriffs erforderlich. Es genügt nicht, einfach zu diskriminieren, sondern dies muss gewissermassen bewusst geschehen. Davidson formuliert diesen Unterschied so, dass es nicht genügt, zu diskriminieren, sondern etwas einer Kategorie zuzuordnen. Dass ich den Begriff ‚rot‘ besitze heisst nicht nur, dass ich zwischen roten und nicht-roten Objekten unterscheide, sondern dass ich die roten Objekte einer Kategorie zuordne:

If having a concept is simply to discriminate objects or properties of one sort or another, then the most primitive animals have the concepts of heat, color, moisture and so on; even plants adjust to sunlight, nutrients, and competition. But if having a concept is to place objects in a category, then a creature with concepts is capable of thought, for to place something in a category is to opine that it belongs there, and opinions are prone to error, they are true or false, and they are in part identified by their relation to other judgments. (Davidson

1999a, 32)²⁵

Etwas einer Kategorie zuzuordnen erfordert nach Davidson ein Urteil. Ich urteile, dass es der Fall ist, dass dieses Objekt den roten Objekten zuzuordnen ist. Urteilen aber setzt das Bewusstsein für Irrtum voraus. Dies wiederum setzt voraus, dass ich den Begriff von Wahrheit und Falschheit besitze. Wie wir weiter Davidsons ursprünglichen Begründung für *P2* entnehmen können, setzt der Besitz des Begriffs von wahr und falsch Metaüberzeugungen voraus. Wenn Begriffe etwas sein sollen, was nicht auch Pflanzen besitzen, könnte nur über einen Begriff verfügen, wer in der Lage ist, Metaüberzeugungen zu bilden.

Um aus diesem Ansatz ein Argument für *P1* zu machen, müsste weiter vorausgesetzt werden, dass Überzeugungen begrifflich sind, und nur eine Überzeugung haben kann, wer über Begriffe verfügt. Dies angenommen ergibt sich die folgende Begründung: Überzeugungen setzen Begriffe voraus; es besteht ein Unterschied zwischen dem Haben eines Begriffs und der Fähigkeit, diskriminierend auf die Umwelt zu reagieren; dieser Unterschied besteht darin, dass das Haben eines Begriffs darin besteht, etwas einer Kategorie zuzuordnen zu können; diese Fähigkeit erfordert die Fähigkeit, zu urteilen; Urteilen zu können erfordert das Bewusstsein für die Möglichkeit eines Irrtums, was wiederum einen Begriff von wahr und falsch erfordert; einen Begriff von wahr und falsch zu haben, setzt Metaüberzeugungen voraus. Überzeugungen setzen Metaüberzeugungen voraus.

Eine leicht modifizierte Version von Beiseckers Einwand gegen Fellows könnte auch gegen diese auf Davidson zurückgeführte Verteidigung von *P1* angewandt werden, indem bezweifelt würde, dass die Fähigkeit zu urteilen voraussetzt, sich der Möglichkeit eines Irrtums bewusst zu sein. Und zudem kann die von mir hinzugeführte Annahme kritisiert werden, dass Überzeugungen begrifflich sein müssen.²⁶

Eine andere Begründung von *P1*, welche ohne Bezugnahme auf Überraschungen auskommt, skizziert Paul K. Moser (Moser 1983, 223-224). Dabei geht er davon aus, dass eine Überzeugung zu besitzen, voraussetzt, zu verstehen, was es bedeutet, diese Überzeugung zu haben, was wiederum bedeutet, die Wahrheitsbedingungen dieser Überzeugung zu kennen. Die Wahrheitsbedingungen einer Überzeugung zu kennen, erfordert zu wissen, unter welchen Bedingungen diese Überzeugung wahr und unter welchen sie falsch wäre, was allgemeiner ein Verständnis dafür voraussetzt, dass die Überzeugung wahr oder falsch ist, je nachdem was objektiv der Fall ist. Dabei handelt es sich um eine Überzeugung über eine Überzeugung. Der Besitz einer Überzeugung setzt den Besitz einer Metaüberzeugung voraus. Moser begründet die entscheidende Annahme, auf welcher seine Argumentation beruht nicht weiter, weshalb diese insgesamt nicht überzeugender ist als die Argumentation Davidsons über Überraschungen.

William Child unternimmt ebenfalls den Versuch, Davidsons Argumentation für *P1* so stark wie möglich zu machen. Dies einerseits, indem er die Idee hinter der Prämisse sehr anschaulich darstellen kann:

²⁵Wie der letzte Satz dieses Zitats andeutet, weist diese Begründung Davidsons nicht nur in die Richtung von Metaüberzeugungen, sondern auch von Holismus. Darauf liesse sich eine andere lingualistische Argumentation begründen, wonach der Besitz eines Begriffs eine Vielzahl von Begriffen voraussetzt, dies aber für sprachlose Wesen nicht möglich ist. Finkelstein (Finkelstein 2007) rekonstruiert ausgehend unter anderem von dieser Passage ein solches Argument und weist dieses anschliessend zurück. Vgl. dazu ebenfalls Barth 2011, 103; sowie meine Behandlung davon in 2.5.

²⁶Für einen Überblick von Argumenten für und gegen die Annahme, dass Überzeugungen begrifflich sind, vgl. Glock 2000, 42-44; sowie Beck 2012, 221-226.

The central thought is that there is a crucial difference between a subject with beliefs and a system which simply interacts in complex causal ways with its environment - a mere information processor. And the idea is that the key difference between a system which has beliefs and one which merely processes information is that something with beliefs can itself make sense of the distinction between how things seem to it and how they really are. (Child 1994, 16)

Zudem handelt es sich nach Child bei diesem ersten Schritt des Überzeugungsargumentes um nicht viel mehr als eine terminologische Setzung. Es handelt sich um einen klaren und anwendbaren Begriff von Überzeugungen, welcher zudem Differenzierungen zulässt. Etwas kann nur dann eine Überzeugung sein, wenn das Wesen, welches diese Überzeugung hat, in der Lage wäre, sich bewusst zu werden, dass es diese Überzeugung hat. Dies ist eine einleuchtende Idee und eine Möglichkeit den Begriff zu definieren. Insofern es sich dann nur um eine terminologische Angelegenheit handelt, ist dies nicht weiter kritisierbar. Wer die gegenteilige Position vertritt, dass auch ohne diese Fähigkeit Überzeugungen vorhanden sein könnten, hat einen anderen Begriff von Überzeugung. Dies erscheint soweit sinnvoll. Und es würde keine Kritik provozieren, wenn es Davidson nur darum ginge, einen bestimmten Begriff von Überzeugung, welcher tatsächlich eine sinnvolle Anwendungsart hätte, zu explizieren. Wenn aber berücksichtigt wird, was an dem Begriff einer Überzeugung nach Davidson hängt, nämlich sämtliche propositionale Einstellungen und somit Denken und Rationalität schlechthin, ist dies alles andere als eine unschuldige terminologische Setzung.

Es handelt sich bei *P1* um mehr als eine terminologische Setzung und diese müsste begründet werden. Es gelingt Davidson jedoch nicht zu begründen, weshalb Überzeugungen Metaüberzeugungen voraussetzen. Um *P1* zu begründen, müsste er zeigen können, dass ich nur dann eine Überzeugung haben kann, wenn ich überrascht werden könnte, und das dies wiederum bedeutet, dass ich eine Metaüberzeugung habe. Die Vorschläge für alternative Begründungen ohne den Umweg über Überraschungen von Fellows und Moser sind ebenfalls unzureichend. Dass *P1* nicht begründet werden konnte, heisst noch nicht, dass sie falsch ist. Aber es scheint grundsätzlich ein Problem damit zu geben, nämlich dass sie zu intellektualistisch ist, insofern Denken immer bereits Metadenken erfordert.²⁷ Ein solcher Ansatz ist nur schwer in Übereinstimmung zu bringen mit der Tatsache, dass jeder Überzeugung eine onto- und phylogenetische Entwicklung vorangegangen ist und als Resultat dieser Entwicklung verstanden werden können muss. Ein verbesserter Begründungsansatz müsste dieser Tatsache Rechnung tragen und einen Umgang mit dieser Schwierigkeit finden.

2.3.2 Kritik an der zweiten Implikation

Die zweite Implikation behauptet die Abhängigkeit von Metaüberzeugungen von Sprache. Diese scheint inhaltlich weniger umstritten als die erste, aber auch gegen diese wurde mehrfach darauf hingewiesen, dass die Begründung Davidsons zumindest formal unzureichend ist. Das Problem ist, dass Davidson lediglich zeigt, dass der Besitz von Sprache bzw. die Möglichkeit intersubjektiver Kommunikation bzw. der Triangulation hinreichend dafür

²⁷Wild bezeichnet Davidsons Argument deshalb als eine *Münchhausen-Theorie*: „Ebenso wie sich der berühmte Baron an seinem Schopf aus dem Sumpf zieht, zieht sich der Denker am Begriff der Überzeugung aus dem Reich des Nichtdenkens in die Höhe.“ (Wild 2008, 100)

sind, dass einem Wesen Metaüberzeugungen zugeschrieben werden können und dass das Entstehen von Metaüberzeugungen dadurch erklärt werden kann. Aber Davidson zeigt in keiner Art und Weise, dass dies notwendig ist, d.h. dass Metaüberzeugungen nicht auch auf anderem Weg entstanden sein könnten und auch ohne das Vorhandensein von Sprache legitimerweise zugeschrieben werden könnten (Bishop 1980, 11; Glock 2000, 57-59; Beisecker 2002, 121-122). Davidson ist sich dessen durchaus bewusst: „I confess I do not know how to show this.“ Gleichzeitig weist er aber die Beweislast von sich: „But neither do I have any idea how else one could arrive at the concept of an objective truth.“ (Davidson 1982, 105) Er kann sich nicht vorstellen, auf welchem anderen als dem von ihm beschriebenen Weg ein Wesen zum Begriff der Wahrheit und zu Metaüberzeugungen gelangen sollte und in seinen Augen hat auch noch niemand sonst eine befriedigende Alternative skizziert.²⁸ Da er aber eine Erklärung dafür liefern konnte, liegt die Beweislast bei jenen, die davon ausgehen, dass dies auch auf anderem Weg möglich sei.

Ansätze einer solchen Alternative skizziert Glock, indem er die Triangulationsmetapher wörtlicher nimmt als Davidson selbst: „At least *prima facie*, different perspectives can be conceived simply as perspectives that *one and the same* individual can occupy. To be able to occupy these different perspectives and to form an objective picture of the world as a result, all a creature would seem to need is the ability to move, as well as perceptual capacities that are adjusted to such movement.“ (Glock 2000, 58) Ich könnte entsprechend auf sehr ähnlichem Weg zur Vorstellung einer objektiven Welt und somit zumindest zu etwas wie einem Prototypen von Metaüberzeugungen gelangen, wenn ich unterschiedliche Perspektiven auf die Welt einnehmen kann, auch ohne diese mit den Perspektiven anderer abzugleichen. In diesem Fall würden Metaüberzeugungen keine Sprache erfordern. Zwei weitere Vorschläge, wie Triangulation auch ohne Sprache möglich sein könnte, formuliert Child (Child 1994, 19), nämlich indem ein Wesen fähig ist, Wahrnehmungen von der Welt zu verschiedenen Zeitpunkten oder an verschiedenen Orten miteinander abzugleichen. Hingegen wendet Barth gegen diese Demonstrationen ein, dass sie zirkulär sind, da sie bereits Überzeugungen voraussetzen (Barth 2011, 69).²⁹ Searle behauptet ebenfalls, dass die Unterscheidung zwischen wahr und falsch und die Möglichkeit, Metaüberzeugungen zu bilden, nicht vom Besitz einer Sprache abhängig ist. Auch ein Wesen ohne Sprache kann zumindest manchmal beurteilen,³⁰ ob seine Überzeugung wahr oder falsch ist. Searle begründet dies damit, dass es sich bei ‚wahr‘ und ‚falsch‘ nicht in erster Linie um metasprachliche, sondern um metaintentionale Prädikate handelt: „They are used to assess success and failure of representations to achieve fit in the mind-to-world direction of fit, of which statements and sentences are a special case.“ (Searle 1994, 212, seine Hervorhebung) Bei der Unterscheidung zwischen erfüllten und nicht erfüllten Wünschen und Bedürfnissen handelt es sich ebenfalls um die Anwendung dieser Prädikate. Dass auch ein sprachloses Tier unterscheiden kann zwischen erfüllten und nicht erfüllten Bedürfnissen, scheint für Searle klar. Daraus schliesst er, dass dies für Überzeugungen nicht anders

²⁸Die transzendente Analyse Barths setzt bei diesem Punkt an, vgl. 2.5.

²⁹Was auch bei Davidsons eigener Argumentation der Fall ist - aber meines Wissens von niemandem kritisiert wurde. Dies gilt aber nicht für Barths Reformulierung von Davidsons Argumentation, da diese auf die Bedingungen für den Erwerb (und nicht den Besitz) propositionaler Einstellungen abzielt, vgl. dazu meine Behandlung von Barths Arbeiten in 2.5.

³⁰Searle verwendet ausgerechnet den Ausdruck ‚to tell‘, ohne dem deutlichen Bezug zur Sprache in diesem Ausdruck Beachtung zu schenken.

sein kann. Dabei beachtet Searle aber nicht, dass Davidsons Argument explizit nicht alle propositionalen Einstellungen, sondern nur Überzeugungen betrifft. Der Übergang von der Zuschreibung der Fähigkeit, zwischen erfüllten und unerfüllten Bedürfnissen unterscheiden zu können, zur Unterscheidung zwischen wahren und falschen Überzeugungen, ist gerade der, welcher von Davidsons Metaüberzeugungsargument in Frage gestellt wird. Die Argumentation beruht auf für Überzeugungen spezifischen Eigenschaften, entsprechend kann diese Argumentation nicht mit dem Verweis auf die Möglichkeit von Metaeinstellungen im Bereich anderer propositionaler Einstellungen kritisiert werden.

Während all diese Kritiken auf die eine oder die andere Art versuchen zu zeigen, dass Triangulation, und allgemeiner der Begriff der Objektivität als Resultat der Triangulation, auch ohne Sprache möglich ist,³¹ halten Dorit Bar-On und Matthew Priselac (Bar-On und Priselac 2011) daran fest, dass Triangulation ohne (so etwas wie) Sprache nicht möglich ist, weiten aber gleichzeitig den Begriff ‚Sprache‘ aus, so dass auch Grunzlaute und ähnliche Formen der Kommunikation Triangulation ermöglichen können und, im Vergleich zu Davidson, der Kreis der von der lingualistischen Argumentation vom Bereich der denkenden Wesen ausgeschlossenen Tiere zumindest massiv reduziert würde.

Auch Fellows (Fellows 2000, 596) bemerkt, dass Davidsons Begründung für *P2* unzureichend ist, und versucht, diese Lücke zu schliessen, allerdings ohne Erfolg (Beisecker 2002, 122-123). Dagegen gelingt es Child (Child 1994, 19-22), das Argument Davidsons zumindest um ein gutes Stück zu stärken, indem er es in den Zusammenhang zu seinen Arbeiten zur Objektivität³² und der in diesem Zusammenhang verwendeten Triangulationsmetapher bringt. Objektivität setzt die Möglichkeit voraus, ein Objekt aus der Umwelt eindeutig zu fassen. Objekte aus der Umwelt sind uns über unsere Sinnesorgane als Resultat einer Verkettung von kausalen Interaktionen gegeben. Dabei stellt sich die Frage, an welchem Punkt dieser Kette sich das Objekt, auf welches Bezug genommen wird, befindet. Nach Davidson kann dies ein einzelnes Individuum allein nicht bestimmen. Erst die durch die Kommunikation mit einem anderen Wesen ermöglichte, geteilte Bezugnahme macht es möglich, einen Abschnitt in dieser Kette zu bestimmen. Diese Idee hängt massgeblich vom Bild der Triangulation ab. Child schlägt vor, dass diese Gedanken hinzugenommen werden können, um zu begründen, dass Triangulation die einzige Möglichkeit ist, um den Begriff einer objektiven Welt und Metaüberzeugungen zu entwickeln. Aber er stellt auch fest, dass dadurch nicht gezeigt wird, dass sprachliche Kommunikation die einzige Möglichkeit zur Triangulation darstellt, somit fehlt in der Argumentation Davidsons immer noch der Schritt von der Notwendigkeit zur Triangulation zur Notwendigkeit von Sprache. Finkelstein (Finkelstein 2007, 267) untersucht diesen von Child ins Spiel gebrachten Aspekt der Triangulationsargumentation und weist ihn zurück, weil es nur für die Betrachtung von Wesen ohne einen Lebenskontext Gültigkeit hat. Wenn wir hingegen Wesen in ihrem Lebenskontext betrachten, fällt es uns leicht zu beurteilen, auf welche Objekte sich ihr Verhalten richtet, auch wenn sie nicht in der Lage zur Triangulation sind.

Das von Davidson vorgetragene Metaüberzeugungsargument ist in dieser Form nicht gültig und kann die behauptete Abhängigkeit propositionaler Einstellungen von Sprache

³¹Für einen Überblick über die verschiedenen Arten dieser Argumente und Verweise auf einige weitere, von mir nicht besprochene Autoren vgl. Barth 2011, 61.

³²Für eine deutliche Formulierung von Davidson siehe Davidson 2001d, 140-146; vgl. auch Davidson 1991a, 201-203; für eine ausführliche Beurteilung dieser Argumentation in Bezug auf den Lingualismus siehe Barth 2011, 62-66.

nicht begründen. An diesem Befund ändern auch die von Fellows und Child vorgeschlagenen Verbesserungen nichts.

2.4 Kritik am Raketenargument

2.4.1 Die Rolle des Raketenargumentes

Davidson führt das, was ich als Raketenargument bezeichne und in der Einleitung dargestellt habe, in „Rational Animals“ zwischen der Präsentation des Intensionalitäts- und jener des Metaüberzeugungsargument ein. In Bezug auf das Intensionalitätsargument ist er zur Einschätzung gelangt, dass dieses zwar in Richtung Sprache weise, aber die Notwendigkeit von Sprache für das Denken nicht zu begründen in der Lage ist. Davidson stellt nun die Frage, ob dieser Hinweis in Richtung Sprache hinreichenden Anlass für eine weitere Suche nach dem notwendigen Zusammenhang liefert. Schliesslich, so gibt er zu bedenken, gibt es zumindest vordergründig einen guten Grund, der gegen die Abhängigkeit des Denkens von Sprache spricht:

Against the dependence of thought on language is the plain observation that we succeed in explaining, and sometimes predicting, the behavior of languageless animals by attributing beliefs and desires and intentions to them. This method works for dogs and frogs much as it does for people. And, it may be added, we have no general and practical alternative framework for explaining animal behavior. Don't these facts amount to a *justification* of the application of the method? (Davidson 1982, 101, seine Hervorhebung)

Sollte es tatsächlich der Fall sein, dass Denken von Sprache abhängt, müssten wir dann trotz ihrem offensichtlichen Nutzen auf die Zuschreibung von Gedanken an sprachlose Wesen verzichten? Und wäre die dadurch begründete Forderung auf den Verzicht von Gedankenzuschreibungen gerade Grund genug zur gegenteiligen Annahme, dass Denken nicht abhängig ist von Sprache, gerade weil solche Zuschreibungen auch an sprachlose Wesen hilfreich oder vielleicht sogar unumgänglich sind? Davidson möchte auf beide Fragen eine negative Antwort geben: Auch wenn Gedanken abhängig sind von Sprache und folglich sprachlose Wesen keine Gedanken besitzen, so können diese ihnen dennoch zugeschrieben werden. Es besteht entsprechend kein Widerspruch zwischen der lingualistischen Behauptung, dass sprachlose Wesen keine Gedanken haben, und der Feststellung, dass die Zuschreibung von Gedanken an sprachlose Wesen hilfreich oder unumgänglich ist. Um diese Antworten zu begründen, muss Davidson eine Unterscheidung zwischen der gerechtfertigten Anwendung der Zuschreibung von Gedanken für eine solche Praxis und dem Besitz von Gedanken machen.

Davidsons Schwierigkeiten, eine Antwort auf diese Fragen zu formulieren und zu begründen, sind auf zwei unterschiedliche von ihm vertretene Positionen zurückzuführen, welche in Bezug auf diese Fragen in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen: Auf der einen Seite steht Davidsons Verpflichtung zu einer Form des Interpretationismus; auf der anderen Seite seine realistisch geprägte Auffassung über den Besitz propositionaler Einstellungen und deren kausale Wirksamkeit. In den folgenden Abschnitten werde ich

diese beiden Positionen erläutern und zeigen, dass sie in einem Spannungsverhältnis zueinander stehen: Nach dem interpretationistischen Ansatz ist eine Rakete eine genuine Denkerin, weil ihr Gedanken zugeschrieben werden können; nach dem realistischen Ansatz ist die Rakete keine genuine Denkerin, weil keine Gedanken vorhanden sind. Eine linguistische Position hingegen könnte dieses Spannungsverhältnis auflösen helfen. Der Schluss von der Zuschreibbarkeit propositionaler Einstellungen auf deren Vorhandensein könnte auf sprachfähige Wesen eingeschränkt werden, während bei sprachlichen Wesen propositionale Einstellungen zwar zugeschrieben werden können, wenn dies hilfreich ist, ohne dass daraus folgt, dass es sich um rationale Wesen handelt.

2.4.2 Davidsons interpretationistischer Ansatz

Bereits im Kapitel zum Intensionalitätsargument (2.2.3) habe ich thematisiert, dass Davidson auf eine Form des Interpretationismus verpflichtet ist. Um das Intensionalitätsargument in seiner ontologischen Lesart gültig zu machen, bedurfte es der Einführung einer zusätzlichen Prämisse, welche den Übergang von der Unmöglichkeit der Zuschreibung propositionaler Einstellungen zur Nicht-Existenz propositionaler Einstellungen ermöglicht. Ich habe vorgeschlagen, dass die Notwendigkeitsbehauptung dies leisten kann und argumentiert, dass Davidson wegen dem von ihm an verschiedenen Stellen vertretenen Interpretationismus auf eine solche Behauptung verpflichtet ist. Nach der Notwendigkeitsbehauptung sind propositionale Einstellungen im Prinzip notwendig zuschreibbar. Es ist dann ausgeschlossen, dass ein Wesen über propositionale Einstellungen verfügt, welche für eine Intepretin prinzipiell unerkennbar und nicht zuschreibbar wären. Das Gegenstück zur Notwendigkeitsbehauptung ist die Suffizienzbehauptung: Zuschreibbarkeit ist hinreichend für den Besitz propositionaler Einstellungen. Wenn einem Wesen propositionale Einstellungen zugeschrieben werden können, dann verfügt es auch über diese. Entsprechend ist es dann ausgeschlossen, dass einem Wesen propositionale Einstellungen zugeschrieben werden, diese aber tatsächlich nicht vorhanden sind.

Die primäre Motivation für eine interpretationistische Theorie (Davidson 1987, 34; Child 1994, 3;) ist die Vermeidung von Problemen, welche Theorien in cartesianischer³³ Tradition haben: Wenn propositionale Einstellungen etwas innerhalb des Geistes einer Denkerin und intrinsisch unabhängig von der Aussenwelt sind, wie kann es dann sein, dass ich je etwas über die propositionalen Einstellungen einer anderen Denkerin weiss? Und wie kann es sein, dass der Inhalt meiner propositionalen Einstellungen die Aussenwelt betreffen, wenn diese doch ihrem Charakter nach von der Aussenwelt unabhängig sind? Der mit der Einnahme einer interpretationistischen Position einhergehende Perspektivenwechsel vermeidet diese Probleme: Statt dass die Interpretationistin vom Begriff ‚propositionale Einstellung‘ als einem inneren Objekt ausgeht und dann nach deren Beziehung zur Aussenwelt fragt, geht sie von der Rolle aus, welche dieser Begriff im tatsächlichen Gebrauch spielt, und versucht daraus abzuleiten, was propositionale Einstellungen sind. Wir schreiben uns und anderen Wesen propositionale Einstellungen zu, um ihr Verhalten zu erklären und beschreiben. Der interpretationistische Ansatz besteht darin, über die Bedingungen

³³Ich folge hier der Verwendung von ‚cartesianisch‘ von Child (Child 1994, 3), welcher eine Theorie dann als cartesianisch bezeichnet, wenn sie propositionale Einstellungen als interne Objekte behandelt. Diese internen Objekte müssen nicht einer vom Körper verschiedenen ontologischen Kategorie angehören; nach dieser Definition kann auch eine materialistische Theorie des Geistes als cartesianisch bezeichnet werden.

für diese Zuschreibungen festzumachen, was propositionale Einstellungen sind. Propositionale Einstellungen sind das, was einem Wesen von einer möglichst gut informierten und kompetenten Interpretin zugeschrieben wird, um sein Verhalten zu erklären oder prognostizieren. Nach diesem Ansatz entsteht weder das Problem der Aussenwelt noch das des Fremdpsychischen, weil propositionale Einstellungen von Beginn weg aus der drittpersonalen Perspektive und als mit der Aussenwelt intrinsisch verknüpft aufgefasst werden.³⁴

Ein interpretationistischer Ansatz verhindert auch das Entstehen des traditionellen skeptischen Problems des Fremdpsychischen, indem es propositionale Einstellungen als das charakterisiert, was eine Interpretin einem Wesen als propositionale Einstellungen zuschreibt, um sein Verhalten angesichts der beobachteten Umweltbedingungen zu erklären oder zu prognostizieren. Entsprechend gehört es zum Kern einer interpretationistischen Theorie, dass eine zumindest allgemeine Formulierung der Suffizienzthese akzeptiert wird: Wenn unter den richtigen Bedingungen einem Wesen propositionale Einstellungen zugeschrieben werden können, dann hat dieses Wesen diese propositionalen Einstellungen. Davidson stimmt dieser allgemeinen Suffizienzbehauptung explizit zu (Davidson 1983, 148; Davidson 1990b, 86) und legt sie seiner Theorie der Radikalen Interpretation zugrunde (Davidson 1973b, Davidson 1974a).

Angewendet auf Wesen, welche als rational gelten, verhindert der interpretationistische Ansatz mit der darin enthaltenen Suffizienzbehauptung, dass Zweifel in Bezug auf das Vorhandensein von propositionalen Einstellungen entstehen. Wenn wir einem Mitmenschen legitimerweise propositionale Einstellungen zuschreiben, dann sind diese auch vorhanden. Dies entspricht unserer Intuition. Angewendet auf Wesen, welche wir nicht für rational halten, ist das Ergebnis jedoch kontraintuitiv. So kann ich unter geeigneten Umständen das Verhalten einer Rakete vorhersagen, indem ich dieser Rakete bestimmte Überzeugungen und Absichten zuschreiben:

[S]omeone might easily have no better or alternative way of explaining the movements of a heat-seeking missile than to suppose the missile wanted to destroy an airplane and believed it could by moving in the way it was observed to move. (Davidson 1982, 101)

Nach der Suffizienzbehauptung folgt daraus, dass die Rakete Überzeugungen und Absichten hat. Es müsste sich bei der Rakete demnach um ein rationales Wesen handeln, was nicht unserer Intuition entspricht. Dies stellt ein Problem für eine interpretationistische Position dar. Ein möglicher Umgang damit könnte sein, den interpretationistischen Ansatz abzuschwächen, so dass die Suffizienzbehauptung nur unter bestimmten Bedingungen zur Anwendung kommt. So unterscheidet Child (Child 1994, 40-47) zwischen *reinem Interpretationismus* (pure interpretationism) und *bedingtem Interpretationismus* (supplemented

³⁴Skeptische Komplikationen werden hier als Argument für eine interpretationistische Theorie und gegen eine cartesianische ins Feld geführt. Umgekehrt gibt es ein analoges Problem, das für den Cartesianismus und gegen den Interpretationismus zu sprechen scheint: Im Normalfall kenne ich meine propositionalen Einstellungen und ich kenne diese besser als irgendjemand anderes. Ein cartesianischer Ansatz kann diese erstpersionale Autorität gut erklären, während dies für einen interpretationistischen Ansatz, welcher propositionale Einstellungen über die drittpersonale Perspektive bestimmt, problematisch ist. Davidson setzt sich wiederholt mit diesem Problem auseinander (Davidson 1984; Davidson 1987), seine Lösungsansätze erachte ich als nur teilweise befriedigend (vgl. 7.2.3).

interpretationism). Ein rein interpretationistischer Ansatz akzeptiert die Suffizienzbehauptung in ihrer allgemeinstmöglichen Formulierung. Wenn eine propositionale Einstellung x zugeschrieben werden kann, ist x vorhanden. Ein bedingter interpretationistischer Ansatz schränkt die Suffizienzbehauptung ein, indem er Bedingungen hinzufügt, welche zusätzliche zur Zuschreibbarkeit erfüllt sein müssen. Wenn x zugeschrieben werden kann und zusätzlich Bedingung B erfüllt ist, dann ist x vorhanden. Allgemein gelangt Child zur Einschätzung, dass bedingte interpretationistische Ansätze nicht grundsätzlich gegen den interpretationistischen Geist verstossen, solange Gedanken grundsätzlich als etwas Zuschreibbares aufgefasst werden und die Zuschreibbarkeit ein wesentliches Merkmal ist. In der Folge betrachte ich zwei Zusatzbedingungen, welche gemäss Child Davidsons interpretationistischem Ansatz zugrundeliegen. Dabei möchte ich zeigen, dass deren Anwendung nicht dazu führt, dass der Rakete keine propositionalen Einstellungen zugeschrieben werden müssten.

Eine von Davidson vertretene Möglichkeit, die Suffizienzbehauptung einzuschränken, besteht in der Anwendung einer Form des Sparsamkeitsprinzips. Der Schluss von der Zuschreibbarkeit propositionaler Einstellungen auf die Existenz propositionaler Einstellungen ist nur dann gerechtfertigt, wenn es zu dieser Zuschreibung keine Alternative gibt, die weniger voraussetzungsreich ist.

We will be bound to acknowledge that we are applying a pattern of explanation that is far stronger than the observed behavior requires, and to which the observed behavior is not subtle enough to give point. (Davidson 1982, 102)

Ich lese diese Passage wie Child so, dass Davidson dabei auf ein Sparsamkeitsprinzip anspielt. Aber entscheidend ist der Kontext dieser Stelle: Davidson formuliert diesen Gedanken just nachdem er für die Notwendigkeit eines Kriteriums für die Anwendung des doppelten Standards argumentiert hat. Er vertraut entsprechend gerade nicht auf das Sparsamkeitsprinzip, sondern zeigt erst nachträglich, dass auch dies gilt. Und Davidson hat meines Erachtens guten Grund nicht auf das Sparsamkeitsprinzip zu vertrauen. Denn wenn es sparsamer ist, ein Verhalten eines Systems allein aufgrund seiner physikalischen Eigenschaften zu beschreiben, so führt dies nach der Annahme von Davidsons Identitätstheorie, wonach jedes mentale Ereignis auch ein physikalisches Ereignis ist, und entsprechend jedes Verhalten eines Menschen theoretisch auf der physikalischen Ebene beschrieben werden könnte, dazu, dass mentale und intentionale Beschreibungen auch für das Verhalten von Menschen zugunsten von physikalischen Beschreibungen und Erklärungen eliminiert werden sollten. Aber Davidson spricht sich mehrfach explizit gegen einen eliminativen Behaviorismus dieser Art aus (Davidson 1987, 23; Davidson 1995a, 118-120; Davidson 1997a, 69; Davidson 2004b, 65).³⁵ Die Suffizienzbehauptung sollte also wohl nicht mit der Anwendung eines Sparsamkeitsprinzips eingeschränkt werden, und Davidson schlägt dies meines Erachtens auch nicht vor.³⁶

Eine andere Art der Einschränkung der Suffizienzbehauptung besteht in der Forderung, dass es nicht allein genügt, dass Gedanken zugeschrieben werden können, sondern die zugeschriebenen Gedanken auch eine korrekte Geschichte haben müssen. Nur wenn davon

³⁵Vgl. meine Behandlung des Sparsamkeitsprinzips bei Dennett in Abschnitt 2.4.6.

³⁶Zudem ist Davidson grundsätzlich skeptisch gegenüber dem argumentativen Wert von Sparsamkeitsüberlegungen (Davidson 1970a, 183; Davidson 2001b, 281).

ausgegangen wird, dass eine solche Geschichte vorhanden ist, ist die Einnahme des interpretationistischen Ansatzes gerechtfertigt. Die Geschichte würde entsprechend den Unterschied machen zwischen einer propositionalen Einstellung, welche vorhanden, ist und einer, welche lediglich zugeschrieben wird. Eine solche Einschränkung formuliert Davidson selbst wiederholt (Davidson 1990b, 85; Davidson 1990a) und illustriert den Punkt mit dem Gedankenexperiment des Swampman (Davidson 1987, 18)³⁷: Davidson spaziert durch den Sumpf, während plötzlich der Blitz in einen Baum neben ihm einschlägt. Durch die Energie des Blitzes wird er in seine molekularen Einzelteile zerlegt. Gleichzeitig entsteht durch einen kosmischen Zufall aus den Molekülen des durch den Blitz ebenfalls zerlegten Baums ein exakter Doppelgänger Davidsons. Dieser Swampman genannte Doppelgänger hat alle Eigenschaften, welche zuvor Davidson zukamen; er geht wie Davidson, spricht wie Davidson, und sieht aus wie Davidson. Der Swampman verlässt den Sumpf und lebt das Leben von Davidson weiter, ohne dass seine Freunde dies bemerken würden. Diese Freunde schreiben dem Swampman Wünsche und Absichten zu, die sie sonst Davidson unter diesen Umständen zuschreiben würden. Aber das wäre falsch. Denn wenn auch niemand einen Unterschied bemerken könnte, der Unterschied besteht:

But there *is* a difference. My replica can't recognize my friends; it can't *recognize* anything, since it never cognized anything in the first place. It can't know my freinds' names (though of course it seems to); it can't remember my house. It can't mean what I do by the word 'house', for example, since the sound 'house' Swampman makes was not learned in a context that would give it the right meaning - or any meaning at all. Indeed, I don't see how my replica can be said to mean anything by the sounds it makes, nor to have any thoughts. (Davidson 1987, 19, seine Hervorhebung)

Die Suffizienzbehauptung müsste auf den Swampman nicht angewendet werden, weil dem, was seine scheinbaren Freunde ihm möglicherweise als seine propositionalen Einstellungen zuschreiben, die richtige Geschichte fehlt. Daraus, dass sein Verhalten mit Hilfe der Zuschreibung propositionaler Einstellungen befriedigend erklärt oder korrekt prognostiziert werden kann, folgt nicht, dass der Swampman diese propositionalen Einstellungen besitzt. Der Swampman ist kein rationales Wesen.

Diese Einschränkung kommt dem realistischen Ansatz entgegen, da damit klar gemacht wird, dass eine propositionale Einstellung, die wirklich vorhanden ist, immer das Resultat einer kausalen Geschichte ist. Aber es ist nicht mehr als eine Wiederholung der realistischen Behauptung.

Das heisst nicht, dass der Miteinbezug der Geschichte nicht notwendig sei für den Interpretationsprozess. Vielmehr erscheint es plausibel zu sagen, dass jede Zuschreibung die Geschichte mitberücksichtigt. Insofern könnte sogar gesagt werden, dass es sich dabei nicht um eine eingeschränkte Version der Suffizienzbehauptung handelt, sondern dass dies aus einem plausiblen Begriff der Zuschreibbarkeit sowieso hervorgeht. Ohne *Questionbegging* zu sein, dient dies aber nicht als Kriterium für eine Einschränkung der Suffizienzbehauptung, welche dazu führen würde, dass der Rakete keine propositionalen Einstellungen zugeschrieben werden können. Das scheint auch Davidson so zu beurteilen, weshalb er auch

³⁷Für einen kurzen Abriss über die Entstehungsgeschichte des Gedankenexperiments vom Comic über Putnam und Millikan zu Davidson siehe Wild 2010, 315.

in späteren Schriften und nach seiner Formulierung des Geschichts-Kriteriums am sprachlichen Kriterium festhält (bspw. Davidson 1999a, 35).

Die beiden beschriebenen Versuche, den interpretationistischen Ansatz einzuschränken, indem die Suffizienbehauptung nur unter bestimmten Umständen zur Anwendung kommt, sind nicht überzeugend. Wenn die Zuschreibung propositionaler Einstellungen hilft, das Verhalten der Rakete zuverlässig zu prognostizieren oder befriedigend zu erklären, dann folgt mit der Suffizienbehauptung, dass diese propositionalen Einstellungen vorhanden sind. Die Rakete hat propositionale Einstellungen, die Rakete ist ein genuiner Denker und rationaler Akteur. Dies ist die Folgerung aus dem von Davidson vertretenen interpretationistischen Ansatz und die eine Seite des Spannungsfeldes.

2.4.3 Davidsons realistischer Ansatz

Auf der anderen Seite steht Davidsons realistisches Verständnis von propositionalen Einstellungen, was sich insbesondere in seiner Handlungstheorie manifestiert. Propositionale Einstellungen sind Gründe für Handlungen. Ein Grund für eine Handlung rationalisiert und verursacht diese gleichzeitig (Davidson 1963, 4; Davidson 1971a, 49; Davidson 1990a, 95). Etwas kann aber nur die Ursache von etwas anderem sein, wenn es wirklich vorhanden ist. Deshalb müssen propositionale Einstellungen real existierende Entitäten sein.

Wenn ich jemandem eine Überzeugung zuschreibe, so hat dies einen realistischen Hintergrund. Ich schreibe Julia die Absicht zu, die Prüfung erfolgreich zu bestehen, und erkläre damit, dass sie viel Zeit in der Bibliothek verbringt. Meine Erklärung ist nur dann korrekt, wenn erstens Julia diese Absicht hat, und wenn zweitens ihre häufige Anwesenheit eine Wirkung dieser Absicht ist. Diese Absicht muss tatsächlich vorhanden und die Ursache der beschriebenen Handlung sein. Dass ich ihr die Absicht zuschreibe, ist entsprechend nicht nur praktisch und dadurch instrumentell begründet, sondern durch das Vorhandensein dieses Ereignisses und einer gegebenen Kausalbeziehung zu einem anderen Ereignis fundiert. Hätte sie diese Absicht nicht, so wäre meine Erklärung falsch; und zwar wäre diese Zuschreibung auch dann falsch, wenn sie in der Lage gewesen wäre, das Verhalten befriedigend zu erklären oder korrekt zu prognostizieren. Wenn Julia viel Zeit in der Bibliothek verbringt, weil sie ihrer Mitbewohnerin aus dem Weg gehen möchte, so wäre es falsch, ihr den Wunsch bezüglich der Prüfung zuzuschreiben, obwohl dies ebenfalls zu einer korrekten Prognose geführt hätte.

Zuschreibungen von propositionalen Einstellungen sind realistisch und die darauf aufbauenden Erklärungen basieren auf einer tatsächlichen Kausalbeziehung zwischen der propositionalen Einstellung und dem damit erklärten Handlungsereignis. Die Zuschreibung einer nicht vorhandenen propositionalen Einstellung ist falsch und auch durch einen allfälligen Nutzen für eine Erklärung oder Prognose nicht zu rechtfertigen. So ist es falsch, einer Rakete Überzeugungen zuzuschreiben, insofern wir wissen, dass eine Rakete keine Überzeugungen hat:

This uninformed observer might be justified in attributing a desire and beliefs to the missile; but he would be wrong. (Davidson 1982, 101)

Es mag hilfreich sein, das Verhalten der Rakete vorherzusagen, indem ihr eine bestimmte Absicht und Überzeugungen zugeschrieben werden. Aber diese Zuschreibungen sind falsch;

das Verhalten der Rakete ist keine Wirkung von Überzeugungen und Absichten. Die Rakete hat keine Absichten und Überzeugungen, die Rakete ist kein rationales Wesen.

2.4.4 Lingualismus als Versöhnung

Die Rakete ist mitten im Spannungsfeld zwischen diesen zwei Ansichten gelandet. Nach der interpretationistischen Position hat sie propositionale Einstellungen und ist ein rationales Wesen; nach der realistischen Position hat sie keine propositionalen Einstellungen und ist nicht rational.³⁸ Wie gelingt es nun Davidson, diese Spannung aufzulösen?

In der Antwort auf die eingangs formulierten zwei Fragen ist der Ansatz Davidsons bereits enthalten. Davidson unterscheidet zwischen der *gerechtfertigten Zuschreibung propositionaler Einstellungen* und der *wahren Zuschreibung propositionaler Einstellungen*. Die Zuschreibung kann gerechtfertigt sein, auch dann, wenn keine propositionalen Einstellungen vorhanden sind. Zuschreibungen propositionaler Wesen sind demnach genau dann gerechtfertigt, wenn diese Zuschreibungen zu befriedigenden Erklärungen oder korrekten Prognosen führen. Die Zuschreibung propositionaler Einstellungen ist jedoch rein instrumentell und lässt keinen Schluss auf tatsächlich vorhandene propositionale Einstellungen zu. Diesen Ansatz wendet Davidson auf die Rakete an: Es ist hilfreich, ihr propositionale Einstellungen zuzuschreiben, also ist es gerechtfertigt. Aber daraus muss nicht folgen, dass diese vorhanden und die Zuschreibung wahr ist. Somit muss kein Widerspruch bestehen zur realistischen Feststellung, wonach Raketen keine propositionalen Einstellungen besitzen und ihr Verhalten keine Wirkung solcher Einstellungen ist.

In Bezug auf die Rakete schlägt Davidson somit einen rein instrumentellen Ansatz vor: Zuschreibungen propositionaler Einstellungen sind gerechtfertigt, wenn sie nützen, aber dadurch wird keine ontologische Folgerung legitimiert. Dieser Ansatz mag für Raketen befriedigend sein - allgemein formuliert verstösst er aber gegen die Suffizienzbehauptung, wonach aus der Zuschreibbarkeit Existenz folgt. Insofern die Suffizienzbehauptung für den Interpretationismus zentral ist, steht dieser Ansatz im Widerspruch zum Interpretationismus. Was Davidson deshalb weiter einführen muss, ist eine Möglichkeit, diesen instrumentellen Ansatz zwar für Raketen anwendbar zu machen, so dass dieser nicht auch auf Menschen anwendbar wird. Oder umgekehrt: Davidson muss eine Möglichkeit einführen, den interpretationistischen Ansatz samt der Suffizienzbehauptung auf Menschen anzuwenden, ohne dass dies auch auf Raketen angewendet werden kann. Davidson schlägt vor, dass Sprache dieses Kriterium sei. Wir Menschen sprechen und auf uns soll der interpretationistische Ansatz angewendet werden. Raketen können nicht sprechen, für sie wird der instrumentelle Ansatz verwendet.

Davidson möchte einen doppelten Standard verwenden: Instrumentalismus für sprachlose Dinge, Interpretationismus für sprachliche Wesen. Bei Letzteren führt die Zuschreibung von Gedanken zur Annahme deren Existenz. Zuschreibbarkeit ist hier hinreichend für Gedanken. Wenn einem sprachfähigen Wesen ein Gedanke zugeschrieben werden kann, weil

³⁸Mark Johnston (Johnston 1985) verwendet dieses Spannungsverhältnis als Basis für eine Argumentation gegen Davidsons Identitätstheorie bezüglich mentaler und physikalischer Ereignisse. Aus seiner Rekonstruktion von Davidsons in „Mental Events“ vorgetragener Begründung zieht er den Schluss, dass diese zur Annahme einer interpretationistischen Position verpflichtet. Eine solche hält Johnston für falsch, was er damit begründet, dass der von mir als realistische Tendenz eingeführte Ansatz (er bezeichnet dies als die *naive view*) sehr viel plausibler ist. Daraus schliesst er auf die Falschheit der Identitätstheorie.

dieser das Verhalten dieses Wesens erklärt oder prognostiziert, ist dieser Gedanke vorhanden und kausal wirksam. Bei sprachlosen Wesen ist die Zuschreibung von Gedanken rein instrumentell. Solche Zuschreibungen sind gerechtfertigt, wenn sie helfen, das Verhalten zu beschreiben oder zu prognostizieren. Ihnen liegt aber kein vorhandenes Ereignis und keine Kausalbeziehung zugrunde. Insofern nur Menschen über eine Sprache verfügen, folgt daraus: Interpretationismus für Menschen, Instrumentalismus für den Rest.

Nochmals: Der Unterschied zwischen Raketen und Menschen besteht auf einem echten Unterschied - im Besitz von propositionalen Einstellungen. Dieser Unterschied soll vom Kriterium eingefangen werden. Damit Sprache als Kriterium für die Anwendung des interpretationistischen gegenüber dem instrumentellen Ansatz dienen kann, muss mit dem Kriterium der Sprache dieser echte Unterschied eingefangen werden. Das heisst, es muss gezeigt werden, dass Sprache notwendig ist für den Besitz propositionaler Einstellungen:

What we need, then, in order to make a case, is a characterization of what it is that language supplies that is necessary for thought. For if there is such a necessary condition, we can continue to explain the behavior of speechless creatures by attributing propositional attitudes to them while at the same time recognizing that such creatures do not actually have propositional attitudes. (Davidson 1982, 101)

Eben dies versucht Davidson mit dem Intensionalitätsargument zu zeigen. Da er dieses Argument aber letztlich nicht für eine hinreichende Begründung der lingualistischen Position betrachtet, muss diese auf einem anderen Weg begründet werden. Darin besteht das Motiv für die Entwicklung des Metaüberzeugungsargumentes.

Es handelt sich beim Raketenargument nicht direkt um die Begründung einer lingualistischen Konklusion, sondern um die Begründung, dass eine solche notwendig ist. Das Raketenargument motiviert die Entwicklung einer lingualistischen Position. Das Raketenargument könnte zu einem lingualistischen Argument erweitert werden, indem gezeigt wird, dass das vorgeschlagene sprachliche Kriterium das einzige ist, welches den gewünschten doppelten Standard rechtfertigen kann. Im nächsten Abschnitt wird das Raketenargument in seiner motivierenden Form rekonstruiert und in den weiteren Abschnitten werden verschiedene Ansätze zur Kritik betrachtet.

2.4.5 Rekonstruktion des Raketenargumentes

Anders als das Intensionalitäts- und das Metaüberzeugungsargument präsentiert Davidson das Raketenargument nicht explizit als Argument, entsprechend wurde es meines Wissens auch noch nie als ein eigenständiger Strang von Davidsons lingualistischer Argumentation betrachtet und behandelt. Und auch wenn das Argument nicht die lingualistische Position als solche begründen kann, so schafft es doch eine Situation, welche nach einer Lösung verlangt und welche durch eine solche Position gelöst werden könnte. In der Folge versuche ich ein solches Argument zu rekonstruieren.

Wenn ein Wesen propositionale Einstellungen immer dann hat, wenn ihm diese zugeschrieben werden können, dann führt dies zur Konsequenz, dass auch Raketen propositionale Einstellungen haben. Davidson hält diese Konsequenz für absurd und unannehmbar. Daraus folgert er, dass es ein Kriterium geben muss, welches vorgängig zur Zuschreibung

propositionaler Einstellungen bestimmt, ob es sich um ein Wesen handelt, bei dem eine solche Zuschreibung wahr sein kann. Es handelt sich dabei um eine Reductio ad absurdum:

- P1 Propositionale Einstellungen sind das, was einem Wesen von einer Interpretin zugeschrieben wird, um das Verhalten zu erklären und zu prognostizieren. Besitzer propositionaler Einstellungen - und somit rational - sind jene Wesen, welchen solche zugeschrieben werden können.
- P2 Es gibt kein Kriterium, welches die Zuschreibung propositionaler Einstellungen an Raketen unterbinden würde.
- P3 Das Verhalten von Raketen kann durch die Zuschreibung propositionaler Einstellungen erklärt und prognostiziert werden.
- K_a Raketen haben propositionale Einstellungen; sie sind rationale Wesen.
- P4 Die Annahme, dass Raketen rationale Wesen sind, ist absurd.
- K P2 ist falsch. Es gibt ein Kriterium, welches die Zuschreibung propositionaler Einstellungen an Raketen unterbindet.

Prämisse $P1$ formuliert einen interpretationistischen Ansatz, aus welchem zusammen mit dem in $P2$ behaupteten Fehlen eines Kriteriums und der in $P3$ behaupteten Zuschreibbarkeit von Gedanken an Raketen die Konklusion K_a folgt. K_a ist absurd, weil Raketen gemäss dem realistischen Ansatz keine Gedanken haben. Da der Schluss auf K_a gültig ist, muss eine der Prämissen als falsch zurückgewiesen werden. Zu einem interpretationistischen Ansatz ist Davidson verpflichtet, und dass die Zuschreibung von Gedanken an Raketen zumindest manchmal hilfreich ist, hat Davidson im von ihm eingeführten Beispiel klar gemacht - $P1$ und $P3$ sind wahr, also muss $P2$ zurückgewiesen werden.

Die Argumentation für K kann auf drei Arten kritisiert werden. Einerseits könnte gezeigt werden, dass die als falsch bezeichnete Konklusion K_a nicht absurd ist und somit kein Schluss auf die Falschheit einer der Prämissen gerechtfertigt ist. Oder es kann gezeigt werden, dass eine der beiden anderen Prämissen zurückgewiesen werden sollte und somit die falsche Konklusion auf einem anderen Weg verhindert wird. Da das Argument weder von Davidson noch von seinen Kommentatoren oder Kritikern als solches formuliert wurde, hat es in dieser Form auch keine direkte Kritik erfahren. Dennoch glaube ich, dass es Auseinandersetzungen mit Davidsons Lingualismus gibt, welche sich als Kritik am Raketenargument auffassen lassen. In der Folge werde ich zu jedem dieser drei Ansätze eine Kritik darstellen. Aus Daniel Dennetts Intentional Stance Theorie folgt, dass auch Raketen als rationale Wesen klassifiziert werden können, somit muss K_a nicht absurd sein und keine der ersten drei Prämissen muss zurückgewiesen werden. Dennetts Begründung für die Falschheit von $P4$ werde ich im nächsten Kapitel darstellen. Dazu ist eine Darstellung der Grundzüge der Intentional Stance Theorie notwendig, weshalb dieser Abschnitt länger als die anderen ist. Dennetts Theorie ist zudem der umfassendste und bekannteste Ansatz eines interpretationistischen Ansatzes und kann deshalb als zusätzliche Argumentation für die Wahrheit von $P1$ aufgefasst werden. Danach rekonstruiere ich verschiedene von John Searle formulierte Gedanken als Kritik an einem interpretationistischen Ansatz. Wenn diese Kritiken zu einer Zurückweisung des interpretationistischen Ansatzes führen, folgt die als falsch betrachtete Konklusion K_a nicht und der Schluss auf K ist nicht gerechtfertigt. Dieser Schluss wäre auch nicht gerechtfertigt, wenn $P2$ insofern falsch ist als ein anderes

Kriterium besteht, welches die Zuschreibung von propositionalen Einstellungen an Raketen unterbindet. Als ein Vorschlag für ein solches alternatives Kriterium interpretiere ich einen Vorschlag von Richard Jeffrey.

2.4.6 Dennetts Kritik an P4

Daniel C. Dennett, der wohl prominenteste Vertreter eines interpretationistischen Ansatzes,³⁹ setzt bei der Konklusion an und behauptet, dass es keineswegs absurd sein muss, Raketen propositionale Einstellungen zuzuschreiben. Diese Aussage kann losgelöst von Dennetts Intentional Stance Ansatz weder verstanden noch begründet werden. In diesem Abschnitt wird dieser Ansatz so knapp wie möglich, aber so ausführlich wie nötig, behandelt, damit die Bedeutung der Aussage verständlich und die Begründung nachvollziehbar wird.

Wenn ich mit einem Wesen (oder allgemeiner und in Dennetts Terminologie: einem System oder Objekt) konfrontiert bin und dessen Verhalten prognostizieren⁴⁰ soll, so nehme ich gegenüber diesem eine von drei Einstellungen ein: eine *physikalische Einstellung*, eine *design Einstellung* oder eine *intentionale Einstellung*. Je nach Einstellung schreibe ich diesem System andere Eigenschaften zu, immer mit dem Ziel, sein Verhalten vorhersagen zu können. Wenn ich einem System gegenüber eine physikalische Einstellung einnehme, so beschreibe ich dieses mit dem Vokabular und den Methoden der Physik und verwende die entsprechenden Gesetze, um eine Prognose zu generieren. Wenn ich einem Material eine bestimmte Dichte zuschreibe, kann ich mit grosser Zuverlässigkeit voraussagen, ob ein aus diesem Material bestehender Körper im Wasser schwimmen wird oder nicht. Nehme ich einem System gegenüber eine design Einstellung ein, kann ich mich bei der Beschreibung auf die Funktionsweisen und Zwecke berufen, zu welchen dieses System entworfen wurde. Wenn ich weiss, dass der rote Knopf dazu dient, die Maschine auszuschalten, und sehe, dass der rote Knopf gedrückt wird, kann ich mit grosser Zuverlässigkeit voraussagen, dass die Maschine ausgeschaltet wird. Wenn ich einem System gegenüber eine intentionale Einstellung einnehme, basiere ich die Prognose über sein Verhalten auf Absichten und Überzeugungen, welche ich dem System zuschreibe:

Here is how it works: first you decide to treat the object whose behavior is to be predicted as a rational agent; then you figure out what beliefs that agent ought to have, given its place in the world and its purpose. Then you figure

³⁹Im Unterschied zu Davidson verwendet Dennett den Begriff *Interpretationismus*, wenn auch mit Widerwillen (Dennett 1987, 15).

⁴⁰Während Davidson oftmals davon spricht, dass die Zuschreibung propositionaler Einstellungen zur Prognose und zur Erklärung dient, der Fokus aber eher auf dem Aspekt der Erklärung liegt, so fokussiert Dennett fast ausschliesslich auf den Aspekt der Prognose (und gibt der Prognose sogar explizit den Vorrang gegenüber anderen Aspekten, welche ebenfalls mit der Zuschreibung von propositionalen Einstellungen zusammenhängen könnten (Dennett 1998, 98). Ich glaube, dass dies keinen Einfluss auf die grundsätzliche interpretationistische Position hat und dieser Unterschied in der Formulierung der These dadurch erklärt werden kann, dass Davidson allgemein einen Fokus auf Erklärung hat, während dies bei der noch deutlicher naturwissenschaftlich-technischen Ausrichtung Dennetts eher für die Prognose gilt. Aber ich gehe davon aus, dass beide grundsätzlich der Symmetriethese bezüglich Erklärung und Prognose zustimmen (Hempel und Oppenheim 1948, 137) könnten. Für Stellen, welche diese Lesart ausdrücklich unterstützen, vgl. Dennett 1987, 117; Dennett 1996, 34; sowie Davidson 1982, 101.

out what desires it ought to have, on the same considerations, and finally you predict that this rational agent will act to further its goals in the light of its beliefs. (Dennett 1987, 17)

Ich entschliesse mich, meinen Nachbarn James für einen rationalen Akteur zu halten. Ich kenne ihn seit langem und weiss deshalb, dass er unbedingt berühmt werden möchte. Wenn ich nun sehe, dass sich ihm eine Gelegenheit bietet, kann ich mit grosser Zuverlässigkeit voraussagen, dass er sich nicht von der Kamera wegdrehen wird. Er hat den Wunsch berühmt zu werden und erkennt die Gelegenheit, also wird er ins Rampenlicht drängen. Diese Prognose basiert weder auf der Beschreibung von physikalischen Eigenschaften, noch von Design-Eigenschaften von James, sondern allein auf der Grundlage der ihm zugeschriebenen Absichten und Überzeugungen.

Diese drei⁴¹ Einstellungen sind hierarchisch⁴² geordnet. Die physikalische Einstellung ist die basalste; sie kann jedem System gegenüber eingenommen werden. Eine Design-Einstellung kann nur einem System gegenüber eingenommen werden, wenn es zu bestimmten Zwecken entworfen worden ist.⁴³ Eine intentionale Einstellung kann einem System gegenüber nur dann eingenommen werden, wenn es sich dabei um einen rationalen Akteur handelt. Das heisst aber nicht, dass die höherstufigen Einstellungen redundant sind und auf die physikalische zurückgeführt werden könnten. Wenn ich weiss, dass der rote Knopf auf der Kaffeemaschine zum Ausschalten der Maschine dient, kann ich mit grosser Zuverlässigkeit voraussagen, dass die Maschine ausgeschaltet wird, wenn ich beobachte, dass der rote Knopf gedrückt wird. Hätte ich gegenüber der Kaffeemaschine nicht die Design-Einstellung eingenommen und müsste allein auf der physikalischen Ebene eine Prognose versuchen, so

⁴¹Ich verstehe Dennett so, dass diese Anzahl kontingent ist. Dennett kommt zu diesen drei Einstellungen ausgehend von unserer aktuellen Praxis, welche eine Unterscheidung dieser drei Einstellungen ermöglicht, und umgekehrt erlaubt es die Unterscheidung dieser drei Einstellungen viele der in der Praxis gemachten Unterscheidungen zu erklären. Es könnte aber auch andere Einstellungen geben, bspw. eine astrologische Einstellung (Dennett 1987, 16), welche eine Prognose des Verhaltens eines Systems auf der Grundlage des Zeitpunkts und des Ortes seiner Geburt erlaubte. Systeme, bei denen diese Einstellung zu zuverlässigen Prognosen führte, wären astrologische Systeme. Aber offenbar gibt es keine astrologischen Systeme. Dies ist aber nicht notwendig so. Es ist prinzipiell nicht auszuschliessen, dass die Astrologie sich so weiterentwickelte, dass ihre Prognosen zuverlässig werden, so dass die Annahme von astrologischen Systemen dadurch gerechtfertigt würde. In einem solchen Fall würde sich die Zahl der möglichen Einstellungen vergrössern. Und es ist ebenfalls nicht auszuschliessen, dass sich die Umstände in der Welt so verändern, dass die Mittel der gegenwärtigen Astrologie zuverlässige Prognosen erlaubten. Auch in einem solchen Fall würde sich die Zahl der Einstellungen vergrössern. (Vgl. auch Dennett 1998, 109, wo Dennett vier Einstellungen in Bezug auf das Verhalten einer schachspielenden Turingmaschine unterscheidet.)

⁴²Wobei die Hierarchie dieser Ordnung ebenfalls kontingent ist und die intentionale Einstellung lediglich für uns menschliche Wesen in der unsrigen Welt die höchste dieser Einstellungen ist. Marsmenschen mit intellektuellen Fähigkeiten, welche die unsrigen bei weitem überstiegen, könnten gänzlich andere Einstellungen zur Welt einnehmen, welche sie zu viel präzisieren und potenteren Prognosen befähigen würden. Dabei könnte diese marsianische Super-Einstellung eine weitere Stufe der uns zugänglichen Hierarchie sein; es könnte aber auch sein, dass die Marsfrau zwar über diese Supereinstellung verfügt, ihr aber die für uns geläufige intentionale Einstellung nicht vertraut und entsprechend für sie nicht einnehmbar wäre (Dennett 1998, 110; Dennett 1987, 25).

⁴³Dies setzt jedoch nicht voraus, dass es ein weiteres intentionales System gibt, welches dieses System zu diesem Zweck entworfen hat. Für Dennett sind Systeme, welche eine evolutionäre Geschichte haben, paradigmatische Fälle von Systemen, gegenüber welchen eine Design-Einstellung eingenommen werden kann (vgl. bspw. Dennett 1996, 29).

müsste ich unvergleichbar mehr Beobachtungen zur Verfügung haben, die Funktionsweise vieler einzelner Teile kennen und über breite technische Kenntnisse verfügen, um eine ähnlich zuverlässige Prognose erstellen zu können. Und während im Falle einer von einer Ingenieurin entworfenen Maschine dies zumindest für diese Ingenieurin unter Umständen möglich wäre, so ist dies bei gewissen biologischen Prozessen nicht der Fall. Wenn ich weiss, dass ein Schliessmechanismus in einer Pflanze den Zweck hat, die Pflanze vor Regen zu schützen, so kann ich mit grosser Zuverlässigkeit voraussagen, dass sich die Blüte schliessen wird, wenn es zu regnen beginnt. Es kann jedoch gut sein, dass selbst die kompetenteste Botanikerin nicht in der Lage wäre, das Schliessverhalten dieser Pflanze allein auf der physikalischen Ebene zu prognostizieren. Der Wechsel von der physikalischen zur design Einstellung ist ein Abstraktionsprozess; der Effekt ist, dass Prognosen manchmal einfacher werden, in anderen Fällen, dass Prognosen überhaupt erst möglich werden. Den gleichen Effekt hat der analoge Wechsel von der design Einstellung zur intentionalen Einstellung. Wenn ich gegenüber meinem Schachcomputer eine intentionale Einstellung einnehme, und ihm die Absicht zuschreibe, den Gegner Matt zu setzen, so kann ich in vielen Fällen mit grosser Zuverlässigkeit seinen Zug voraussehen. Er wird mit der Dame auf E5 ziehen, weil er den gegnerischen König Matt setzen will, und der Zug mit der Dame auf E5 dies zur Folge hat. Müsste ich eine ähnliche Prognose auf der Grundlage der Design-Einstellung vornehmen, wäre dies unvergleichbar aufwändiger und in vielen Fällen von keinem einzelnen Menschen überhaupt durchführbar. Dies wird noch deutlicher, wenn wir an neuere Entwicklungen wie AlphaGo denken, wo es mit Hilfe von Machine Learning gelungen ist, dass sich der Computer die Fähigkeiten selbst antrainiert. In einem solchen Fall gibt es tatsächlich keinen real existierenden Menschen mehr, der in der Lage wäre, allein auf Grundlage der design-Einstellung (und geschweige der physikalischen Einstellung) einen Zug des Computers vorherzusehen, hingegen kann es viele Fälle geben, in denen mit einer intentionalen Einstellung ein Zug auf einfache Weise prognostiziert werden kann.

Der Wechsel auf eine höhere Stufe geht mit einer Abstraktion einher. Der Wechsel auf eine höhere Stufe ermöglicht somit einen kürzeren Weg zu einer Prognose.⁴⁴ Die Vereinfachung kommt aber nicht ohne Kosten, da die den Vereinfachung zugrundeliegenden Abstraktionen auf zusätzlichen Annahmen basieren, welche falsch sein könnten. So muss ich annehmen, dass es sich um intentionales System handelt, um dem Schachcomputer gegenüber eine intentionale Einstellung einnehmen zu können. Und in dem Masse, in dem diese Annahme falsch sein könnte, gehe ich mit dem Wechsel auf eine höhere Stufe ein Risiko ein.

Das Risiko, das mit dem Wechsel auf eine höhere Stufe einhergeht, besteht darin, dass es sich beim System nicht um ein solches handelt, welches die Einnahme der entsprechenden Einstellung legitimiert. Wenn ich einem Stein bestimmte Funktionen zuschreibe und ihn somit als ein zu einem bestimmten Zweck designedes System behandle, so begehe ich einen Fehler. Ebenso, wenn ich dem Stein Überzeugungen und Absichten zuschreibe. Es handelt sich weder um ein designedes noch um ein intentionales System, die Einnahme einer entsprechenden Einstellung wäre ein Fehler. Einen solchen Fehler zu begehen ist das Risiko, welches mit der Einnahme einer bestimmten Einstellung einhergeht. Aber wie muss ein System beschaffen sein, damit es die Einnahme einer bestimmten Einstellung rechtfertigt? Dennetts Antwort auf diese Frage lautet: Ein System rechtfertigt dann die Einnahme einer

⁴⁴Dennett bezeichnet dies entsprechend auch als eine Abkürzung (Dennett 1996, 28).

bestimmten Einstellung, wenn die Einnahme dieser Einstellung zu zuverlässigen Prognosen führt. Ein System ist demnach genau dann ein intentionales System, wenn sein Verhalten auf der Basis von Überzeugungs- und Absichtszuschreibungen zuverlässig prognostiziert werden kann. Nach Dennett ist ein Wesen genau dann ein denkendes Wesen, wenn sein Verhalten erfolgreich prognostiziert werden kann, falls es als denkendes Wesen aufgefasst wird. Ein Wesen als denkendes Wesen zu auffassen, bedeutet, ihm propositionale Einstellungen zuzuschreiben. Und dieses Wesen hat jene propositionalen Einstellungen, welche ihm dabei zugeschrieben werden:

[A]ll there is to being a true believer is being a system whose behavior is reliably predictable via the intentional strategy, and hence all there is to really and truly believing that p (for any proposition p) is being an intentional system for which p occurs as a belief in the best (most predictive) interpretation. (Dennett 1987, 29, seine Hervorhebungen)

Ob ein System die Einnahme einer Einstellung rechtfertigt, kann nicht vorgängig zur Einnahme dieser Einstellung bestimmt werden. Ein System ist genau dann ein designtes System, wenn die Einnahme der design Einstellung gegenüber diesem System zuverlässige Prognosen ermöglicht. Und ein System ist genau dann ein intentionales, wenn die Zuschreibung von Absichten und Überzeugungen an dieses System zuverlässige Prognosen ermöglicht. Es handelt sich bei der Einnahme einer Einstellung zu einem System um eine Entscheidung, welche durch die Zuverlässigkeit der auf der Basis dieser Einstellung erstellten Prognosen gerechtfertigt wird. In Bezug auf intentionale Systeme bedeutet dies kurz: Etwas ist ein intentionales Systems, wenn die Annahme, dass es sich um ein solches System handelt, zu zuverlässigen Prognosen führt. Und nicht umgekehrt: dass wir eine solche Einstellung als Basis für die Prognose wählen, wenn es sich tatsächlich um ein intentionales System handelt.

Ein Haupteinwand gegen Dennetts Ansatz besteht darin, dass nach diesem Ansatz nahezu jedem System der Status eines Denkers zugeschrieben werden kann, da sich für viele Systeme Absichten und Überzeugungen konstruieren lassen, deren Zuschreibung das Verhalten dieses Systems zuverlässig prognostizieren hilft. Der Ansatz Dennetts wird nach diesem Einwand dadurch ad absurdum geführt, da es für viele derartige Systeme absurd erscheint, diese als echte Denker aufzufassen.⁴⁵ Aber Dennett (Dennett 1987, 22-33) bestreitet, dass sein Ansatz dazu führt, dass *jedes* System als echter Träger propositionaler Einstellungen und als echter Denker aufgefasst werden muss. Er betrachtet dies am Beispiel seines Rednerpultes, von welchem er augenzwinkernd sagt, dass dessen Verhalten durch die Zuschreibung des Wunsches, im intellektuellen Zentrum des Universums zu stehen, und der Überzeugung, dass es sich bei Dennetts Vorlesung um dieses Zentrum handelt, sehr zuverlässig prognostiziert werden kann: Es bleibt, wo es ist. Handelt es sich deswegen beim Rednerpult um einen echten Denker? Dennetts Ansatz hält zwei Möglichkeiten bereit, diese Schlussfolgerung zu unterbinden: Bei einem handelt es sich um eine Anwendung des Sparsamkeitsprinzips. Beim zweiten um Dennetts Begriff eines Musters, welches den Zuschreibungen zugrunde liegt und diese rechtfertigt. Diese Muster sind nach Dennett

⁴⁵Es handelt sich dabei also um eine Form des Raketenargumentes, wobei nicht *P3*, sondern *P1* verworfen wird. Eine Variante davon, jene von Searle, behandle ich im nächsten Abschnitt (2.4.7).

real, was insgesamt dem Ansatz die antirealistische Spitze bricht und die Träume des ambitionierten Rednerpults auf Aufnahme in den erlauchten Kreis der echten Denker platzen lässt.

Nach dem Sparsamkeitsprinzip drängt sich der Wechsel auf eine höhere Stufe der Erklärung nicht auf, wenn sich dadurch weder das Spektrum der möglichen Prognosen verbreitern lässt noch die Prognosen dadurch zuverlässiger werden. Beides ist beim Rednerpult der Fall: Das Einnehmen der intentionalen Einstellung führt zu keinen zusätzlichen oder besseren Prognosen als es die physikalische Einstellung erlaubte. Mit der gleichen Begründung kommt Dennett (Dennett 1987, 256) auch zum Schluss, dass Bienen weder der Wunsch, Gesundheitsschäden abzuwenden, noch die Überzeugung, tote Kameradinnen seien eine Gefahr für die Gesundheit, zugeschrieben werden müssen, indem aufgeführt wird, dass diese Zuschreibungen das Verhalten der Bienen angesichts toter Kameradinnen im Stock gut prognostizieren lassen. Denn dieses Verhalten lässt sich auf eine einfachere Art prognostizieren, insofern es sich dabei um eine Reaktion auf einen von toten Bienen abgesonderten Duftstoff handelt.

Dennett verlässt sich aber zurecht nicht allein auf das Sparsamkeitsprinzip, da dieses für sich selbst betrachtet dem vorgebrachten Einwand nicht begegnen könnte - dies aus mindestens drei Gründen. Erstens müsste allgemein für den Wert von Sparsamkeit per se argumentiert werden, d.h. es müsste eine Antwort gefunden werden auf die Frage Davidsons (zwar in anderem Zusammenhang, nämlich der Ereignisontologie, geäußert) in Bezug auf das Sparsamkeitsprinzip: „[W]hat’s so good about it?“ (Davidson 1970a, 183).⁴⁶ Zweitens könnte gerade im Zusammenhang mit dem Rednerpult behauptet werden, dass die intentionale Einstellung durchaus eine sparsame Vorhersage erlaubt, kommt sie doch mit der Zuschreibung von zwei propositionalen Einstellungen aus, während dem eine physikalische Vorhersage in jedem Fall sehr viel komplizierter und aufwändiger sein dürfte. Dass die Zuschreibung von physikalischen Eigenschaften ontologisch sparsamer ist als jene von intentionalen Zuständen bedürfte einer Begründung. Und drittens ist es vorstellbar, dass eine Marsfrau, deren Wahrnehmungsmöglichkeiten und intellektuellen Fähigkeiten die unsrigen mannigfach übersteigen, in der Lage sein könnte, das Geschehen auf der Erde, inklusive der Bewegungen von James, mit höchster Präzision vorherzusagen, ohne dass sie dazu James gegenüber eine intentionale Einstellung einnimmt. Eine solche Marsfrau könnte genau vorhersehen, in welche Richtung sich James wann bewegen wird, und welche Bewegungen sein Körper bis ins kleinste Detail dabei zeigt. In einem solchen Fall würde die Anwendung des Sparsamkeitsprinzips die Einnahme einer intentionalen Einstellung untersagen. James hätte keine Absichten und Überzeugungen und wäre kein echter Denker. Die Anwendung des Sparsamkeitsprinzips allein führt weder sicher dazu, dass das Rednerpult vom Kreis der Denker ausgeschlossen wird, noch verhindert es, dass James aus ebendiesem Kreis ausgeschlossen werden könnte. Wenn der Ansatz von Dennett allein instrumentalistisch wäre und allein Sparsamkeitsüberlegungen über die Zugehörigkeit zum Kreis der Denker entscheiden müssten, wäre das somit problematisch. Aber Dennetts Position ist nicht allein instrumentalistisch, sondern hat eine durchaus realistische Note (Dennett 1987, 38), welchen die Vorbehalte gegen die Anwendung des Sparsamkeitsprinzips entkräften kann.

Die Entscheidung, gegenüber einem System eine intentionale Einstellung einzunehmen,

⁴⁶Für eine differenzierte Betrachtung und Bewertung des Sparsamkeitsprinzips in Zusammenhag mit Dennetts Arbeiten vgl. Sober 2009.

erfolgt nicht willkürlich. Diese Entscheidung wird durch das Verhalten des Systems bestimmt. Es sind Muster im Verhalten des Systems, welche dazu Anlass geben, und solche Muster sind nach Dennett real (Dennett 1987, 39-41; Dennett 1998, 95-120). Wenn ich James gegenüber die intentionale Einstellung einnehme, erkenne ich in seinem Verhalten Muster, welche ich als Überzeugungen und Absichten wahrnehme und ihm entsprechend als solche zuschreibe. Wenn meine auf dieser Grundlage gemachten Prognosen über James zukünftiges Verhalten zutreffen, so wird meine Entscheidung, ihm gegenüber diese Einstellung einzunehmen, gerechtfertigt. James ist ein intentionales System, ein echter Denker. Aber die Muster in James Verhalten, welche mich zur Zuschreibung dieser propositionalen Einstellungen bewogen haben, sind nicht abhängig davon, dass ich ihm gegenüber diese Einstellung einnehme. Diese Muster sind auch dann vorhanden, wenn niemand da ist, der James interpretiert: „Where there are intelligent beings, the patterns must be there to be described, whether or not we care to see them.“ (Dennett 1987, 28) Ein System weist ein solches Muster auf, wenn es jemanden, der diesem System gegenüber eine intentionale Einstellung einnimmt, zur Zuschreibung propositionaler Einstellungen veranlassen würde. Insofern sind Muster real.

Wenn ich jemandem eine Überzeugung zuschreibe, dann auf der Grundlage eines Musters, welches ich im Verhalten erkenne. Dieses Muster ist insofern real, als es unabhängig davon vorhanden ist, ob es jemandem gibt, welcher dieses Muster erkennt. Aber wieso ist ein solches Muster beim Rednerpult nicht vorhanden? Der Punkt ist nicht der, dass das Rednerpult kein reales Muster aufweist, aber das von Dennett vorgeschlagene Muster aus Absichten und Überzeugungen hält dem durch die Anwendung für Prognosen gebildeten Test nicht stand. Wenn beispielsweise Dennett den Vorlesungssaal verlässt oder die Universität wechselt, müsste das Rednerpult mitgehen, tut es aber nicht. Deshalb sollte nicht angenommen werden, dass das Rednerpult ein solches Muster aufweist. Das Rednerpult ist kein echter Denker, weil die Zuschreibung propositionaler Einstellungen insgesamt nicht zu zuverlässigen Prognosen führt.

Und die Muster im Verhalten von James, welche mich zur Zuschreibung des Wunsches nach Berühmtheit veranlassten, sind auch dann vorhanden, wenn diese von einer Marsfrau weder erkannt, noch für die Prognose seines Verhaltens benötigt würden. Eine solche Marsfrau wäre zwar in der Lage zur Vorhersage, aber es fehlen ihr die Begriffe, um in den Bewegungen von James zu erkennen, was ich darin erkenne: ein sich ins Rampenlicht drängen. Dies verhindert eine Anwendung des Sparsamkeitsprinzips, weil nicht alle Erklärungen und Prognosen, welche auf der intentionalen Ebene möglich waren, mit der von der Marsfrau eingenommenen Einstellung möglich wären.⁴⁷

Muster sind real. Aber das heisst nicht mehr, als dass die Beschreibung dieser Muster die Basis zuverlässiger Prognosen bildet. Dies gilt für physikalische Muster - Verortung von Objekten in Raum und Zeit, Zuschreibung von Kräften - Design-Muster - Funktionen und Zwecke - sowie intentionale Muster - propositionale Einstellungen und Handlungen. Dass diese Muster real sind, heisst nicht, dass die Zuschreibung unfehlbar ist. Dass sie real sind, heisst, dass dann, wenn die Prognose auf der Basis dieser Zuschreibung zuverlässig ist, diese

⁴⁷Und mit der gleichen Begründung kann gefolgert werden, dass die Einnahme einer intentionalen Einstellung und das dabei verwendete intentionale Vokabular auch dann nicht obsolet wird, wenn es in Zukunft gelingen sollte, das Verhalten von Menschen mittels verbessertem Verständnis und zuverlässigerer Messbarkeit von neuronalen Vorgängen zu prognostizieren.

Muster so real sind, wie irgend etwas real sein kann. Das Rednerpult ist auch nach Dennetts Intentional Stance Ansatz kein echter Denker, James hingegen schon. Anders sieht dies bei Thermostaten und Pflanzen aus. Wenn die Zuschreibung propositionaler Einstellungen zu zuverlässigen Prognosen führt und diese nicht ohne Verlust (von zumindest Effizienz, vielfach auch an Erklärungskraft) durch eine den Wechsel auf eine niedrigere Stufe ersetzt werden können, dann handelt es sich nach Dennett auch bei Thermostaten und Pflanzen um echte Denker (Dennett 1987, 22; Dennett 1998, 327).

Den Widerwillen, Thermostaten und Pflanzen als Träger propositionaler Einstellungen und somit als echte Denker zu betrachten, führt Dennett auf eine tief verankerte, aber letztlich unhaltbare Unterscheidung zwischen echter und abgeleiteter Intentionalität zurück (Dennett 1996, 50-55). Während ich mich direkt auf die Welt beziehe und Überzeugungen und Absichten in Bezug auf die Vorkommnisse in der Welt habe, so ist dies bei einem Computer nicht der Fall. Wenn wir sagen, dass der Computer dies und das wünscht oder weiss, so ist dies nur deshalb der Fall, weil eine Entwicklerin das, was wir als Wunsch bezeichnen, konstruiert hat. Die Intentionalität eines Computers ist demnach nur abgeleitet. Dieser Unterscheidung liegt Dennett zufolge das fehlende Bewusstsein dafür zugrunde, dass auch unsere hoch gepriesene Intentionalität lediglich abgeleitet ist:

[T]he brain is an artifact, and it gets whatever intentionality its parts have from their role in the ongoing economy of the larger system of which it is a part - or, in other words, from the intentions of its creator, Mother Nature (otherwise known as the process of evolution by natural selection). (Dennett 1996, 52-53)

Wir sind Produkte der Evolution. Unser Denken ist ein Produkt der Evolution. Während die Funktionsweisen einer Maschine von einer Entwicklerin entworfen und eingebaut wird, entstehen die Funktionsweisen von evolutionären Produkten durch wiederholte Variation und Auslese, was zu einer stetig besseren Anpassung an die durch die Umweltbedingungen gegebenen Überlebensanforderungen führt.⁴⁸ Die Intentionalität unseres Denkens ist genauso abgeleitet, wie es die Intentionalität einer Maschine ist. Dies einzusehen hilft dabei, die ursprüngliche Abwehrhaltung gegen die Aufnahme von Thermostaten und Pflanzen in den Bereich echter Denker abzubauen. Wir unterscheiden uns von Thermostaten und Pflanzen. Aber wir unterscheiden uns nicht dadurch von ihnen, dass wir echte, und sie nur Quasi-Denker sind, sondern dadurch, dass unser Denken viel komplexer ist (Dennett 1987, 33). Genau wie wir sind sie echte Denker, insofern die Zuschreibung propositionaler Einstellungen ihr Verhalten zuverlässig vorhersagen lässt. Aber die Menge der propositionalen Einstellungen und die Differenziertheit des so prognostizierten Verhaltens unterscheiden sich stark. Es gibt ein Kontinuum von unterschiedlich komplexen intentionalen Systemen, an deren einen Ende Thermostaten angesiedelt sind - und auf der wir menschliche Wesen, wenn auch nicht das andere Ende einnehmen, so doch uns ziemlich weit entfernt von den Thermostaten befinden.

Mit der Kritik an der Unterscheidung zwischen echter und abgeleiteter Intentionalität trifft Dennett direkt eine dem Raketenargument zugrundeliegenden Annahme, wonach die

⁴⁸Dennett prägt im Zusammenhang mit derartigen Vorgängen den Begriff eines *free-floating rationale* (Dennett 1987, 258-259).

Zuschreibung einer propositionalen Einstellung an eine Rakete zwar durch ihren praktischen Nutzen gerechtfertigt sein mag, diese aber objektiv falsch ist, und wir um diese Falschheit wissen können: „I *know* better, for example, not because I know how the missile is designed, but because I know that it moves as it does because it was designed by people who had the very desire and beliefs my ignorant friend assigned to the missile.“ (Davidson 1982, 101, meine Hervorhebung) Nach Davidson hat die Rakete keine Absichten und Überzeugungen, weil die ihr zugeschriebenen Absichten und Überzeugungen nicht der Rakete, sondern ihrer Designerin zukommen. Aber Dennett macht deutlich, dass diese Begründung nicht befriedigend ist, weil sie auf der unzulässigen Unterscheidung zwischen echter und abgeleiteter Intentionalität beruht.

Der dritte Argumentationsstrang Davidsons kann demnach zurückgewiesen werden, indem die von ihm als absurd betrachtete Konklusion als durchaus annehmbar bezeichnet wird und somit das Reductio Argument seiner Basis beraubt wird. Die Annahme, dass Raketen Gedanken haben, ist nicht absurd; $P4$ ist falsch und der Schluss von K_a auf K nicht legitimiert. $P3$ muss nicht falsch sein; es braucht kein Kriterium, um vorgängig bestimmen zu können, welche Wesen die Zuschreibung propositionaler Einstellungen rechtfertigen.

Nach meiner Darstellung erhält das Raketenargument seine argumentative Kraft erst vor dem Hintergrund der Annahme, dass Raketen keine rationalen Wesen sind, was zu einer Spannung zwischen einem realistischen und interpretationistischen Ansatz führt. Dennett führt vor, wie diese Spannung aufgelöst werden kann, indem bestritten wird, dass die vorgängige Bestimmung der Rakete als nicht-rational gerechtfertigt ist.

2.4.7 Searles Kritik an $P1$

John Searle (Searle 1994)⁴⁹ kritisiert die erste Prämisse und damit den interpretationistischen Ansatz insgesamt. Searle entwickelt gegen die interpretationistische Position ein zum Raketenargument ähnliches Reductio-Argument, dieses könnte entlang der oben gegebenen Rekonstruktion dargestellt werden, wonach $P1$, $P2$ und $P3$ zusammen zur absurden Konklusionen K_a führen,⁵⁰ aber anders als Davidson glaubt er nicht, dass mit der Hinzu-

⁴⁹Searles Kritik an Davidson in diesem Text ist nicht sehr systematisch, insofern er keine detaillierte und von seiner eigenen Position unabhängige Darstellung des kritisierten Argumentes liefert. Wenn ich in den folgenden Abschnitten von Searles Kritik an Davidson spreche, handelt es sich demnach um meine Rekonstruktion von Searles Kritik, d.h. von dem, was ich denke, dass Searles Kritik wäre, wenn er sie in systematischerer Weise und direkter gegen Davidson gerichtet formuliert hätte. Eine Schwierigkeit bei dieser Rekonstruktion ist, dass Searle simultan von Bewusstsein und Denken (im Sinne vom Besitz propositionaler Einstellungen) spricht und die Argumente, die für den Besitz des einen sprechen, nicht von den Argumenten, die für den Besitz des anderen sprechen, unterscheidet. Bei der Argumentation Davidsons (wie auch im gesamten Werk Davidsons) geht es nicht um Bewusstsein. Ich beziehe deshalb die Kritik von Searle nur auf den Besitz propositionaler Einstellungen und ignoriere Stellen, welche klarerweise nur auf Bewusstsein zutreffen.

⁵⁰Searle spricht wie Davidson von Raketen, nicht aber von Tomatenpflanzen, stattdessen von Mausefallen (Searle 1994, 215)) und Computern, Stühlen und Tischen (Searle 1994, 217). Searle spricht wohl nicht ohne Grund nicht von Tomatenpflanzen. Vertritt er doch die Ansicht, dass geistige Eigenschaften ein biologisches Faktum darstellen und die Frage nach dem Vorhandensein propositionaler Einstellungen somit über eine Untersuchung der chemischen Struktur und der kausalen Mechanismen geklärt werden muss. Und da diese Eigenschaften zwischen Tomatenpflanzen und bestimmten Tieren, welchen Searle geistige Eigenschaften zuspricht, kontinuierlich sind, möchte er es wohl nicht vorgängig ausschliessen, dass auch Tomatenpflanzen über gewisse geistige Eigenschaften verfügen.

nahme von Sprache als Kriterium und somit dem Verwerfen von *P2* die absurde Konklusion verhindert werden kann. Denn Searles Autoradio spricht verschiedene Sprachen und kann sogar singen - dennoch wäre es falsch, diesem propositionale Einstellungen zuzuschreiben (Searle 1994, 216-217). Entsprechend würde auch das von Davidson vorgeschlagene Kriterium die absurde Konklusion nicht verhindern. Diese kann nur verhindert werden, wenn *P1* zurückgewiesen wird. Das Reductio Argument in der Form Searles ist ein Argument gegen den interpretationistischen Ansatz.

Damit gelingt es aber Searle in zweifacher Hinsicht nicht zu zeigen, was er damit zu zeigen vorgibt: Es ist klar, dass es nach Davidson absurd wäre, einem Autoradio den Besitz einer Sprache zuzuschreiben. Es fehlen alle Wesensmerkmale von Sprache: Es findet keine Referenz statt; ein Autoradio richtet sich nicht *auf* etwas oder handelt *von* etwas, es ist nicht intentional; es ist nicht die Basis für einen intersubjektive Bezugnahme. Und aus der Argumentation Davidsons wird deutlich, dass es für die Abhängigkeit des Denkens von Sprache nicht so sehr auf die produktive Sprachfähigkeit ankommt, wichtig ist vor allem, dass ein sprachfähiges Wesen in der Lage ist, die Äusserungen eines anderen Wesens zu interpretieren (Davidson 1975, 157). Searles Autoradio kann das nicht. Und zweitens zeigt das Autoradio gerade nicht die Art von Verhalten, welche das Bedürfnis entstehen lässt, propositionale Einstellungen zuzuschreiben: zielgerichtetes Verhalten. Und selbst falls wir ihm zielgerichtetes Verhalten zuschreiben (es durchläuft die Frequenzen, weil es einen Sender mit gutem Empfang finden will), so stehen diese Einstellungen nicht im Zusammenhang mit den Äusserungen, welche es macht - und gerade das ist es, was sprachliches Verhalten ausmacht: Es hilft, die propositionalen Einstellungen, welche zu einem Verhalten führen, auszudrücken. Searle gelingt es damit nicht zu zeigen, dass das von Davidson vorgeschlagene Kriterium nicht in der Lage ist, die Wesen auszusondern, denen berechtigterweise propositionale Einstellungen zugeschrieben werden. Sein Reductio Argument gegen die interpretationistische Position ist nicht überzeugend.

Searle formuliert neben dem Reductio Argument noch einen direkteren Einwand gegen den Interpretationismus. Um zu bestimmen, ob ein Wesen propositionale Einstellungen besitzt, fokussiert sich die Interpretationistin einseitig auf das Verhalten dieses Wesens. Aber das Verhalten, so Searle, ist für die Beantwortung dieser Frage nicht relevant. Um dies zu begründen verweist Searle wiederum auf Maschinen mit zielgerichtetem Verhalten. Die Ähnlichkeit zum Verhalten von Wesen, welche im Besitz propositionaler Einstellungen sind, ist für ihn kein Grund zur Annahme von propositionalen Einstellungen. Geistige Phänomene sind natürliche Phänomene. Statt das Verhalten zu betrachten, müssten deshalb die natürlichen Eigenschaften des zu beurteilenden Wesens untersucht werden, seine biologische und chemische Beschaffenheit und seine kausale Struktur. Die Frage, ob es sich bei einem Wesen um ein denkendes Wesen handelt, ist nach Searle somit in erster Linie eine empirische Frage, die grundsätzlich nicht komplizierter zu beantworten ist als andere empirische Fragen.

Contrary to the whole epistemological tradition I am suggesting that the grounds on which we found our certainty that animals are conscious is not that intelligent behaviour which is the same or similar to ours is proof of consciousness, but rather that causal structures which are the same or similar causal structures to ours produce the same or similar effects. Behaviour, even linguistic behaviour, is only relevant given certain assumptions about struc-

ture. That is why we attribute consciousness to humans and animals, with or without language, and we do not attribute it to radios. (Searle 1994, 217)

Daraus folgert Searle, dass der interpretationistische Ansatz insgesamt fehlgeleitet ist: „In response I want to say that I think this view is hopelessly confused and that behaviour by itself is simply irrelevant.“ (Searle 1994, 216) Die Kritik am dritten Strang von Davidsons lingualistischem Argument wäre demnach insgesamt, dass die interpretationistische Position an sich falsch ist, weil sie auf Verhalten fokussiert und dabei das ausser Acht lässt, auf was es bei der Frage nach dem Besitz geistiger Eigenschaften wirklich ankommt: physikalische und chemische Beschaffenheiten und kausale Strukturen. Es droht deshalb auch keine Gefahr, dass Tomatenpflanzen oder Raketen als Denker eingestuft werden, und es ist kein Kriterium notwendig, um dies zu verhindern.

Aber auch diese allgemeine Kritik von Searle am Interpretationismus ist nicht überzeugend. Searle setzt die Idee, ausgehend vom Verhalten ein Wesen zu interpretieren, mit der allgemeinen epistemischen bzw. interpretationistischen Idee gleich, wonach den Bedingungen, unter denen eine Interpretin einem Wesen propositionale Einstellungen zuschreiben kann, besonderes Gewicht beigemessen wird, um die Frage zu beantworten, ob und welche propositionalen Einstellungen ein Wesen hat. Aber diese Ideen sind nicht identisch. Der interpretationistische Ansatz beschränkt die Interpretin nicht auf das beobachtbare Verhalten, nichts hindert sie daran, die Basis, aufgrund derer sie eine solche Interpretation vornimmt, mit Betrachtungen der Beschaffenheit oder der Entwicklung eines Wesens zu ergänzen. Indem Searle die beiden Ideen gleichsetzt, geht er von einem zu engen Bild des interpretationistischen Ansatzes aus, welches der Position Davidsons nicht gerecht wird. Dies wird deutlich, wenn er den interpretationistischen Ansatz direkt auf den Turing Test zurückführt (Searle 1994, 215). Für den ursprünglichen Turing Test (Turing 1950) trifft es zu, dass lediglich das Verhalten entscheidend ist, und zwei Systeme, deren Verhalten von der Examinatorin nicht zu unterscheiden ist, nicht unterschiedlich beurteilt werden können in Bezug auf ihren Status als Besitzer propositionaler Einstellungen. Aber der interpretationistische Ansatz, wie er von Davidson vertreten wird, lässt sich gerade nicht auf den Turing Test reduzieren. Davidson bezeichnet den Turing Test als unzureichend, um zu bestimmen, ob ein Wesen denkt: „Turing’s Test, and it’s modified version, are inadequate, then, to discover whether or not an autonomous object thinks. The reason for this, it should be remarked, is not because the Test restricts the available evidence to what can be observed from the outside but because it does not allow enough of what is outside to be observed.“ (Davidson 1990b, 83) Zu den Informationen, welche der Turing Test seiner Examinatorin vorenthält, gehören unter anderem solche betreffend die physikalischen Eigenschaften des Wesens unter Beurteilung. Um zu bestimmen, ob ein Wesen denkt, müsste die Examinatorin das Wesen in seiner Ganzheit betrachten können, sie müsste beobachten können, wie das Wesen auf Reize reagiert und in welcher Art es für die gezeigten Reaktionen (Verhalten) kausal verantwortlich ist. Die Examinatorin muss das Wesen als ein physikalisches Wesen in seinem Umgang mit der Welt beobachten können.⁵¹ Dass Turing seiner Examinatorin diese Informationen vorenthält, führt Davidson darauf zurück, dass Turing eine klare Grenze zwischen physischen und intellektuellen Fähigkeiten ziehen will

⁵¹Dass Searle für seine Formulierung des Chinese-Room-Argumentes (Searle 1980) ebenfalls auf einen zu eingeschränkten Test abstützt, ist eine der am häufigsten vorgebrachten Einwände gegen Searles Schlussfolgerung, prominent wurde dieser Einwand von Dennett formuliert (bspw. Dennett 2013, 319-329).

- eine Linie, die es so nach Davidson aber nicht gibt. Auf Turings Aussage, dass eine Maschine nicht dadurch zu einem denkenden Wesen wird, dass sie mit Haut überzogen wird, antwortet Davidson: „Turing may be right about the skin; but it is more of a question than he thought.“ (Davidson 1990b, 84)⁵² Es stimmt nicht, dass nach Davidsons interpretationistischem Ansatz die physikalischen und chemischen Eigenschaften eines Wesens nicht auch mitberücksichtigt werden können, um zu bestimmen, ob es propositionale Einstellungen besitzt. Insofern Searles Kritik dies unterschlägt und dem interpretationistischen Ansatz einen einseitigen Fokus auf das Verhalten unterstellt, ist seine Kritik nicht gerechtfertigt.⁵³

Searle formuliert noch eine weitere allgemeine Kritik am Interpretationismus, nämlich dass dieser im Bemühen, dem problematischen Erbe des Cartesianismus' zu entkommen, ein anderes cartesianisches Problem erbt:

The worst mistake that we inherited from Cartesianism was dualism, together with all of its idealist, monist, materialist, physicalist progeny. But the second worst mistake was to take epistemology seriously, or rather to take it seriously in the wrong way. (Searle 1994, 217)

Interpretationistische Ansätze sind anti-cartesianisch, indem propositionale Einstellungen nicht als innere Zustände eines Wesens, (zu welchen dieses Wesen folglich einen privilegierten Zugang hat), sondern als Eigenschaften dieses Wesens, (welche prinzipiell für eine Interpretin aus der drittpersonalen Perspektive zugänglich sind), aufgefasst werden.⁵⁴ Nach Searle geschieht dies aber ausgerechnet im Rückgriff auf die zweite vom Cartesianismus geerbte Sünde: Eine epistemische Grundhaltung, welche davon ausgeht, dass die Frage, *woher bzw. wie weiss man das?* die fundamentalste Frage sei, und dass eine Antwort auf diese Frage das Verhältnis zwischen bewussten Wesen und der Welt erklären könne. Indem propositionale Einstellungen mit dem identifiziert werden, was einem Wesen durch ein anderes Wesen zugeschrieben werden, wird aus einer ontologischen eine epistemische Fragestellung, insofern die epistemischen Bedingungen für die Zuschreibung der Interpretin zur Bedingung für den Besitz propositionaler Einstellungen des interpretierten Wesens werden. Dieser epistemischen Grundhaltung liegt nach Searle eine bestimmte Annahme über unseren Zugang zur Welt zugrunde, nämlich dass wir dauernd damit beschäftigt sind, aus dem, was wir beobachten, Schlüsse zu ziehen. Wir haben beobachtet, dass die Sonne bisher immer aufgegangen ist, und folgern, dass sie auch morgen aufgehen wird. Ich beobachte, dass das Verhalten meiner Schwester ähnlich meinem eigenen Verhalten

⁵²Und damit deutet Davidson eine Richtung an, welche die experimentelle Erforschung der Intelligenz in den letzten Jahren zunehmend eingeschlagen hat und wofür Rolf Pfeiffer (Pfeiffer und Bongard 2007) den Begriff *Embodiment of Intelligence* prägte.

⁵³Zwar betont Davidson an anderer Stelle (Davidson 1990a, 89), dass die Materialität eines Systems oder Objekts nicht entscheidend für das Vorhandensein von Denken ist. Damit meint er aber nur, dass die Materialität keine vorgängige Bestimmung zulässt, und vor allem, dass eine irgendwie geartete Ähnlichkeit in der Beschaffenheit zu menschlichen Denkern nicht als notwendige Bedingung für das Vorhandensein von Denken betrachtet werden kann. Das heisst aber nicht, dass bei der konkreten Beantwortung der Frage, ob es sich bei einem Wesen um ein Denker handelt, nicht auch die materielle Beschaffenheit eine Rolle spielen könnte.

⁵⁴Nach Child ist es sogar ein Hauptmotiv für das Einnehmen einer interpretationistischen Position, dass sich dadurch die Probleme, zu welchen cartesianische Ansätze unweigerlich führen (namentlich Skeptizismus bezüglich der Aussenwelt im allgemeinen und das Problem des Fremdpsychischen im speziellen), vermeiden lassen (Child 1994, 3).

ist, und schliesse daraus, dass sie ebenfalls über ein Bewusstsein und Gedanken verfügt. Nach Searle stimmt das aber weder in Bezug auf die Sonne noch meine Schwester. Mein Wissen über das Bewusstsein meiner Schwester oder über den morgigen Aufgang der Sonne ist nicht das Resultat einer Folgerung, sondern ich weiss das einfach und direkt. Im Bemühen, sich von einem Erbe des Cartesianismus zu befreien, verlässt sich die Interpretationistin nach Searles Auffassung auf das andere, nicht weniger problematische Erbe. Im Bemühen, den privaten Charakter propositionaler Einstellungen zurückzuweisen, werden diese fälschlicherweise als Resultat eines notwendigen Folgerungsprozesses aufgefasst.

Aber auch dieser Einwand Searles zielt an einem Interpretationismus, wie ihn Davidson vertritt, vorbei. Wenn ich etwas erkläre, sei es das Verhalten eines Mitmenschen oder ein Phänomen in der Natur, werde ich immer von bestimmten Annahmen ausgehen müssen. Diese erst konstituieren die Möglichkeit einer Erklärung. Im Zusammenhang mit der Erklärung von Handlungen - und das ist es, um was es sich bei dieser Art Interpretation handelt - muss ich annehmen, dass es sich um ein rationales Wesen handelt, dessen Überzeugungen mehrheitlich wahr und konsistent sind. Dies ist keine Folgerung aus dem beobachteten Verhalten, sondern eine Unterstellung, welche erst eine Interpretation des Verhaltens und somit eine Erklärung des Verhaltens als Handlung ermöglicht.⁵⁵ Eine analoge Beschreibung für eine Art von Unterstellung, die beim Sonnenaufgang involviert ist, könnte in humescher Manier formuliert werden. Ich unterstelle die Gleichförmigkeit der Welt und eine Ähnlichkeit der Zukunft mit der Vergangenheit, um Erklärungen und Prognosen machen zu können. Diese sind nicht weiter begründet, ausser dass sie sich in der Vergangenheit als nützlich erwiesen haben und die auf dieser Grundlage gegebenen Erklärungen und Prognosen weiterhin befriedigend sind. Wenn Searles Kritik darin besteht, dass Davidson oder allgemeiner eine Interpretationistin übersieht, dass wir zumindest manchmal einfach so etwas wissen, ohne dass dies das Resultat eines Folgerungsprozesses ist, so übersieht er, dass derartige Phänomene für die interpretationistische Auffassung eine wichtige Rolle spielen. Aber während Searle suggeriert, dass das Resultat eines Folgerungsprozesses und direktes Wissen sich nicht grundlegend unterscheiden, so wird der epistemische Status dieser Elemente aus interpretationistischer Sicht klar voneinander unterschieden: einmal handelt es sich um Annahmen, welche konstitutiv sind für die Interpretation und die nur durch die auf dieser Grundlage insgesamt erfolgreiche Interpretation indirekt und nachträglich legitimiert werden können, einmal handelt es sich um Wissen, welches durch die Interpretation begründet wird.

Die von Searle erhobenen Einwände gegen den Interpretationismus im Allgemeinen sind nicht überzeugend und reichen nicht aus, um die Falschheit von *P1* zu begründen und dadurch den Schluss auf die Falschheit von *P3* zu untergraben.⁵⁶

⁵⁵Davidson hat für diese Unterstellung den Begriff *Principle of Charity* geprägt (Davidson 1967c, 27; Davidson 1973b, 137; Davidson 1974a, 153; Davidson 1975, 159); vgl. dazu 6.1.3.

⁵⁶Eine für den Zusammenhang dieser Arbeit interessante, allgemeine Verteidigung eines interpretationistischen Ansatzes formuliert Dale Jamieson (Jamieson 2009), indem er gerade ausgehend von der Annahme der Falschheit der lingualistischen Konklusion ein Argument für eine interpretationistische Position entwickelt. Jamieson untersucht dabei ein Spannungsverhältnis zwischen zwei Aussagen: 1. Auch nicht sprachfähige Tiere haben propositionale Einstellungen. 2. Wir können den Inhalt einer propositionalen Einstellung bei nicht-sprachfähigen Wesen nicht (genau) bestimmen. Die Spannung entsteht, wenn zusätzlich angenommen wird, dass der Inhalt einer propositionalen Einstellung bestimmt werden können muss. Lingualistinnen widersprechen 1. Als Beispiel einer Begründung einer lingualistischen Position bespricht Jamieson das Intensionalitäts- und das Metaüberzeugungsargument. Er kommt nach einer knappen Dis-

2.4.8 Jeffreys Kritik an P2

Die zweite Prämisse des Raketenargumentes in der von mir rekonstruierten Form besagt, dass es kein Kriterium gäbe, welches die Zuschreibung von propositionalen Einstellungen an Tomatenpflanzen und Raketen unterbinde, weshalb im Zusammenspiel mit der Einnahme eines interpretationistischen Ansatzes und der Annahme, dass die Zuschreibung propositionaler Einstellungen an Raketen hilfreich für die Erklärung oder Prognose von deren Verhalten ist, die scheinbar absurde Konsequenz folgt, dass Raketen rationale Wesen sind. Richard Jeffrey (Jeffrey 1985) formuliert einen Ansatz zu einer direkten Kritik an dieser Prämisse. Demnach ihm gibt es ein Kriterium, welches die Zuschreibung von propositionalen Einstellungen an Raketen unterbindet und den Schluss auf die absurde Konsequenz verhindert.⁵⁷

Jeffrey weist sowohl das Intensionalitäts-, als auch das Metaüberzeugungsargument zurück. Gegen das Intensionalitätsargument wendet er ein, dass dieses auf einer Verwechslung zwischen der Notwendigkeit, dass eine Interpretin über eine Sprache verfügt, und der Notwendigkeit, dass das interpretierte Wesen ebenfalls über eine Sprache verfügt, beruhe. Wenn wir die Anforderungen an eine Interpretin nicht mit den Anforderungen an das zu interpretierende Wesen verwechseln, besteht kein Grund, mit dem Intensionalitätsargument auf die Sprachabhängigkeit des Denkens zu schliessen (Jeffrey 1985, 485). Gegen das Metaüberzeugungsargument wendet Jeffrey ein, dass kein Grund zur Annahme bestehe, dass sich ein Wesen ihrer propositionalen Einstellungen bewusst sein muss, um diese besitzen zu können. Die Argumente gegen beide Ansätze kommen in folgender Aussage

kussion zum Schluss, dass diese nicht haltbar sind. Allgemein kommt er zum Schluss, dass es nicht möglich ist, ein Argument gegen die Richtigkeit von 1. zu führen ohne sich entweder auf implausible philosophische Doktrinen (Verifikationismus) oder sehr schwer zu verteidigende Argumente (Davidson) zu stützen. Vor dem Hintergrund der Spannung zwischen 1. und 2. und in Anbetracht der Schwierigkeiten, gegen 1. zu argumentieren, untersucht Jamieson Möglichkeiten, gegen 2. zu argumentieren. Fündig wird er bei einem interpretationistischen Ansatz. Er definiert einen solchen Ansatz bewusst vage und grob: „The core of interpretivism is the idea that there is a deep connection between what an organism thinks and what thoughts an interpreter would attribute to that organism.“ (Jamieson 2009, 30) Nach diesem Vorschlag wird der Inhalt einer propositionalen Einstellung darüber bestimmt, was eine Interpretin einem Wesen zuschreibt, um das Verhalten dieses Wesens zu erklären oder vorherzusagen. Der Inhalt einer propositionalen Einstellung ist demnach weder etwas, was im Gehirn oder sonstwie innerhalb dieses Wesens eingeschrieben ist, noch etwas, was vom Geist erblickt oder erkannt wird. Der interpretationistische Ansatz nimmt somit eine dezidiert dritt-personale Perspektive auf den Inhalt der Gedanken eines Wesens ein. Nach Jamieson ermöglicht ein solcher Ansatz, den Inhalt propositionaler Einstellungen nicht-sprachfähiger Wesen hinreichend genau zu bestimmen, da sich demnach die Möglichkeiten der Zuschreibung propositionaler Einstellungen an Wesen mit und ohne Sprache nur graduell unterscheiden. Somit wäre 2. falsch. Dies bildet die Basis für ein Argument für die interpretationistische Position: Wenn ein interpretationistischer Ansatz die einzige Möglichkeit ist, die Spannung zwischen den Aussagen 1. und 2. aufzulösen, und diese Spannung aufgelöst werden soll, kann auf die Wahrheit dieser Position geschlossen werden. Mit dieser Argumentation von Jamieson lassen sich möglicherweise die allgemein gegen den interpretationistischen Ansatz gerichteten Einwände gegen P1 von Searle zurückweisen. Zur Widerlegung des Raketenargumentes kann diese Argumentation nicht herangezogen werden, da sie die Falschheit der lingualistischen Konklusion voraussetzt, und es sich somit um eine zirkuläre Argumentation handelte.

⁵⁷Der Aufsatz von Jeffrey, welcher als direkte Replik auf Davidsons „Rational Animals“ verfasst und im grossen Sammelband zu Davidsons metaphysischen Arbeiten *Actions and Events* (LePore und McLaughlin 1985) erschienen ist, hat wenig Beachtung gefunden. Dies erstaunt, weil er trotz seiner Kürze viele interessante Kritikpunkte enthält. Und es erstaunt vor allem auch deshalb, weil Jeffreys Arbeiten insgesamt für Davidson grosses Gewicht haben (Davidson 1973b, 148).

zusammen auf den Punkt:

The theory of deliberate action is ours, not the cat's, and the theory can be used to explain some of the cat's actions even though the cat does not understand the theory, just as the cat can digest his food without being a chemist. (Jeffrey 1985, 486)⁵⁸

Die Interpretin muss eine Theorie haben, sie muss den Inhalt der zugeschriebenen propositionalen Einstellungen verstehen und folglich muss sie über eine Sprache verfügen. Beides gilt nicht für das Wesen, auf welches die Interpretation angewendet wird. Dabei argumentiert Jeffrey nicht wirklich gegen die Argumente Davidsons. Vielmehr zeigt er, dass nach dem interpretationistischen Ansatz weder Sprache noch Metaüberzeugungen vorhanden sein müssen, um eine Interpretation durchzuführen. Jeffreys Einwände sind deshalb höchstens so stark, wie es der interpretationistische Ansatz ist. Deshalb muss dieser gegen das gegen ihn gerichtete Raketenargument verteidigt werden. Hierzu entwickelt Jeffrey einen Ansatz: Der Unterschied zwischen interpretierbaren und nicht interpretierbaren Wesen besteht darin, dass erstere in der Lage zu spontanem Verhalten sind:

Ad hoc fitting means to ends is what separates [...] bees from Davidson's heat-seeking missile. (Jeffrey 1985, 483)⁵⁹

Jeffrey erläutert diesen Vorschlag nicht weiter. Ich interpretiere ihn folgendermassen: Es gibt Wesen oder Systeme, die sind mechanisch, andere sind frei bzw. fähig zu spontanem Tun. Wir rechnen uns klarerweise Letzteren zu. Deshalb scheint es sinnvoll, uns Gedanken zuzuschreiben und unser Tun als Resultat dieser Gedanken aufzufassen. Denn dadurch erscheinen diese als frei. Dieselbe Annahme haben wir aber auch in Bezug auf viele nicht sprachliche Wesen. Es gibt keinen Grund anzunehmen, dass die Spontaneität auf menschliche Wesen eingeschränkt ist. Mit der Fähigkeit zu sprechen, kann diese Unterscheidung nichts zu tun haben. Oder wie sollte das Sprechen dem Determinismus ein Schnippchen schlagen, während dies ohne Sprache nicht möglich ist? Wenn wir nun also auch das Verhalten bestimmter nicht menschlicher Wesen als spontan auffassen, so ist es sinnvoll, dafür ebenfalls die Sprache propositionaler Einstellungen zu verwenden. Da Jeffrey gezeigt hat, dass dafür weder der Besitz von Sprache noch von Metaüberzeugungen notwendig ist, können wir jenen Wesen, welche wir für spontan halten, propositionale Einstellungen zuschreiben, wodurch ihr Tun als frei erscheint. Raketen hingegen halten wir nicht für frei. Sie machen genau das, wozu sie programmiert sind, und ihr Verhalten ist bei genügendem Wissen und Verständnis immer präzise vorhersehbar. Deshalb besteht kein Grund, der Rakete propositionale Einstellungen zuzuschreiben, bzw. können wir dies als ein blosses ‚so tun als ob‘ abtun, ohne daraus den Schluss ziehen zu müssen, dass es sich um echte Denker handelt.

⁵⁸Jeffrey zitiert sich dabei selbst aus Jeffrey 1983.

⁵⁹Der Ausdruck ‚ad hoc fitting means to ends‘ könnte auch so gedeutet werden, dass Jeffrey auf eine Unterscheidung zwischen zweckgerichtetem, und anderem Verhalten, abzielt. Aus dem Zusammenhang ergibt sich aber, dass er damit eine Unterscheidung zwischen vorbestimmtem und freiem Verhalten im Sinn hat, weshalb ich den Ausdruck ‚spontan‘ verwende. Diese Lesart wird plausibler, wenn in seinem Ausdruck die Betonung auf ‚ad hoc‘, und nicht auf ‚means to ends‘, gelegt wird.

Jeffreys Ansatz kann als interpretationistische Position mit einer eingeschränkten Suffizienzbehauptung gelesen werden. Aus dem Nutzen der Zuschreibung propositionaler Einstellungen für die Erklärung und Vorhersage des Verhalten eines Wesens kann nur dann auf den Besitz propositionaler Einstellungen geschlossen werden, wenn es sich um ein spontanes Wesen handelt. Da wir manche sprachlose Wesen ebenfalls für spontan halten, können sie interpretiert werden, und aus der Zuschreibbarkeit von propositionalen Einstellungen lässt sich schliessen, dass sie diese besitzen. In dieser Hinsicht besteht kein Unterschied zwischen einer Vielzahl sprachloser Tiere und uns Menschen.

Das heisst aber nicht, dass Jeffrey keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Menschen und anderen Tieren feststellt. Dieser Unterschied besteht jedoch nicht im *Besitz* propositionaler Einstellungen, sondern in der Fähigkeit, sich seiner eigenen propositionalen Einstellungen bewusst zu sein und sich darauf zu beziehen. Jeffrey macht somit eine dreifache Unterscheidung: Einerseits gibt es reflektierte⁶⁰ Wesen. Reflektierte Wesen besitzen nicht nur propositionale Einstellungen, sondern sie sind sich deren bewusst und in der Lage, sich über diese Gedanken zu machen. Jeffrey geht davon aus, dass nur Menschen reflektierte Wesen sind, und er hält die Annahme für plausibel, dass dies darauf zurückzuführen ist, dass nur Menschen über eine Sprache verfügen. Darüber hinaus gibt es einen grösseren Kreis von Wesen, welche propositionale Einstellungen besitzen können. Diese zeichnen sich durch die Möglichkeit zu spontanem Verhalten aus. Zu diesem Kreis gehören viele nicht-sprachliche Tiere, aber keine Raketen. Um das Verhalten solcher Wesen als spontan zu beschreiben, verwenden wir das Vokabular propositionaler Einstellungen. Und schliesslich gibt es Wesen, welche keine propositionale Einstellungen besitzen, sie sind weder reflektiert noch spontan und deshalb besteht kein Grund, diesen propositionale Einstellungen zuzuschreiben. Sollte eine solche Zuschreibung für bestimmte Zwecke dennoch hilfreich sein, so könnte daraus kein Schluss auf das Vorhandensein dieser Einstellungen gezogen werden.

Jeffreys Kritik beruht auf der Unterscheidung zwischen spontanen und nicht spontanen Wesen. Bei spontanen Wesen ist der Schluss von der Zuschreibung auf das Vorhandensein propositionaler Einstellungen gerechtfertigt, bei nicht spontanen nicht. Aber Jeffrey erläutert nicht, was es genau bedeutet, ein spontanes Wesen zu sein und wie dies festgestellt werden kann. Ohne weitere Erläuterungen kann diese Kritik das Raketenargument nicht zurückweisen.

2.4.9 Was vom Raketenargument bleibt

Das Raketenargument (zumindest in der von mir rekonstruierten Version) kann die lingualistische Position nicht direkt begründen, es liefert aber eine Motivation für die Formulierung eines Kriteriums, welches die Anwendung eines doppelten Standards ermöglichen würde und eine lingualistische Position würde ein solches liefern. In den letzten Unterkapiteln habe ich verschiedene mögliche Einwände gegen das Raketenargument formuliert und untersucht. Die ersten beiden Arten der Kritik richten sich gegen eine der beiden Prämissen, welche den beiden von Davidson vertretenen Positionen zugrundeliegen. Dennett verneint, dass es absurd ist einer Rakete propositionale Einstellungen zuzuschreiben

⁶⁰ Jeffrey verwendet dafür wahlweise die Begriffe ‚autonom‘ und ‚rational‘. Um eine Konfusion mit meinen eigenen Unterscheidungen zu vermeiden, passe ich die Terminologie an und verwende stattdessen ‚reflektiert‘.

und vertritt somit eine Position, welche Davidsons realistischer Tendenz zuwiderläuft. Während dessen handelt es sich bei einer Kritik, wie ich sie aus Searle konstruiert habe, um eine grundsätzliche Zurückweisung eines interpretationistischen Ansatzes. Beide Kritiken können nicht mit Davidson vereinbart werden. Dies gilt nicht für die Art von Kritik, welche ich Jeffrey zugeschrieben habe. Wenn ein alternatives Kriterium angegeben werden kann, welches die Anwendung eines doppelten Standards ermöglichte, könnten Davidsons realistische und seine interpretationistische Tendenz miteinander versöhnt werden, ohne dass dies eine lingualistische Position nötig machte. Bei Jeffreys Kritik handelt es sich allerdings höchstens um einen Vorschlag, solange nicht klar ist, wodurch sich spontane Wesen von anderen unterscheiden. Ganz am Schluss der Arbeit (vgl. Kap. 6 und 7) werde ich ebenfalls vorschlagen, wie aus meiner Interpretation Davidsons ein Kriterium entwickelt werden kann, welches eine Unterscheidung, wie sie Jeffrey als Widerlegung des Raketenargumentes vorschwebt, ermöglicht.

2.5 Barths verbessertes Argument

Mehr als nur einen Verbesserungsvorschlag für Davidsons lingualistische Argumentation präsentiert Christian Barth. Er hält die grundsätzliche Stossrichtung des aus zwei Implikationen bestehenden Metaüberzeugungsargument für überzeugend, diese müssen aber auf andere Art begründet werden. Die gegen das Metaüberzeugungsargument in Davidsons ursprünglicher Formulierung vorgebrachten Kritiken können dadurch zurückgewiesen werden. Eine Kritik an Davidsons Lingualismus muss entsprechend Barths Weiterentwicklung berücksichtigen. Dies soll in diesem Unterkapitel geschehen. Dabei richtet sich meine Kritik an einen bestimmten Schritt in Barths Begründung: die Verwendung des Intensionalitätsargumentes als Teilargument des Metaüberzeugungsargumentes. Ich werde zeigen, dass Barths Begründung für das Intensionalitätsargument auf einem einseitigen Verständnis von Denken und Gedanken-Besitzen beruht, und dass das lingualistische Argument nur insofern zutrifft, als eine solche Auffassung von Denken zutrifft. Im weiteren Verlauf der Arbeit werde ich dann versuchen zu zeigen, dass es sich bei dieser Auffassung von Denken nicht um diejenige handelt, welche Davidson an anderer Stelle vertritt.

In einem ersten Schritt nimmt Barth Anpassungen an den Formulierungen der Implikationen vor. Das so umformulierte Argument begründet er in einem dreischrittigen Verfahren, welches er als *UCL-Argument* bezeichnet. Der ausführlichen Entwicklung dieses Argumentes ist der zweite Teil des zentralen dritten Kapitel (Barth 2011, 66-123) seines Buch gewidmet. In der Folge stelle ich kurz dar, welche Anpassungen Barth am ursprünglichen Argument Davidsons vornimmt und skizziere dann seine Begründung für dieses Argument.

2.5.1 Übersicht über Barths Argument

Als *Davidsons Basic Idea* bezeichnet Barth die bereits bekannte doppelte Implikation, welche ich als ‚Metaüberzeugungsargument‘ bezeichnet habe und hier in der Formulierung aus ‚Rational Animals‘ nochmals zitiere:

First, I argue that in order to have a belief, it is necessary to have the concept of belief.

Second, I argue that in order to have the concept of belief one must have language. (Davidson 1982, 102, seine Hervorhebungen)

Barth formuliert die erste Implikation nicht in Bezug auf den Begriff einer Überzeugung, sondern in Bezug auf den Begriff der objektiven Wahrheit, da dadurch das Argument präziser in Hinsicht auf den auch in Davidsons Argumentation entscheidenden Aspekt formuliert wird. Denn der Begriff eines Begriffs (oder in meiner alternativen Formulierung: der Besitz von Metaüberzeugungen), welcher von Davidson verlangt wird, erfordert den Begriff der objektiven Wahrheit. Weiter wird nicht der Besitz (possession) eines solchen Begriffs verlangt, sondern lediglich sein Verständnis (grasp). Die entscheidende Idee hinter dem Argument ist es schliesslich, dass unterschieden werden kann zwischen einem System, welches nur in komplexer Weise auf Reize reagiert, und einem System, welches sich selbst bewusst werden kann, welche Überzeugungen es hat. Und dass dies die Fähigkeit zwischen dem, was man glaubt, und dem, was der Fall ist, unterscheiden zu können erfordert, was wiederum ein Verständnis von wahr und falsch bzw. objektiver Wahrheit voraussetzt, nicht aber den Besitz dieses Begriffs. Diese zweite Anpassung kommt dem Vorwurf entgegen, dass es sich um ein zu intellektualistisches Konzept handelt, indem der Besitz des Begriffs der objektiven Wahrheit vorausgesetzt wird. Wenn es stattdessen genügt, dass ein Wesen diese Unterscheidung fassen kann, ohne direkt einen Begriff davon zu besitzen, so kann diesem Vorwurf zuvor gekommen werden. Weiter verallgemeinert Barth das Argument von Überzeugungen auf Gedanken (thoughts) und integriert somit den bei Davidson dem Argument vorhergehenden Gedankengang, dass der Besitz von Überzeugungen notwendig für den Besitz irgendwelcher propositionaler Einstellungen ist. In dieser angepassten Version behauptet die erste Implikation, dass nur Gedanken haben kann, wer ein Verständnis für den Kontrast zwischen objektiver Wahrheit und Falschheit hat.

Die zweite Implikation erfährt ebenfalls eine entscheidende Umformulierung durch Barth. Nicht der Besitz, sondern der Erwerb des Verständnisses für den Kontrast zwischen objektiver Wahrheit und Falschheit ist abhängig von Sprache, insofern dieses nur im Prozess des Erwerbs einer Sprache entwickelt werden kann. Entscheidend ist dabei nach Barth der Erwerb dieser Fähigkeit in der evolutionären Entwicklung, und nicht in der Entwicklung eines Wesens selbst, d.h. entscheidend ist die phylogenetische Entwicklung, welche notwendig war, dass ein gegebenes Wesen zwischen objektiver Wahrheit und Falschheit unterscheiden kann. Nicht jedes denkende Wesen muss selbst Teil der phylogenetischen Entwicklung zum Denken gewesen sein; aber ein Wesen, dessen Phylogenese die Entwicklung des Denkens beinhaltet, muss in seiner phylogenetischen Entwicklung auch den Erwerb einer Sprache enthalten. Insofern ist die Behauptung in Bezug auf die phylogenetische Entwicklung formuliert schwächer, als es die gleiche Behauptung in Bezug auf die Ontogenese wäre. Aber diese Behauptung ist leichter zu begründen, da Schwierigkeiten ignoriert werden können, welche sich für eine Behauptung in Bezug auf die ontogenetische Entwicklung daraus ergeben, dass die ontogenetische Entwicklung des Denkens eines einzelnen Wesens von anderen Wesen unterstützt wird, welche bereits über die Fähigkeit zu denken verfügen. Für die Behauptung in Bezug auf die Ontogenese müsste unter anderem gezeigt werden, dass es für ein einzelnes Wesen nicht möglich ist, die Fähigkeit des Denkens mit Hilfe von bereits denkenden Wesen zu erwerben, ohne dabei gleichzeitig die Fähigkeiten des Sprechens und Verstehens zu erwerben. Diese Schwierigkeiten ergeben sich in Bezug auf die phylogenetische Entwicklung nicht. Dass in der Phylogenese eines Wesens die Fähigkeit zum Denken

entwickelt worden ist, bedeutet nicht, dass in seiner Ontogenese diese Fähigkeit auch bereits entwickelt worden ist. In der Phylogenese eines menschlichen Säuglings wurde die Fähigkeit zum Denken erworben, auch wenn die ontogenetische Entwicklung des Denkens noch nicht abgeschlossen ist. In der phylogenetischen Entwicklung gibt es klarerweise zwei Stadien, eines ohne, gefolgt von einem mit Denken.

Zudem formuliert Barth die zweite Implikation als eine transzendente Behauptung.⁶¹ Damit wird dem gängigsten und zugleich offensichtlichsten Vorwurf gegen Davidsons Metaüberzeugungsargument Rechnung getragen, wonach es Davidson nur gelingt, zu zeigen, dass Sprache hinreichend ist für den Besitz des Begriffs des Denkens (oder in der Version Barths: für den Erwerb des Verständnisses für den Kontrast zwischen objektiver Wahrheit und Falschheit), nicht aber die in der zweiten Implikation formulierte Notwendigkeitsbehauptung zu begründen.⁶² Wenn es sich um eine transzendente Behauptung handelt, dann lautet diese nicht, dass der Erwerb des Kontrasts zwischen objektiver Wahrheit und Falschheit notwendigerweise mit dem Erwerb einer Sprache einhergehen muss, sondern lediglich, dass es für den Erwerb dieses Kontrasts keine alternative Erklärung gibt. Entsprechend verlangt die transzendente Behauptung als Begründung keinen Nachweis der Notwendigkeit des Erwerbs auf diesem Weg, sondern es genügt zu zeigen, dass es gute Gründe dafür gibt anzunehmen, dass dies nur auf diesem Weg erklärt werden kann und die gegenteilige Annahme, wonach dies auf einem anderen Weg erworben wurde, nicht plausibel ist.⁶³

Barth bezeichnet das aus den so umformulierten Implikationen bestehende Argument als *Improved Basic Idea*:

Step 1: We can conceive of a subject as possessing thoughts only if we assume her to possess a grasp of the contrast between objective truth and falsehood.
 Step 2: (a) We can conceive of a subject as phylogenetically acquiring a grasp of the contrast between objective truth and falsehood only if we assume her to have phylogenetically acquired a grasp of the contrast between intersubjective truth and falsehood; and (b) we can conceive of a subject as having phylogenetically acquired a grasp of the contrast between intersubjective truth and falsehood only as part and parcel of a broader process in which the subject also succeeded in phylogenetically acquiring a mastery of a natural language, including the capacity for reciprocal communication by means of this language.
 (Barth 2011, 73-74)

Es handelt sich bei beiden Schritten dieser Argumentation um *a priori* Aussagen, insofern diese begriffliche Zusammenhänge betreffen. Die Art dieser begrifflichen Zusammenhänge sind jedoch unterschiedlich, weshalb sich auch die Begründungen für diese Aussagen unterscheiden (Barth 2011, 71). Die erste Aussage ist eine gewöhnliche Behauptung eines begrifflichen Zusammenhangs, die Aussage ist *a priori* und analytisch. Entsprechend kann diese mit Hilfe einer Begriffsanalyse begründet werden. Diese Begriffsanalyse liefert Barth mit dem *Argument from Truth*, welches den begrifflichen Zusammenhang zwischen dem

⁶¹Barth nennt dies einen *TDM-Claim*: eine transzendental-deskriptiv-metaphysische Behauptung. Diese Auffassung von transzendentalen Analysen behandelt er ausführlich in Barth 2011, Kapitel 2.

⁶²Was Davidson ja selbst feststellte (Davidson 1982, 105).

⁶³Barth nennt dies eine *prima facie* Begründung (Barth 2011, 71; vgl. auch 47-52).

Besitz eines Gedankens und dem Verständnis für den Kontrast zwischen objektiver Wahrheit und Falschheit etabliert. Die zweite Behauptung ist nicht analytisch und wie bereits erwähnt fasst Barth diese als eine transzendente Behauptung auf. Entsprechend verlangt diese nach einer transzendentalen Analyse als Begründung. Eine solche Analyse muss zeigen, dass es nur dann verständlich ist, dass die phylogenetische Entwicklung eines Wesens zu dem für die Fähigkeit des Denkens notwendigen Verständnis für den Unterschied zwischen objektiver Wahrheit und Falschheit führt, wenn ebenfalls angenommen wird, dass in dieser Entwicklung zuvor oder gleichzeitig die Fähigkeit zum Sprechen und Verstehen einer Sprache erfolgte. Diese transzendente Analyse umfasst bei Barth drei Teilargumente: das *Argument from Comparison*, das *Argument from the Second Subject* und das *Argument from Communication*. Das erste Argument soll zeigen, dass es nicht verständlich gemacht werden kann, dass in der phylogenetischen Entwicklung eines Wesens das Verständnis für den Kontrast zwischen objektiver Wahrheit und Falschheit erworben wurde, wenn nicht angenommen wird, dass dieses Wesen in der Lage ist, einen Gedanken mit einem zweiten Gedanken zu vergleichen, welcher die Wahrheitsbedingungen des ersten Gedanken zum Inhalt hat. Das zweite Argument soll zeigen, dass der Erwerb der Fähigkeit eines solchen Vergleichs in der phylogenetischen Entwicklung eines Wesens nur dann verständlich gemacht werden kann, wenn angenommen wird, dass die Möglichkeit besteht, dass dieser zweite Gedanke der Gedanke eines anderen Wesens ist und dieses andere Wesen diesen in seinem Verhalten auf eine Art repräsentiert, welche für das erste Wesen verständlich ist. Das heisst, dass die für den Erwerb des Verständnisses für den Unterschied zwischen objektiver Wahrheit und Falschheit vorausgesetzte Möglichkeit, einen Gedanken mit einem zweiten Gedanken zu vergleichen, den Zugang zu Gedanken eines anderen Wesens voraussetzt. Das dritte Argument schliesslich soll zeigen, dass es nur dann verständlich gemacht werden kann, dass in der phylogenetischen Entwicklung eines Wesens die Fähigkeit zum Zugang zu den Gedanken eines anderen Wesens erworben wurde, wenn davon ausgegangen wird, dass in dieser Entwicklung zuvor oder gleichzeitig auch die Fähigkeit zum Sprechen und Verstehen einer Sprache erworben wurde. Ein Wesen kann nur dann als ein denkendes Wesen aufgefasst werden, wenn angenommen wird, dass in der phylogenetischen Entwicklung dieses Wesens die Fähigkeit zum Sprechen und Verstehen einer Sprache erworben wurde.

Durch den Fokus auf die phylogenetische Entwicklung unterscheidet sich der Gegenstandsbereich der zweiten Implikation von jenem der ersten. Während die erste Implikation für alle denkenden Wesen zutrifft, so gilt die zweite nur für jene Wesen, welche zu dieser Entwicklung beigetragen haben. Es ist dann zumindest vorstellbar, dass ein denkendes Wesen nicht Anteil an dieser Entwicklung hatte. Deshalb ist mit diesem verbesserten Argument die lingualistische Position noch nicht begründet, da es denkbar wäre, dass die Phylogonese eines Wesens zur Entwicklung der Fähigkeit zum Denken führte und dies auch mit dem gleichzeitigen Erwerb der Fähigkeit eine Sprache zu sprechen und zu verstehen einherging, dass Letzteres aber im weiteren Verlauf der Entwicklung wieder verloren ging, während die Fähigkeit zu denken blieb. Für dieses Wesen würde dann die lingualistische Behauptung nicht zutreffen, da es denken, aber nicht sprechen könnte. Um auf der Basis der verbesserten Argumentation dennoch zur allgemeinen lingualistischen Konklusion zu gelangen, fügt Barth dem Argument noch eine weitere Argumentation hinzu: das *Argument from the grasp of Thought*. Mit diesem Argument schliesst er die Möglichkeit aus,

dass im Verlauf der Phylogenese eines Wesens die Fähigkeit zu sprechen verloren geht während die Fähigkeit zum Denken erhalten bleibt.

Es ist nur dann verständlich zu machen, dass ein Wesen über die Fähigkeit zum Denken verfügt, wenn es auch über die Fähigkeit zum Sprechen und Verstehen einer Sprache verfügt. In der Folge untersuche ich einen Schritt in Barths Begründung für diese lingualistische Konklusion genauer. Beim dritten Argumentationsschritt für die Begründung der zweiten Implikation, dem *Argument from Communication*, bezieht sich Barth direkt auf Davidsons Intensionalitätsargument. Im nächsten Kapitel stelle ich dar, welche Rolle das Intensionalitätsargument für Barths Gesamtkonzeption spielt. Dabei wird deutlich, dass sich das Intensionalitätsargument und das Metaüberzeugungsargument gegenseitig bedingen und nur gemeinsam zur lingualistischen Konklusion führen. Dieser Befund wird für den weiteren Verlauf der Arbeit von Bedeutung sein, da dies bedeutet, dass eine Widerlegung des Intensionalitätsargumentes auch eine Widerlegung des Metaüberzeugungsargumentes darstellt.

2.5.2 Verwendung des Intensionalitätsargumentes zur Begründung des Metaüberzeugungsargumentes

Das *Argument from Communication* ist der letzte Schritt der Begründung für die umformulierte zweite Implikation. Vorgängig zu diesem Begründungsschritt zeigt Barth, dass es nur dann verständlich gemacht werden kann, dass die phylogenetische Entwicklung eines Wesens zum Besitz von Gedanken führt, wenn angenommen wird, dass im Verlauf dieser Entwicklung ebenfalls die Fähigkeit erworben wurde, die Gedanken eines anderen Wesens zu erfassen, was voraussetzt, einem anderen Wesen Gedanken zuschreiben zu können.⁶⁴ Mit dem *Argument from Communication* zeigt Barth, dass die phylogenetische Entwicklung der Fähigkeit, einem anderen Wesen Gedanken zuschreiben zu können, nur dann verständlich gemacht werden kann, wenn angenommen wird, dass im Verlauf dieser Entwicklung auch die Sprachfähigkeit erworben wurde.

Bei der Begründung für dieses Argument bezieht sich Barth ausdrücklich auf Davidsons Intensionalitätsargument, welches er wie folgt darstellt:

Davidson's argument begins with the familiar fact that propositional thoughts have fine-grained intensional contents. Accordingly, attributions of propositional thoughts are intensional contexts in which the principle of *substitution salva veritate* does not hold. Thoughts have fine-grained intensional contents because they are sensible to the way in which the subject refers to the items the thought is about. [...] From this familiar fact about the intensional fine-grainedness of thought-contents Davidson draws the conclusion that we cannot be entitled to attribute specific thoughts to a target subject if the subject does not express her thoughts in linguistic utterances. (Barth 2011, 102)

⁶⁴Dies läuft darauf hinaus, dass die Fähigkeit des Gedankenzuschreibens Bedingung für die Fähigkeit zu denken ist. Die Frage, ob es überhaupt nicht-menschliche Tiere gibt, welche zur Zuschreibung von Gedanken an andere Wesen fähig sind, ist unabhängig von der lingualistischen Argumentation zu einer der heftigst diskutierten Fragen innerhalb der kognitiven Ethologie und ihr anverwandter Disziplinen geworden. Für einen Überblick über die Debatte und eine Erörterung der Relevanz der Fragestellung siehe Lurz 2011, Kapitel 1.

Gedankeninhalte sind intensional fein-strukturiert. Gedankeninhalte sind abhängig von der Art der Bezugnahme auf die Objekte, von welchen diese handeln; wenn auf diese Objekte auf eine andere Art Bezug genommen wird, handelt es sich um einen anderen Gedankeninhalt. Deshalb werden die üblichen Substitutionsregeln für die Zuschreibungen von Gedanken ausser Kraft gesetzt; Gedankenzuschreibungen erzeugen intensionale Kontexte. Dies zeigt sich darin, dass ein Wesen die Zuschreibung eines Gedankens in einer Formulierung akzeptiert, während es eine dazu äquivalente Beschreibung ablehnt. Barth beschreibt dies mit dem Beispiel, dass ich akzeptieren könnte, dass ich glaube, dass Scott Scott ist, während ich die Zuschreibung ablehne, dass ich glaube, dass Scott der Autor von Waverly ist, weil ich nicht weiss, dass Scott Waverly geschrieben hat. Aber nur wenn ich eine Sprache spreche und verstehe, bin ich in der Lage, diese beiden Zuschreibungen voneinander zu unterscheiden und meine Akzeptanz der einen und meine Ablehnung der anderen zu signalisieren. Wäre ich ein sprachloses Wesen, könnte mein Verhalten niemals genügend differenziert sein, damit ein anderes Wesen eine solche Unterscheidung treffen könnte. Der Versuch, einem sprachlosen Wesen Gedanken zuzuschreiben erzeugt deshalb keine intensionalen Kontexte. Deshalb können sprachlosen Wesen keine Gedanken zugeschrieben werden.

Nach dieser Rekonstruktion des Intensionalitätsargumentes ist die Möglichkeit der Zuschreibung von Gedanken auf sprechende Wesen beschränkt, nicht aber der Besitz von Gedanken. Es ist mit der Konklusion dieses Argumentes zu vereinbaren, dass ein sprachloses Wesen Gedanken hat, diese könnten ihm aber nicht zugeschrieben werden. Das Argument begründet somit nur einen epistemischen Lingualismus. Da es nach dem *Argument from the Second Person* nur verständlich gemacht werden kann, dass die Phylogenese eines Wesens zur Entwicklung von Gedanken führte, wenn angenommen wird, dass in dieser Entwicklung auch die Fähigkeit, einem anderen Wesen Gedanken zuzuschreiben erworben wurde, folgt daraus, dass nur ein Wesen, dessen Phylogenese die Entwicklung der Fähigkeit eine Sprache zu verstehen beinhaltet, die Fähigkeit zum Denken besitzen kann. Das Intensionalitätsargument begründet einen epistemischen Lingualismus, welcher zur Begründung eines ontologischen Lingualismus dient.

Das Intensionalitätsargument lediglich zur Begründung eines epistemischen Lingualismus heranzuziehen, hat gegenüber der Verwendung als einem Argument für einen ontologischen Lingualismus den entscheidenden Vorteil, dass keine zusätzliche Prämisse eingeführt werden muss, welche den Übergang von der Unmöglichkeit der Zuschreibung zur Unmöglichkeit des Besitzes von Gedanken gewährleisten muss. Ich habe an früherer Stelle (2.2.3) dafür argumentiert, dass Davidson mit dem Intensionalitätsargument einen ontologischen Lingualismus zu begründen versucht. Dabei habe ich vorgeschlagen, auf welche zusätzliche Prämisse er sich dafür berufen könnte: die Notwendigkeitsbehauptung, wonach vorhandene propositionale Einstellungen prinzipiell immer auch zuschreibbar sind. Obwohl ich davon ausgehe, dass es gute Begründungen für die Notwendigkeitsbehauptung gibt und dass diese mit der Gesamtkonzeption Davidsons verträglich sind, so ist diese Behauptung doch nicht unumstritten. Die Einbettung des Intensionalitätsargumentes als Argument für einen epistemischen Lingualismus als Teilschritt des Metaüberzeugungsargumentes für einen ontologischen Lingualismus führt deshalb insgesamt zu einem stärkeren Argument.

2.5.3 Begründung des Intensionalitätsargumentes

Das Verhalten sprachloser Wesen gibt keinen Hinweis darauf, welcher von zwei äquivalenten Gedankeninhalten korrekterweise zugeschrieben werden könnte. Zuschreibungen von Gedanken an sprachlose Wesen erzeugen keine intensionalen Kontexte. Daraus schliesst Barth mit Davidson, dass sprachlosen Wesen keine Gedanken zugeschrieben werden können. Barth zitiert an dieser Stelle aus „Thought and Talk“: „The intensionality we make so much of in the attribution of thoughts is very hard to make much of when speech is not present.“ (Davidson 1975, 163) Wieso aber ist es so entscheidend, dass Gedankenzuschreibungen intensionale Kontexte erzeugen? Wieso ‚machen wir uns soviel aus der Intensionalität von Gedankenzuschreibungen‘? Barth liefert eine Antwort auf diese Frage, diese zeichne ich in der Folge nach.

Um die erste der beiden Implikationen der *Improved Basic Idea* zu begründen, entwickelt Barth das *Argument from Truth*. Die Implikation besagt, dass ein Wesen nur dann Gedanken besitzen kann, wenn es ein Verständnis für den Kontrast zwischen objektiver Wahrheit und Falschheit hat. Sein Argument begründet diese Implikation mit einer Begriffsanalyse von ‚Gedanken besitzen‘ und ist in vier Teilschritte gegliedert. Der erste Schritt besteht in der Behauptung, dass der Inhalt eines propositionalen Gedankens objektiv wahr oder falsch sein muss.⁶⁵ Ein Beispiel eines propositionalen Gedankens ist ‚Judith glaubt, dass es in Hawaii regnet.‘ Der Inhalt dieses Gedankens ist die Aussage ‚in Hawaii regnet es‘, und dieser Satz muss wahr oder falsch sein. Es handelt sich bei dieser Bedingung um eine formale Definition eines propositionalen Gedankens und bei der entsprechenden Behauptung um eine vorgängige Beschränkung des Gegenstandsbereichs auf propositionale Gedanken. Im zweiten Schritt wird behauptet, dass ein Wesen nur dann einen propositionalen Gedanken haben kann, wenn es ein Verständnis dafür hat, dass der propositionale Inhalt des Gedankens objektiv wahr oder falsch ist. Der propositionale Inhalt ist objektiv wahr oder falsch, wenn der Wahrheitswert dieser Aussage allein von den Gegebenheiten in der Welt abhängt. ‚In Hawaii regnet es‘ ist wahr, wenn es der Fall ist, dass es in Hawaii regnet, und falsch, wenn dies nicht der Fall ist. Die Wahrheit dieser Aussage ist unabhängig davon, ob Judith diese als Inhalt eines Gedankens hat, und ob sie dies glaubt oder nicht glaubt. Aber Judith muss ein Verständnis dafür haben, dass die Wahrheit dieser Aussage unabhängig von ihr wahr oder falsch ist, um diesen Gedanken überhaupt haben zu können. Der dritte Schritt besteht in der Behauptung, dass das Verständnis dafür, dass der propositionale Inhalt eines Gedankens objektiv wahr oder falsch ist, das Verständnis für den Kontrast zwischen objektiver Wahrheit und Falschheit generell voraussetzt. Der vierte Schritt besteht in der Behauptung, dass ein Wesen nur dann nicht-propositionale Gedanken haben kann, wenn es auch propositionale Gedanken besitzt. Damit wird der Gegenstandsbereich des Argumentes auf nicht-propositionale Gedanken ausgeweitet. Diese Ausweitung wird mit Verweis auf ein holistisches Prinzip begründet: Einen Gedanken zu haben bedeutet immer, eine Vielzahl von Gedanken zu haben. Zu dieser Vielzahl von Gedanken gehören zwingend propositionale Gedanken. Deshalb kann ein Wesen nur dann einen nicht-propositionalen Gedanken haben, wenn es zumindest einige propositionale Gedanken hat. Ein Wesen kann nur dann einen Gedanken besitzen, wenn es ein Verständnis

⁶⁵Genauer formuliert Barth dies so, dass dieser Inhalt wahr oder falsch sein *können* muss, um die Möglichkeit von Wahrheitswertlücken nicht auszuschliessen. Ich werde dies in meiner Behandlung vernachlässigen.

für den Kontrast zwischen objektiver Wahrheit und Falschheit hat.

In der Folge konzentriere ich mich auf den zweiten Schritt von Barths Begründung, da dieser zweite Schritt eine Antwort auf die Frage liefert, wieso ‚wir uns soviel um die Intensionalität von Gedankenzuschreibungen machen‘.

Ein Wesen kann nur dann einen propositionalen Gedanken haben, wenn es ein Verständnis dafür hat, dass der Inhalt dieses Gedankens objektiv wahr oder falsch ist. Um diese Behauptung zu begründen, stellt Barth die Frage: „[W]hat distinguishes minded beings that have propositional thoughts from thermostats, computers, and parrots that also show apparently intelligent behaviour, yet lack thoughts[?].“ (Barth 2011, 76) Der Unterschied kann nicht in der Fähigkeit, differenzierend auf die Umwelt zu reagieren, liegen. Thermostaten können die Raumtemperatur messen und auf die Resultate dieser Messungen reagieren. Computer erkennen Tippfehler in einem Text und korrigieren diese. Und Papageien können lernen, auf bestimmte Dinge in ihrer Umgebung mit der Äusserung bestimmter Worte zu reagieren. Ungeachtet dieser Fähigkeiten machen wir einen Unterschied zwischen denkenden Wesen auf der einen, und Papageien, Thermostaten und Computern auf der anderen Seite. Letztere zählen wir nicht zu den denkenden Wesen. Der Unterschied liegt nach Barth darin: „[N]either thermostats nor computers nor parrots *understand* what they are doing. Even if the inner states and behaviour of thermostats, computers and parrots may be said to bear information (in some sense of the term), they neither understand the inner states as bearing the information they bear nor their behaviour as resulting from these states.“ (Barth 2011, 76, seine Hervorhebung) Damit ich wirklich einen Gedanken haben kann, muss ich verstehen, dass ich diesen Gedanken habe. Mein Tun ist nur dann *überlegt*, wenn es die Folge von diesem Verständnis ist. Der Papagei mag ‚grün, rund‘ sagen, wenn immer ihm ein rundes grünes Objekt präsentiert wird, aber er sagt dies nicht, weil er zuvor den Gedanken hatte ‚dieses Ding hat eine runde Form und grüne Farbe‘, und der Computer korrigiert meinen Tippfehler nicht, weil er zuerst einen Gedanken über die korrekte Schreibweise eines Wortes hatte. Ich aber öffne die Türe, weil ich den Gedanken habe, dass unser Kater Max vor der Türe wartet. Ich verstehe, dass ich den Gedanken habe, dass Max vor der Türe wartet, und mein Tun ist eine Folge dieses Verständnisses. Ich öffne die Türe *überlegt*. Dieser Unterschied soll durch die Forderung, dass der Besitz eines Gedankens das Verständnis dafür voraussetzt, dass dieser Gedanke objektiv wahr oder falsch ist, im Begriff ‚einen Gedanken besitzen‘ abgebildet werden. Nur wer einen Gedanken in diesem Sinne verstehen kann, kann einen Gedanken haben. Einen Gedanken zu verstehen heisst, sich bewusst zu sein, dass dieser objektiv wahr oder falsch ist. Die Behauptung, dass das sein Verständnis eine Voraussetzung für das Haben eines Gedankens ist, wird damit begründet, dass dies verhindert, dass der Begriff auf Wesen angewendet wird, die nicht denken können.⁶⁶

Aus dieser Begriffsanalyse leitet Barth eine weitere Eigenschaft von propositionalen Gedanken ab: „Propositional thoughts are enduring states of persons that are not permanently occurring but whose possession involves the capacity to have the thought occurring to the person’s mind.“ (Barth 2011, 76-77) Damit ich einen propositionalen Gedanken haben kann, muss ich verstehen, dass ich diesen Gedanken habe. Dies erfordert, dass der

⁶⁶Einen ähnlichen Gedankengang entwickelt Fellows (Fellows 2000, 597-598), vgl. dazu 2.3.1, wo ich auch die direkte Entgegnung von Beisecker (Beisecker 2002, 119-120) darstelle. Vgl. ebenfalls die gegen einen ähnlichen Gedankengang Davidsons formulierte Kritik von Finkelstein (Finkelstein 2007, 262-268).

Gedankeninhalt vor meinem Geist erscheint, dass ich mit meinem Geist einen Zugang zu diesem habe. Es ist diese Auffassung vom Besitz eines Gedankens, welche dem Intensionalitätsargument zugrundeliegt und der Grund dafür ist, ‚weshalb wir uns soviel aus der Intensionalität von Gedankenzuschreibungen machen‘.

Einen Gedanken zu haben, bedeutet, einen Zugang zum propositionalen Inhalt dieses Gedankens zu haben. Damit ich der Überzeugung sein kann, dass Max vor der Tür wartet, muss ich einen Zugang zur Proposition ‘Max wartet vor der Tür‘ haben. Die Proposition, dass Max vor der Tür wartet, ist äquivalent zur Proposition, dass der mutigste Kater des Quartiers vor der Tür wartet. Die beiden Propositionen haben die gleichen Wahrheitsbedingungen. Die Propositionen sind aber nicht identisch, insofern ich die erste für wahr halten kann, während ich die zweite für falsch halte, wenn ich nicht weiss, dass Max der mutigste Kater des Quartiers ist. Es ist etwas anderes, einen Zugang zur ersten Proposition zu haben, als zur zweiten. Es muss nicht dasselbe Tun sein, wenn ich die Tür öffne, weil ich Zugang zum Gedanken hatte, dass Max vor der Tür wartet, wie wenn ich die Tür öffne, weil ich Zugang zum Gedanken hatte, dass der mutigste Kater des Quartiers vor der Tür wartet. Zugang zu einer Proposition über einen bestimmten Gegenstand ist immer Zugang zu einer Proposition über einen Gegenstand *unter einer bestimmten Art des Gegebenseins*. Das Haben eines Gedankens erfordert Zugang zum propositionalen Inhalt des Gedankens. Die Zuschreibung eines Gedankens ist dann korrekt, wenn es zutrifft, dass ich Zugang zu diesem Gedankeninhalt habe. Deshalb kann es wahr sein, dass ich glaube, dass Max vor der Tür wartet, während es falsch ist, dass ich glaube, dass der mutigste Kater des Quartiers vor der Tür wartet. Deshalb gilt das Prinzip der Substitution salva veritate bei Gedankenzuschreibungen nicht. Gedankenzuschreibungen erzeugen intensionale Kontexte. Daraus lässt sich folgern, dass es sich nicht um eine Zuschreibung eines Gedankens handelt, wenn kein intensionaler Kontext erzeugt wird.

Das Intensionalitätsargument, in der ontologischen Version Davidsons wie auch in der epistemischen Variante von Barth, basiert auf der Voraussetzung, dass es eine wesentliche Eigenschaft von Gedanken ist, dass ihre Zuschreibung intensionale Kontexte erzeugt. Durch die von Barth gelieferte Begriffsanalyse im *Argument from Truth* kann diese Annahme begründet werden. Auf dieser Grundlage kann Barths *Argument from Communication* weiter entwickelt werden: Zuschreibungen von Gedanken erzeugen intensionale Kontexte; intensionale Kontexte können jedoch nur bei der Zuschreibung von Gedanken an sprachfähige Wesen entstehen. Wenn verständlich gemacht werden kann, dass die phylogenetische Entwicklung eines Wesens nur dann zum Erwerb der Fähigkeit des Denkens führte, wenn diese Entwicklung auch zur Fähigkeit, einem anderen Wesen Gedanken zuzuschreiben, führte, muss ein Wesen, dessen phylogenetische Entwicklung zur Fähigkeit, einem anderen Wesen Gedanken zuzuschreiben, führte, auch zum Erwerb der Fähigkeit, eine Sprache zu verstehen, geführt haben.

Die Grundlage für die Verwendung des Intensionalitätsargumentes basiert jedoch auf der ersten Implikation des Metaüberzeugungsargumentes bzw. der *Improved Basic Idea*. Das heisst, dass nicht nur das Metaüberzeugungsargument das Intensionalitätsargument enthält, sondern dass umgekehrt auch das Intensionalitätsargument (in der epistemischen wie auch der ontologischen Lesart) auf der Begriffsanalyse beruht, welche Teil des Metaüberzeugungsargumentes ist. Und das wiederum bedeutet, dass diese Begriffsanalyse, welche zur Begründung der ersten Implikation des Metaüberzeugungsargumentes dient,

einen zentralen Stellenwert sowohl für das Intensionalitätsargument als auch für das Metaüberzeugungsargument hat. Im nächsten Kapitel kritisiere ich diese Begriffsanalyse.

2.5.4 Kritik von Barths Begründung des Intensionalitätsargumentes

Beim *Argument from Truth* und damit auch bei der soeben dargestellten Begründung für das Intensionalitätsargument handelt es sich nach Barth um eine Begriffsanalyse von ‚einen Gedanken besitzen‘. Es ist ein allgemeines und oft diskutiertes Problem im Zusammenhang mit Begriffsanalysen, dass diese von bestimmten Verwendungen eines Begriffs ausgehen, und dass die Analyse entsprechend immer abhängig von der Wahl der betrachteten Verwendungsweisen ist. Im Zusammenhang mit der eben betrachteten Begriffsanalyse bekommt dieses Problem allerdings besonderes Gewicht. Diese dient als Ausgangslage für ein lingualistisches Argument, dessen Konklusion die Abhängigkeit des Denkens von Sprache behauptet. Diese Konklusion wird unter anderem verwendet, um die Behauptung zu stützen, dass nur Menschen denken können, weil nur Menschen über die dafür notwendigen sprachlichen Fähigkeiten verfügen. Wenn die Feststellung, dass unter anderem Papageien nicht denken können, als Grundlage für das Argument herangezogen werden, so handelt es sich dabei um eine *Petitio Principii*: Papageien können nicht denken, weil sie keine Sprache haben. Denn Denken setzt Sprache voraus. Was wiederum dadurch begründet wird, dass Papageien nicht denken können. Allgemeiner formuliert besteht das Problem dieser Begriffsanalyse darin, dass sie auf einer Unterscheidung zwischen denkenden und nicht-denkenden Wesen beruht, welche nicht begründet ist, sondern erst mit dem lingualistischen Argument begründet werden soll.

Für Barths Gesamtargumentation scheint mir dies jedoch kein Problem darzustellen, beziehungsweise kann dieses gelöst werden. Wenn das Dargestellte nämlich nicht als eine Begriffsanalyse von ‚Gedanken besitzen‘ aufgefasst wird, sondern als Setzung eines bestimmten Begriffs.⁶⁷ Die gelieferte Begründung hat dann nicht den Charakter einer Analyse, sondern der Begründung für die Wahl eines bestimmten Begriffs. Diese besteht im Bestreben, die intuitive Unterscheidung, welche wir machen zwischen Thermostaten und Computern (Papageien lasse ich weg, um die Sache zu vereinfachen, das Problem wird auch ohne sie deutlich) auf der einen, und uns Menschen auf der anderen Seite, begrifflich einzufangen. Offenbar kann dies nicht dadurch geschehen, dass das beobachtbare Verhalten beschrieben wird, dieses lässt keine derart prinzipielle Unterscheidung zu. Hingegen bietet der Hinweis auf das Verstehen, welches das Verhalten der einen begleitet, eine solche Möglichkeit. Der Begriff des Verstehens ist aber selbst so problematisch, dass seine Verwendung einer begrifflichen Fassung der Unterscheidung nicht dienlich ist. Dass wir aber einen Zugang zu unseren Gedanken haben, erscheint plausibel. Und ebenso, dass ein Computer keinen solchen Zugang hat. Einen Gedanken zu besitzen, bedeutet nach dieser Begriffssetzung, dass mir der Inhalt dieses Gedankens gegeben ist. Auf den Verlauf der lingualistischen Argumentation hat dies keinen Einfluss, die Konklusion muss jedoch auf die durch diese Begriffssetzung bestimmte Art von propositionalen Gedanken eingeschränkt werden: Propositionale Gedanken, deren Inhalt einem Wesen gegeben ist, können nur sprachfähige Wesen haben.

⁶⁷Wie dies auch Child als Interpretation von Davidson vorschlägt (Child 1994, 16; vgl. 2.3.1.)

Der soeben gemachte Vorschlag, Barths Begründung für die erste Implikation nicht als Begriffsanalyse, sondern als eine Begriffssetzung zu verstehen, und entsprechend die lingualistische Konklusion auf den durch diese Setzung bestimmten Begriff vom Besitz eines Gedankens einzuschränken, sollte nicht mit der Unterscheidung zwischen propositionalen und nicht-propositionalen Gedanken in Zusammenhang gebracht werden. Wie bereits erwähnt beschränkt Barth in seinem *Argument from Truth* die Analyse in einem ersten Schritt auf propositionale Gedanken und begründet für diese, dass deren Besitz das Verständnis voraussetzt, dass deren propositionaler Inhalt objektiv wahr oder falsch ist. In einem weiteren Schritt verallgemeinert er das Resultat dieser Analyse mit Verweis auf ein holistisches Prinzip auf nicht-propositionale Gedanken. Es sollte nun nicht angenommen werden, dass die Begriffssetzung von ‚einen Gedanken besitzen‘ als ‚einen Gedanken besitzen, dessen Inhalt auf eine bestimmte Art gegeben ist‘, der Einschränkung auf propositionale Gedanken entspricht. Wäre dies der Fall, könnte in einem zur Ausweitung der Analyse von propositionalen auf propositionale- und nicht-propositionale Gedanken die lingualistische Konklusion für den durch die Begriffssetzung bestimmten Begriff auf einen allgemeineren Begriff von Denken verallgemeinert werden. Ein Blick auf Barths Beispiel für nicht-propositionale Gedanken und die daran geknüpfte Begründung für die Ausweitung macht jedoch klar, dass diese Begriffssetzung auch für nicht-propositionale Gedanken gilt. Das behandelte Beispiel für einen nicht-propositionalen Gedanken ist, dass ein Wesen an den Mount Everest denkt. Dieses Wesen könnte jedoch keinen solchen nicht-propositionalen Gedanken an den Mount Everest haben, wenn es nicht gleichzeitig eine Mindestanzahl von propositionalen Gedanken über den Mount Everest hätte. Barth begründet dies damit, dass wir einem Wesen den nicht-propositionalen Gedanken an den Mount Everest absprechen würden, würden wir bemerken, dass es nicht gleichzeitig propositionale Gedanken der Art hat, dass der Mount Everest ein Berg ist oder dass sich der Mount Everest auf der Erde befindet oder dass der Mount Everest existiert. Der Grund dafür ist, dass auch nicht-propositionale Gedanken über ein Objekt voraussetzen, dass der Inhalt dieses Gedankens uns auf eine bestimmte Art gegeben ist.

If a subject does not believe of the referent of its non-propositional thought that it is something that is such-and-such or - at least - that it is something rather than nothing, then she could hardly be credited at all with the possession of this non propositional thought. (Barth 2011, 78)

Der Inhalt eines nicht-propositionalen Gedankens an ein Objekt ist nicht dieses Objekt selbst, sondern ebenfalls das Objekt unter einer Art des Gegebenseins. Dies zeigt, dass die Setzung von ‚einen Gedanken besitzen‘ als ‚einen Gedanken besitzen, dessen Inhalt auf eine bestimmte Art gegeben ist‘ auch für nicht-propositionale Gedanken gilt. Deswegen ist eine Ausweitung der lingualistischen Konklusion von dem durch die Setzung bestimmten eingeschränkten Begriff eines Gedankens auf einen allgemeineren Begriff von Gedanken auf dem oben skizzierten Weg nicht möglich.

Dass eine solche Einschränkung der lingualistischen Konklusion auf Gedanken, deren Inhalt auf eine bestimmte Art gegeben sind, für Barths Gesamtargumentation unproblematisch ist, zeigt sich im weiteren Verlauf seiner Arbeit, in der er mögliche Einwände gegen die von ihm entworfene lingualistische Argumentation unter Zuhilfenahme von Brandoms (Brandom 1994) inferentialistischem Programm zurückweist. Für Brandoms Ansatz, den

Inhalt von Gedanken und von Äusserungen über deren Verwendung in der sozialen Praxis von Verpflichtungen und Berechtigungen zu bestimmen, ist es eine Voraussetzung, dass den an dieser Praxis beteiligten Wesen der Inhalt ihrer Gedanken und Äusserungen gegeben ist. Für die Gesamtkonzeption Davidsons scheint mir dies jedoch nicht im gleichen Mass unproblematisch zu sein. Im nächsten Abschnitt mache ich auf einige Probleme aufmerksam, die sich aus einer solchen Begriffssetzung für Davidson ergeben. Dies dient dazu, die Aufgabenstellung der weiteren Arbeit zu formulieren.

2.5.5 Davidsons Begriff vom Besitz eines Gedankens

Dem Intensionalitätsargument liegt ein bestimmter Begriff von ‚einen Gedanken besitzen‘ zugrunde, wonach ein Wesen einen Gedanken besitzt, wenn dem Wesen der Inhalt dieses Gedankens auf eine bestimmte Art gegeben ist. Im letzten Abschnitt habe ich versucht zu begründen, dass dieser Begriff nicht auf dem Weg einer Begriffsanalyse des gewöhnlichen Begriffs ‚einen Gedanken besitzen‘ erreicht werden kann und dass es sich dabei deshalb um die Setzung eines Begriffs handeln muss. Somit kann unterschieden werden zwischen einem allgemeinen, noch nicht näher bestimmten Begriff ‚einen Gedanken besitzen‘ und dem gesetzten Begriff ‚einen Gedanken besitzen, dessen Inhalt auf eine bestimmte Art gegeben ist‘. Im letzten Abschnitt habe ich ebenfalls davor gewarnt, die Unterscheidung dieser zwei Begriffe mit der Unterscheidung zwischen propositionalen und nicht-propositionalen Gedanken zu verwechseln. ‚Einen Gedanken besitzen‘ wie auch ‚einen Gedanken besitzen, dessen Inhalt auf eine bestimmte Art gegeben ist‘ kann propositional oder nicht-propositional sein. Die Unterscheidung zwischen diesen zwei Begriffen passt jedoch gut zu einer von Norman Malcolm eingeführten Unterscheidung. Da Davidson explizit auf diese Unterscheidung Bezug nimmt, lässt sich daran seine Position bezüglich dieser Unterscheidung aufzeigen.

Malcolm (Malcolm 1973, 13-16) unterscheidet zwischen ‚denken, dass p ‘ und ‚den Gedanken haben, dass p ‘ bzw. allgemeiner zwischen ‚denken‘, und ‚Gedanken haben‘. Wenn ein Wesen den Gedanken hat, dass p , dann erscheint diesem Wesen die Proposition p vor seinem Geist, es denkt oder formuliert die Proposition p . Wenn ein Wesen denkt, dass p , besteht hingegen nicht zwingend eine Beziehung zwischen seinem Geist und der Proposition; ein Wesen kann denken, dass p , ohne die Proposition p im Geist zu fassen oder formulieren. ‚Den Gedanken haben, dass p ‘ ist ein stärkerer Begriff als ‚denken, dass p ‘ und impliziert diesen, umgekehrt kann von ‚ X denkt, dass p ‘ nicht auf ‚ X hat den Gedanken, dass p ‘ geschlossen werden. So kann beispielsweise ein Hund denken, dass die Katze auf dem Baum ist, ohne dabei den Gedanken zu haben, dass die Katze auf dem Baum ist. Um die behauptete Beziehung zwischen diesen zwei Begriffen zu begründen, beruft sich Malcolm auf die Umgangssprache. Die Unterscheidung weist eine Ähnlichkeit zur vorgeschlagenen Begriffssetzung auf, insofern Malcolm den Begriff von ‚den Gedanken haben, dass p ‘ auf sehr ähnliche Art beschreibt, wie ich den gesetzten Begriff ‚einen Gedanken besitzen, dessen Inhalt auf eine bestimmte Art gegeben ist‘ beschrieben habe. Den allgemeineren Begriff ‚denken, dass p ‘ beschreibt Malcolm nicht inhaltlich, sondern nennt eine Vielzahl von Verwendungsweisen, diese entsprechen jenen des allgemeinen Begriffs von ‚einen Gedanken besitzen‘. Malcolm baut auf dieser Unterscheidung seine Hauptaussage in Bezug auf tierische Gedanken auf: ‚Den Gedanken zu haben, dass p ‘ kann nur

auf sprachfähige Wesen angewendet werden, während dies für ‚denken, dass p ‘ nicht gilt. Deshalb kann nach Malcolm ein Hund denken, dass die Katze auf dem Baum ist, er kann aber nicht den Gedanken haben, dass die Katze auf dem Baum ist.

Davidson nimmt auf die Unterscheidung Malcolms in „Rational Animals“ Bezug, indem er diese in die Nähe einer von ihm gemachten Unterscheidung rückt:

Malcolm makes the distinction by saying a creature merely thinks (believes) that p if it is aware that p , but it has the thought that p if it is aware that it is aware that p . This is close to the distinction I have in mind between believing that p and believing that one believes that p . (Davidson 1982, 102)

Nach Davidson entspricht die Unterscheidung zwischen ‚denken, dass p ‘ und ‚den Gedanken haben, dass p ‘ einer Unterscheidung zwischen dem Haben einer Überzeugung und dem Haben einer Metaüberzeugung. Der Behauptung der Entsprechung geht eine Formulierung von Malcolms Unterscheidung vorher, ohne welche diese nicht begründet werden könnte.

Davidsons Beschreibung von Malcolms ‚denken, dass p ‘ als ‚ein Wesen denkt, dass p , wenn es sich bewusst ist, dass p ‘ ist für sich genommen zweideutig, da nicht klar ist, was es bedeutet, dass ich mir bewusst sein muss, dass p , damit ich denken kann, dass p . In einer schwächeren Lesart kann dies heissen, dass ich mir des von p ausgedrückten Inhalts bewusst bin. Wenn ich denke, dass es gleich regnen wird, so ist mir bewusst, dass es gleich regnen wird. Es ist für mich und mein Tun entscheidend, dass es gleich regnen wird. Weil ich denke, dass es gleich regnen wird, packe ich den Regenschirm ein. Der drohende Regen und mein Bewusstsein dafür, veranlassen mich dazu. In einer stärkeren Lesart heisst es, dass ich mir des Gedankens, dass p , bewusst bin. Wenn ich denke, dass es heiss wird, so ist mir der Gedanke, dass es heiss wird, bewusst. Dass mir dieser Gedanke bewusst ist, heisst mehr, als dass es mir bewusst ist, dass es heiss wird, und dass dies einen Einfluss auf mein Tun hat. Es heisst, dass mir der Gedanke *als* Gedanke gegeben und bewusst ist. Ich habe den Gedanken gehabt, dass es heiss wird, und daraus Konsequenzen gezogen und den Hut eingepackt. In dieser zweiten Lesart von Davidsons Beschreibung des malcolmschen ‚denken, dass p ‘ entspricht dieser Begriff dem gesetzten Begriff ‚einen Gedanken besitzen, dessen Inhalt auf eine bestimmte Art gegeben ist‘. Nach der ersten Lesart würde er eher dem entsprechen, was ich als den allgemeinen Begriff ‚einen Gedanken besitzen‘ bezeichnet habe. Nach meiner Interpretation von Malcolm ist es Davidsons Beschreibung in der ersten Lesart, welche den Begriff ‚denken, dass p ‘ beschreibt.

Davidsons Beschreibung des zweiten Begriffs von Malcolm ist eindeutig. ‚Den Gedanken haben, dass p ‘ beschreibt er als ‚ein Wesen hat den Gedanken, dass p , wenn es sich bewusst ist, dass es sich bewusst ist, dass p ‘. Während ich Malcolms ‚den Gedanken haben, dass p ‘ so beschrieben habe, dass dies bedeutet, dass ein Zugang zum Inhalt des Gedankens gegeben ist, so macht Davidson daraus, dass es mir gegeben sein muss, dass mir der Inhalt des Gedankens gegeben ist. Nach meiner Beschreibung habe ich den Gedanken, dass es regnen wird, wenn ich diesen Gedanken denken kann. Ich spreche ihn aus oder formuliere ihn im Geiste, ich denke darüber nach, was es bedeutet, dass es regnen wird. Wenn ich den Schirm einpacke, weil ich den Gedanken hatte, dass es regnen wird, war es der Gedanke und meine Auseinandersetzung mit ihm, der mich dazu bewegte. Nach meiner Beschreibung setzt der Besitz eines Gedankens, dass p , voraus, dass ich den Gedanken p denken kann und dass mir dieser irgendwie gegeben ist. Wenn ich nach Davidsons Beschreibung den

Gedanken habe, dass es heiss wird, denke ich darüber nach, was es bedeutet, dass ich den Gedanken habe, dass es heiss wird. Wenn ich den Sonnenhut deswegen einpacke, dann weil ich darüber nachgedacht habe, was es bedeutet, dass ich diesen Gedanken habe. Vielleicht habe ich überlegt, wie ich zu diesem Gedanken gekommen bin und ihn auf seine Zuverlässigkeit hin überprüft. Nach Davidsons Beschreibung setzt der Besitz des Gedankens, dass p , voraus, dass ich einen Gedanken über das Haben des Gedanken p habe. Während es nach meiner Beschreibung eine Einstellung zu einem Gedanken ist, ist es bei Davidson eine Einstellung zu einer Einstellung zu einem Gedanken. Aufgrund dieser Beschreibung von Malcolms ‚den Gedanken besitzen, dass p ‘ ist es gerechtfertigt, dass er diesen mit seinem eigenen Begriff ‚denken, dass man denkt, dass p ‘ (‚believing that one believes that p ‘) in Verbindung bringt.

Aufgrund der behaupteten Entsprechung mit seinen eigenen Begriffen lehnt Davidson Malcolms Schlussfolgerung in Bezug auf das Denken sprachloser Wesen ab. Daraus wird sich eine Entscheidung bezüglich der Lesarten der Beschreibung des ersten Begriffs ableiten lassen. Davidson formuliert seine Kritik an Malcolm wie folgt:

Malcolm holds that language draws a line between creatures that merely think and creatures that have the concept of a thought; I hold that in order to think one must have the concept of a thought, and so language is required in both cases. (Davidson 1982, 103)

Gegen die von Malcolm behauptete Möglichkeit, dass sprachlose Wesen denken können, dass p , wendet Davidson also ein, dass dies nur möglich sei, wenn sie in der Lage sind zu denken, dass sie denken, dass p . Diese Behauptung entspricht Davidsons erster Implikation des Metaüberzeugungsargumentes. Wie Barth mit dem *Argument from Truth* zeigte, bedarf dies eines spezifischen Begriffs von denken als ‚einen Gedanken besitzen, dessen Inhalt auf bestimmte Art gegeben ist‘. Diese Schlussfolgerung wäre nicht gerechtfertigt, wenn der Begriff ‚denken, dass p ‘ so aufgefasst wird, wie es nach meiner Interpretation Malcolm auffasst und wie er von der Beschreibung Davidsons in der ersten Lesart bestimmt würde. Daraus kann gefolgert werden, dass Davidson die zweite Lesart im Sinn hat, wenn er den malcolmschen Begriff beschreibt. Für Davidson ist ‚denken, dass p ‘ immer schon zu lesen als ‚einen Gedanken besitzen, dessen Inhalt auf eine bestimmte Art gegeben ist‘.

Es geht mir an dieser Stelle nicht darum zu beurteilen, ob Davidsons Beschreibung der Begriffe von Malcolm exegetisch begründet werden kann. Es geht mir darum, aufzuzeigen, dass Davidsons Begriff des Denkens dem entspricht, was ich als die Setzung eines bestimmten Begriffs von Denken bezeichnet habe. Indem ich nachzeichnete, wie Davidson die Begriffe von Malcolm deutet, hoffe ich dies auf Umwegen gezeigt zu haben. Während dies bei Barths Argument durch die im *Argument from Truth* gelieferte Setzung (wenn meine Einschätzung korrekt ist, dass dies nicht als eine Begriffsanalyse verstanden werden kann) explizit gemacht wird, so ist dies bei Davidson nicht der Fall.

Einen Begriff auf eine bestimmte Art zu setzen und diesen einer Argumentation zugrunde zulegen, ist erlaubt. Entscheidend ist, dass die Konklusion des Argumentes auf den so gesetzten Begriff beschränkt bleibt. Bei Davidson ist dies problematisch. Wir erinnern uns, dass die Ausgangsfrage von „Rational Animals“ lautet: „The question is: what animals are rational?“ (Davidson 1982, 95) Als eine erste annähernde Antwort auf diese Frage formuliert Davidson ein Kriterium für Rationalität: den Besitz propositionaler Einstellungen.

Durch diese Antwort erhöht sich die Relevanz der lingualistischen Argumentation. Wenn diese stichhaltig und die Konklusion somit begründet ist, dann gilt die Sprachabhängigkeit nicht lediglich für propositionale Einstellungen, sondern auch für Rationalität im allgemeinen. Wenn die lingualistische Argumentation somit in den Gesamtzusammenhang der Rationalität gestellt wird, ist die Beschränkung auf einen eingeschränkten Begriff von propositionalen Einstellungen auf Einstellungen, zu deren Inhalt ein Wesen einen bestimmten Zugang hat, nicht ohne weiteres möglich. Für diese Setzung müsste zuerst gezeigt werden, dass die Gleichsetzung von rationalen Wesen mit Wesen mit propositionalen Einstellungen auf für den so bestimmten Begriff einer propositionalen Einstellung zutrifft.

2.6 Zusammenfassung

Die von Davidson vorgetragene, aus drei Strängen bestehende lingualistische Argumentation hat über die Jahre viel Beachtung erfahren und mehrheitlich ablehnende Reaktionen provoziert. Einige wurden in diesem Kapitel dargestellt. Ein allgemeines Resultat ist dass das Intensionalitäts- und das Metaüberzeugungsargument, welche direkt zu einer lingualistischen Konklusion führen, in der Version Davidsons nicht stichhaltig sind, dass hingegen das Raketenargument durchaus auf ein Problem aufmerksam macht, welches nach einer Antwort verlangt, insbesondere dann, wenn wir an Davidsons philosophischer Gesamtkonzeption festhalten wollen.

Ausgehend von der Struktur des Metaüberzeugungsargumentes hat Christian Barth ein Argument für eine lingualistische Konklusion entwickelt, welches die Lücken in Davidsons Begründungen zu schliessen im Stande ist. Dabei kommt dem Intensionalitätsargument eine argumentative Rolle innerhalb des Metaüberzeugungsargumentes zu. Die Behandlung des Intensionalitätsargument bei Barth macht deutlich, dass dieses nur vor dem Hintergrund einer bestimmten Annahme darüber, was es heisst, einen Gedanken zu besitzen, plausibel ist. Diese Annahme besteht darin, dass einen Gedanken zu besitzen bedeutet, einen bestimmten Zugang zum Inhalt dieses Gedankens zu haben. Wenn diese Annahme zurückgewiesen werden kann, ist dies nicht nur ein Argument gegen das Intensionalitätsargument, sondern auch gegen das Metaüberzeugungsargument, welches in seiner einzig gültigen Version vom Intensionalitätsargument abhängt. Diese Annahme ist für das Intensionalitätsargument in der stärkeren ontologischen, wie auch in der epistemischen Lesart, entscheidend. Dass diese Annahme für Davidson problematisch ist, wird im weiteren Verlauf dieser Arbeit gezeigt.

Kapitel 3

Intensionalität und Intentionalität

Ein Resultat der Untersuchung der gegen die Argumente vorgebrachten Kritiken und Verbesserungsvorschläge ist es, dass dem Intensionalitätsargument ein zentralerer Stellenwert zukommt, als oftmals angenommen. Gerade dann wenn das Metaüberzeugungsargument als das eigentliche lingualistische Argument aufgefasst wird, bedarf es einer Begründung des Intensionalitätsargumentes, da Barth gezeigt hat, dass dieses einen wichtigen Teilschritt eines gültigen Metaüberzeugungsargumentes ausmacht. Wenn das Intensionalitätsargument nicht selbst eine lingualistische Konklusion begründen soll, sondern einen argumentativen Schritt des Metaüberzeugungsarguments darstellt, dann genügt es, wenn dieses in seiner schwächeren, epistemischen Version begründet werden kann. Nur die Zuschreibbarkeit, nicht aber der Besitz von propositionalen Einstellungen ist abhängig von Sprache. Sowohl für das epistemische, wie auch für das ontologische Intensionalitätsargument ist eine Annahme zentral: die Zuschreibung propositionaler Einstellungen an ein Wesen sind semantisch opak. Daraus kann gefolgert werden, dass es sich nicht um eine Zuschreibung einer propositionalen Einstellung handelt, wenn es nicht zu semantischer Opakheit kommt.

In der Darstellung von Barth kann der Begriffsanalyse, welche den ersten Schritt des Metaüberzeugungsargumentes ausmacht, eine Begründung für diese Annahme entnommen werden (2.5.4). Der Besitz einer propositionalen Einstellung besteht im Zugang zu einem auf eine bestimmte Art gegebenen propositionalen Inhalt. Ich habe dargelegt (2.5.5, dass sich Davidson ebenfalls auf eine solche Auffassung zu stützen scheint, auch wenn er dies nicht explizit so formuliert. Und ich habe bemerkt, dass es für Davidson problematisch sein könnte, einen solchen Begriff von propositionalen Einstellungen vorauszusetzen. Aber vielleicht stimmt es gar nicht, dass das Intensionalitätsargument nur unter der Annahme dieses Begriffs einer propositionalen Einstellung plausibel gemacht werden kann. Oder möglicherweise gelingt es Davidson, zu begründen, dass diese Annahme gerechtfertigt ist? Ich gehe in diesem Kapitel einen Schritt zurück und untersuche, was für Davidson die Begründungen für die Annahme der semantischen Opakheit von Zuschreibungen propositionaler Einstellungen sein könnte. Dies kann darin bestehen, dass die Annahme dieses Begriffs begründet wird oder, dass gezeigt wird, wie die Annahme, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind auch ohne die Annahme dieses Begriffs begründet werden kann.

Ich habe in der Einleitung (1.8) beschrieben, dass ich eine interne Kritik an Davidsons Argument versuche. Eine interne Kritik an Davidsons Ansatz halte ich deshalb für angebracht, da sein Werk aus einer Vielzahl verschiedener, aber sich gegenseitig beeinflussenden

Positionen besteht. Insofern in diesen Positionen eine Spannung ausgemacht werden kann, handelt es sich um eine Kritik. Umgekehrt können die einzelnen Positionen gestützt auf die anderen Positionen verteidigt werden. In diesem Kapitel geht es nicht um das Aufzeigen einer möglichen Spannung, sondern um die Untersuchung, ob die Annahme, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind und diese Annahme als Grundlage für ein Intensionalitätsargument verwendet werden kann. Es handelt sich also um den Versuch einer *internen Verteidigung*.

Wieso sind Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak und weshalb sind die Zuschreibungen propositionaler Einstellungen an sprachlose Wesen nie semantisch opak? Die interne Verteidigung versucht Antworten auf diese Fragen aus Davidsons Arbeiten zu entwickeln. Einerseits (3.1) untersuche ich dazu Davidsons Behandlung des Phänomens der semantischen Opakheit, welche vorerst vom Intensionalitätsargument unabhängig und in starkem Bezug zu den Arbeiten Freges erfolgte. Andererseits (3.2) untersuche ich den Ansatz aus Davidsons Philosophie des Geistes, wo propositionale Einstellungen ebenfalls über die semantische Opakheit ihrer Beschreibung bestimmt werden und dies mit Verweis auf deren Intentionalität begründet wird. Ich komme zum Schluss, dass diese Erklärung für das Phänomen der semantischen Opakheit nur dann als Grundlage für die Bestimmung propositionaler Einstellungen innerhalb einer lingualistischen Argumentation verwendet werden kann, wenn diese von anderen intentionalen Phänomenen unterschieden werden können. Im letzten dieses Kapitels (3.3) untersuche ich verschiedene Ansätze dafür.

3.1 Intensionalität

3.1.1 Semantische Opakheit bei Frege

Wir sprechen allgemein von *semantischer Opakheit* bzw. einem *intensionalen Kontext* dann, wenn ein Satz die Eigenschaft hat, dass die Ersetzung von Teilen durch bedeutungsgleiche Elemente zu einer Veränderung der Bedeutung des gesamten Satzes führt. Gottlob Frege hat sich in „Über Sinn und Bedeutung“ (Frege 1892) mit diesem Phänomen beschäftigt. Obwohl verwandte Probleme bereits lange Zeit vor Frege thematisiert wurden,¹ bildet seine Behandlung den Bezugspunkt für die Gegenwartsphilosophie.

Frege behandelt das Phänomen der semantischen Opakheit, da solche Sätze die Konsistenz seiner Bedeutungstheorie in Frage stellen. Frege behauptet einerseits, dass die Bedeutung eines Satzes sein Wahrheitswert ist und andererseits geht er von einem *Kompositionalitätsprinzip* aus, wonach die Bedeutung eines Satzes eine Funktion der Bedeutungen seiner Teile ist.² Wenn aber die Bedeutung des Ganzen eine Funktion der Bedeutungen

¹Tim Crane (Crane 2001, 8-13) zeichnet die Entwicklung dieser Ideen von Aristoteles über die Scholastik, Leibniz, Frege, Chisholm und Quine in einer kompakten Darstellung nach. Dabei betont er, dass es sich bei Intentionalität und Intensionalität um distinkte Konzepte mit unterschiedlichem Ursprung handelt und warnt davor, diese zu stark miteinander zu vermischen. Dieser Punkt ist auch für die vorliegende von Bedeutung.

²Frege führt das Kompositionalitätsprinzip explizit für den Sinn eines Satzes ein. Beim Sinn eines Satzes handelt es sich um den von ihm ausgedrückten Gedanken. Bei der Begründung dieser Annahme beruft sich Frege auf das Kompositionalitätsprinzip: der Sinn des Satzes ist eine Funktion der Sinne seiner Teile, weshalb sich der Sinn des Satzes bei Ersetzung von sinn gleichen Bestandteilen nicht ändern darf. Die Annahme, dass es sich beim Sinn des Satzes um einen Gedanken handelt, erfüllt diese Forderung.

der Teile ist, so können einzelne Teile durch bedeutungsgleiche Teile ersetzt werden, ohne dass sich dadurch die Bedeutung des Ganzen ändert. Wenn die Bedeutung des Satzes sein Wahrheitswert ist, so dürfte sich dieser nicht verändern, wenn Satzteile durch bedeutungsgleiche Elemente ersetzt werden - dies kann als *Prinzip der Substitution salva veritate*, oder kurz *Substitutionsprinzip* bezeichnet werden. „Wenn unsere Vermutung richtig ist, dass die Bedeutung eines Satzes sein Wahrheitswert ist, so muss dieser unverändert bleiben, wenn ein Satzteil durch einen Ausdruck von der selben Bedeutung, aber anderem Sinn ersetzt wird.“ (Frege 1892, 49) Sollte sich nun zeigen, dass es Sätze gibt, bei denen die Ersetzung durch bedeutungsgleiche Teile (Ausdrücke, die auf die gleichen Objekte Bezug nehmen) zu einer Veränderung des Wahrheitswertes des Satzes führen, so wäre dies ein Argument gegen die Annahme, dass es sich bei der Bedeutung eines Satzes um seinen Wahrheitswert handelt. Deshalb untersucht Frege verschiedene Arten von Sätzen, welche scheinbar gegen das Substitutionsprinzip verstossen. In allen untersuchten Fällen handelt es sich um Satzkonstruktionen, welche einen Nebensatz enthalten, dessen Ersetzung durch einen Nebensatz mit gleicher Bedeutung scheinbar zu einer Veränderung der Bedeutung der gesamten Konstruktion führt.

Dies sind einerseits Sätze, bei denen die Bedeutung des Nebensatzes von der Bedeutung des Hauptsatzes abhängt (Nenn-, Bei-, Adverb- und Bedingungsätze). Wenn diese Abhängigkeit erkannt und bei der Ersetzung mitberücksichtigt wird, dann verstossen Ersetzungen durch bedeutungsgleiche Nebensätze nicht gegen das Substitutionsprinzip. Für den Rahmen dieser Arbeit sind diese Fälle nicht relevant, da es sich nicht um semantisch opake Sätze handelt.³

Um semantische Opakheit handelt es sich bei der zweiten Art von Sätzen. Der paradigmatische Fall für diese Art von Satzkonstruktionen, bei welchen der Austausch eines bedeutungsgleichen Nebensatzes zu einer Änderung des Wahrheitswertes der Konstruktion führen könnte, ist die indirekte Rede. Wenn Joyce sagt: ‚Der Morgenstern ist ein Planet‘, so ist

- i. Joyce sagte, dass der Morgenstern ein Planet ist.

ein wahrer Satz. Die Namen ‚Morgenstern‘ und ‚Abendstern‘ bezeichnen beide das gleiche Objekt: die Venus. Die Sätze ‚Der Morgenstern ist ein Planet‘ und ‚Der Abendstern ist ein Planet‘ haben deshalb in jedem möglichen Fall den gleichen Wahrheitswert, sie sind äquivalent. Wenn die Bedeutung des Satzes sein Wahrheitswert ist, so haben die beiden Sätze die gleiche Bedeutung. Nach dem Substitutionsprinzip müsste die Ersetzung des einen durch den anderen wahrheitswerterhaltend sein. Dass dies nicht der Fall ist, zeigt:

- i'. Joyce sagte, dass der Abendstern ein Planet ist.

Wohl motiviert durch Symmetrieüberlegungen überträgt Frege dieses Prinzip auch auf die Bedeutung, ohne diesen Schritt jedoch explizit zu machen.

³Freges Behandlung dieser Fälle ist insbesondere deshalb spannend, weil sie einige der prägendsten Themen für die Sprachphilosophie des 20. Jahrhunderts im Ansatz vorwegnimmt oder zumindest anspricht - beispielsweise die Feststellung, dass neben semantischen auch pragmatische Aspekte für die Bedeutung entscheidend sind; eine erste Formulierung von dem, was später als Präsupposition bezeichnet wurde; oder ein Versuch mit Kennzeichnungen umzugehen.

i'. ist falsch, es handelt sich nicht um eine korrekte Wiedergabe von Joyce' Äusserung in indirekter Rede. Die Konstruktion der indirekten Rede führt dazu, dass die Ersetzung eines Satzteiles durch einen Satzteil mit gleicher Bedeutung nicht *salva veritate* möglich ist, wenn angenommen wird, dass die Bedeutung eines Satzes auch in seiner Funktion als Nebensatz sein Wahrheitswert ist. Diese Annahme anzweifeln, wird von semantischer Opakheit gesprochen: die Bedeutung des Nebensatzes ist nicht deutlich erkennbar.

Semantische Opakheit ist ein schillerndes Phänomen. Einerseits handelt es sich um ein bekanntes Phänomen: wenn wir die Rede einer anderen in indirekter Rede wiedergeben, müssen wir vorsichtig sein, welche Worte wir dabei verwenden. Wenn Jack sagt: ‚Das Haus gehört mir‘, so wird er nicht einverstanden sein, wenn Jim, der der Ansicht ist, dass Eigentum Diebstahl ist, seine Äusserung so wiedergibt: ‚Jack sagte, er hat das Haus gestohlen.‘ Eine gewisse Nähe zum ursprünglichen Wortlaut ist offenbar gefordert. Allerdings zeigt gerade dieses Beispiel, dass manche Abweichungen vom Wortlaut nicht nur erlaubt, sondern sogar notwendig sind: Jack wäre wohl gleichermassen unzufrieden, würde Jim sagen: ‚Jack sagte, das Haus gehört mir.‘ Auch die Ersetzung von Ausdrücken durch dazu ko-extensionale kann manchmal ohne eine Veränderung des Wahrheitswertes möglich sein. Im oben betrachteten Beispiel führte die Ersetzung des Ausdrucks ‚Morgenstern‘ durch ‚Abendstern‘ zu einer Änderung des Wahrheitswertes, eine Ersetzung von ‚Morgenstern‘ durch ‚Phosphoros‘ hingegen wäre wohl wahrheitserhaltend. Und gar gefordert ist eine weitgehende Abweichung vom ursprünglichen Wortlaut und Ersetzung der Ausdrücke durch ko-extensionale Ausdrücke dann, wenn die Äusserungssprache nicht mit der Wiedergabesprache identisch ist. Wenn Jack sagt: ‚It is raining‘, wird dies Johannes korrekterweise als ‚Jack sagte, dass es regnet‘ wiedergeben.

Die Ersetzung des Nebensatzes durch einen mit gleichem Wahrheitswert führt bei Konstruktionen wie der indirekten Rede zu einer Veränderung des Wahrheitswertes und somit der Bedeutung. Damit dies weder gegen das Substitutionsprinzip verstösst, noch die Annahme in Frage stellt, dass die Bedeutung eines Satzes sein Wahrheitswert ist, konstruiert Frege die Bedeutung eines Nebensatzes innerhalb einer solchen Konstruktion auf eine andere Art. Wenn ein Satz innerhalb einer solchen Konstruktion vorkommt, ist seine Bedeutung nicht sein Wahrheitswert, sondern ein Gedanke: und zwar der Gedanke, welcher der Sinn des Satzes wäre, stünde dieser nicht in indirekter Rede. Frege nennt dies die *ungerade Bedeutung* eines Satzes.⁴ Die Bedeutung des Nebensatzes in i. ist der Gedanke, dass der Morgenstern die Venus ist; die Bedeutung des Nebensatzes in i'. ist der Gedanke, dass der Abendstern die Venus ist. Wenn ein Nebensatz in indirekter Rede durch einen dazu bedeutungsgleichen ersetzt werden soll, so muss die ungerade Bedeutung gleich sein, d.h. diese müssen den gleichen Gedanken ausdrücken. Die Nebensätze in i. und i'. drücken unterschiedliche Gedanken aus, deshalb ist ihre ungerade Bedeutung nicht gleich. Folglich handelt es sich nicht um einen Verstoß gegen das Substitutionsprinzip, wenn die Veränderung von i. zu i'. zu einem Wechsel im Wahrheitswert führt.

Die Bedeutung eines Satzes innerhalb der indirekten Rede ist sein Sinn. Die Bedeutung des gesamten Satzes ist immer noch zusammengesetzt aus den Bedeutungen der einzelnen

⁴Was der ungerade Sinn eines Satzes ist, erläutert Frege nur am Rande: „[Der Nebensatz hat] als Sinn keinen Gedanken, sondern den Sinn der Worte, 'der Gedanke, dass ...', welcher nur Teil des Gedankens des ganzen Satzgefüges ist.“ (Frege 1892, 51). Ich verstehe das so, dass der Sinn ist, wie der Satz gegeben ist, nämlich als eine Äusserung der Sprecherin (im Gegensatz zu bspw. etwas, was sie verneint.)

Teile, aber die Bedeutung eines Teils ist ein Sinn - diesem Einschleichen des Sinns in den Bereich der Bedeutung und damit der Vertreibung der Bedeutung aus dem Reich des rein-Extensionalen verdankt sich die andere Bezeichnung für das Phänomen: intensionale Kontexte.

Die Wiedergabe einer Äusserung in indirekter Rede erzeugt einen intensionalen Kontext. Ein Nebensatz innerhalb einer solchen Konstruktion bedeutet den von ihm ausgedrückten Gedanken. Wenn dieser Nebensatz durch einen bedeutungsgleichen Satz ersetzt werden soll, muss ein Satz gefunden werden, welcher den gleichen Gedanken ausdrückt. Wann drücken zwei Sätze den gleichen Gedanken aus? Wieso drücken ‚Der Morgenstern ist ein Planet‘ und ‚Phosphoros ist ein Planet‘ den gleichen Gedanken aus, nicht aber ‚Der Abendstern ist ein Planet‘?

Um diese Frage zu beantworten, kann sich Frege auf das Kompositionalitätsprinzip berufen. Der ausgedrückte Gedanke ist der Sinn des Satzes, dieser ist eine Funktion der Sinne der Bestandteile (vgl. Dummett 1981, 378). ‚Morgenstern‘ und ‚Phosphoros‘ haben den gleichen Sinn, nicht aber ‚Abendstern‘ und ‚Morgenstern‘. Es stellt sich dann weiter die Frage, wann zwei Eigennamen den gleichen Sinn haben. Frege charakterisiert den Sinn eines Eigennamens als die Gegebenheitsweise. Für viele Beispiele scheint die Unterscheidung zwischen Eigennamen mit gleichem Sinn und solchen mit unterschiedlichen Sinnen intuitiv einleuchtend zu sein. Ein eigentliches Kriterium, welches über diese intuitive Einteilung hinausgeht oder diese Intuition stützen würde, liefert Frege nicht. Insofern ein solches Kriterium fehlt, kann die Frage nach der Gleichheit von zwei Sätzen in Bezug auf den von ihnen ausgedrückten Gedanken nicht über den Sinn der Ausdrücke bestimmt werden.

Aber Frege ist für seinen Gedankengang nicht darauf angewiesen ein Kriterium für die Identität von Gedanken zu liefern. Frege formuliert eine Bedeutungstheorie, wonach unter anderem die Bedeutung eines Satzes sein Wahrheitswert ist und welche sich auf das Substitutionsprinzip stützt. Konstrukte wie die indirekte Rede scheinen zu einem Widerspruch zwischen diesen Annahmen zu führen. Frege zeigt nun, dass dieser Widerspruch nicht auftaucht, weil die Bedeutung eines Satzes innerhalb eines solchen Konstruktes eine andere ist. Es genügt, wenn er sagen kann, dass es möglich ist, dass zwei Sätze zwar den gleichen Gedanken, nicht aber den gleichen Sinn haben. Wenn er dann die Bedeutung innerhalb einer bestimmten Satzkonstruktion als den Sinn bezeichnet, kann er damit erklären, dass dies zu einer Veränderung der Gesamtbedeutung führt.⁵

Frege stösst im Zusammenhang mit der Erarbeitung seiner Bedeutungstheorie auf das Phänomen der semantischen Opakheit in bestimmten Satzkonstruktionen. Damit dieses

⁵Wenn dies zugegeben wird, bietet sich ein pragmatisches Kriterium sowohl für die Identität der Sinne von Eigennamen wie auch von Sätzen. Dass die Ersetzung von äquivalenten Sätzen innerhalb der indirekten Rede manchmal zu einer Veränderung der Bedeutung führt, ist eine Feststellung über die sprachliche Praxis - diese Feststellung war die Basis für das Problem, welches Frege zu lösen versucht. Wenn nun die Bedeutung eines Satzes innerhalb dieser Konstruktion sein Sinn ist, so ergibt sich sofort ein Kriterium für Sinnlichkeit: Zwei Sätze haben den gleichen Sinn, wenn sie innerhalb von intensionale Kontext erzeugenden Konstruktionen ohne Bedeutungsveränderung - also *salva veritate* - ersetzt werden können. Und daraus folgt ein Kriterium für die Identität der Sinne von Eigennamen: zwei Eigennamen haben den gleichen Sinn, wenn eine Ersetzung des einen durch den anderen innerhalb eines Satzes dessen Sinn nicht verändert. Bei diesem Ansatz wird das Kompositionalitätsprinzip durch die Anwendung eines *Kontextprinzips* ergänzt, wonach sich die Bedeutung eines Teils aus der Bedeutung der Gesamtheit ergibt. Frege vertritt beide Prinzipien. Zu einem allfälligen Spannungsverhältnis zwischen den beiden Prinzipien sowie einem Versöhnungsvorschlag siehe Basile und Röd 2014, 203.

Phänomen kein Problem für seine Konzeption der Satzbedeutung darstellt, konstruiert er die Bedeutung eines Satzes innerhalb bestimmter Satzkonstruktionen als deren Sinn. Davidson kritisiert Freges Lösungsansatz und entwickelt einen alternativen Vorschlag.

3.1.2 Davidsons parataktische Analyse

Davidson (Davidson 1975, 165-167; Davidson 1976b, 175-179; Davidson 1977a; Davidson 1977c, 207-208; vgl. auch Glüer 2011, 52-62) kritisiert die Lösung Freges, weil diese mit dem von ihm vertretenen *Prinzip der Autonomie der Bedeutung* (Davidson 1979, 113; Davidson 1978b, 259; Davidson 1981, 274) im Widerspruch steht. Ein Ausdruck oder ein Satz kann zu sehr unterschiedlichen kommunikativen Zwecken verwendet werden. Wenn dies einen Einfluss auf die Bedeutung des Ausdrucks hat - also die Semantik von der Pragmatik abhängt - dann hat jeder einzelne Ausdruck und jeder einzelne Satz eine unbegrenzte Anzahl unterschiedlicher Bedeutungen. Dies widerspricht der für eine kompositionale Semantik grundlegenden Forderung nach der Begrenztheit des Repertoires bedeutungsvoller sprachlicher Einheiten. Insofern Davidson eine solche Semantik vertritt, ist er auf die Annahme des Prinzips der Autonomie der Bedeutung verpflichtet. Davidson (Davidson 1977a, 99) sieht in Freges Vorschlag für den Umgang mit Konstruktionen, welche zu semantischer Opakheit führen, einen Widerspruch zu diesem Prinzip. Nach Freges Vorschlag hat innerhalb der Aussage ‚Jones sagte, dass p ‘ der Satz p ungerade Bedeutung, während p für sich allein geäußert die gewöhnliche Bedeutung hat. Der gleiche Satz p hat je nach Kontext seiner Äusserung eine andere Bedeutung. Dies wird noch drastischer, wenn berücksichtigt wird, dass die Konstruktionen, welche zu semantischer Opakheit führen, mehrfach angewendet werden können: ‚June sagte, dass Jones sagte, dass p ‘, ‚Jim sagte, dass June sagte, dass Jones sagte, dass p ‘. Die Reihe kann unbegrenzt fortgeführt werden und jedesmal hat p eine andere Bedeutung.⁶ Es gibt unendlich viele Kontexte, in welchen p jeweils eine andere Bedeutung hat - die Autonomie der Bedeutung ist verletzt - und dies ist nach Davidson nicht haltbar:

If we could recover our pre-Fregean semantic innocence, I think it would seem to us plainly incredible that the words ‚The earth moves‘, uttered after the words ‚Galileo said that‘, mean anything different, or refer to anything else, than is their wont when they come in other environments. (Davidson 1977a, 108)

Nach Davidson gibt es nur zwei mögliche Wege für den Umgang mit semantischer Opakheit bzw. dem Problem, dass die Ersetzung bedeutungsgleicher Teile zu einer Änderung der Gesamtbedeutung führt: Entweder wird eine Anpassung an der Bedeutung der Teilausdrücke vorgenommen oder daran, wie die Teilausdrücke zur Gesamtbedeutung beitragen (Davidson 1977a, 94). Frege beging den ersten Weg, folglich muss Davidsons Alternative im zweiten liegen. Für Davidson bedeutet das, dass die logische Form von Sätzen der Art ‚Jill sagte, dass ...‘ anders ist als bisher angenommen. Nach Davidsons *parataktischer Analyse* ist die logische Form einer Aussage der Form:

⁶Auf das Regressproblem macht Glüer (Glüer 2011, 59) aufmerksam, bei Davidson selbst finden sich keine Hinweise darauf.

- i. Joyce sagte, dass der Morgenstern ein Planet ist.

nicht ein Satz, sondern zwei Sätze sind:

- ia. Der Morgenstern ist ein Planet.
- ib. Joyce sagte das.

Der Ausdruck ‚das‘ in ib. ist ein indexikalischer Ausdruck, welcher sich auf die Äusserung des Satzes ia. bezieht. Die parataktische Analyse von:

- i'. Joyce sagte, dass der Morgenstern ein Planet ist.

ist hingegen:

- ia'. Der Abendstern ist ein Planet.
- ib'. Joyce sagte das.

Die Ersetzung von ‚Morgenstern‘ durch ‚Abendstern‘ hat nur eine Veränderung des ersten Satzes der Analyse zur Folge. Da der zweite Satz aber auf die Äusserung des ersten Satzes Bezug nimmt, verändert sich dadurch das Referenzobjekt. Während es in Bezug auf ia. wahr war, dass Joyce dies sagte, so muss das nicht wahr sein in Bezug auf ia'.

Bei der parataktischen Analyse wird die indirekte Rede in zwei Teilsätze zerlegt, wobei es sich bei einem um eine Äusserung handelt. Der zweite Satz nimmt auf diese Äusserung Bezug, indem von einer Sprecherin behauptet wird, dass sie ebendiese geäussert hat. Die indirekte Rede wird auf eine Konstruktion zurückgeführt, die der direkten Rede sehr nahe kommt. Entsprechend ist es nachvollziehbar, dass eine Veränderung im Äusserungssatz nur sehr eingeschränkt möglich ist. Aber eine zu grosse Nähe zur direkten Rede und ein damit verbundenes zu restriktives Festhalten am originalen Wortlaut wird der indirekten Rede nicht gerecht, wie die Wiedergabe einer Äusserung in einer anderen Sprache deutlich macht. Galileo sagte: ‚Eppur si muove.‘ Dies kann in indirekter Rede wiedergegeben werden als ‚Galileo sagte, dass sich die Erde bewegt.‘ Der Äusserungssatz in der parataktischen Analyse entspricht dabei nicht dem von Galileo geäusserten Satz:

- ia. Die Erde bewegt sich.
- ib. Galileo sagte das.

Um dieses erlaubte Mass der Abweichung von der ursprünglichen Formulierung zu beschreiben, führt Davidson den Begriff *same-saying*⁷ ein:

⁷Als Hauptproblem der parataktischen Analyse bezeichnen Kritikerinnen eine gewisse Zirkularität, welche dadurch entsteht, dass nicht angegeben werden kann, wann zwei Sätze synonym sind und somit die Wahrheit einer Bezugnahme nicht ändern würde. Wer Davidson in dieser Angelegenheit Zirkularität vorwirft, wird sich mit dem Begriff des Same-Sayings als Vorschlag für eine Lösung dieses Problems nicht zufriedengeben und fragen, wann es sich um ein Same-Saying handelt. Diesen allgemeinen Zirkularitätsvorwurf entkräftet aber Gluer (Gluer 2011, 61) mit dem Hinweis darauf, dass für Davidson die Synonymität durch die Interpretationstheorie gegeben ist. Alternativ könnte diese Zirkularität mit einem pragmatischen Ansatz auf analoge Weise aufgelöst werden, wie ich dies in Bezug auf Frege formuliert habe. Ausgangslage für Davidson ist die Feststellung der Nicht-Substituierbarkeit bei Formulierungen einer bestimmten Struktur. Davidson kann zeigen, dass dies nicht gegen das Substitutionsprinzip verstösst, weil der geänderte Satz kein semantischer Bestandteil des Satzes ist, dessen Wahrheitswert ändert. Da nicht jede Ersetzung zu einer Änderung des Wahrheitswertes führt, gibt es einen Unterschied zwischen Sätzen, welche zu einer Änderung führen und anderen. Aber Davidson muss kein Kriterium für diese Unterscheidung angeben, welches unabhängig vom Problem der Substituierbarkeit formuliert werden kann. Vielmehr könnte er die Möglichkeit der Substitution *salva veritate* als Kriterium für die Synonymität verwenden: Zwei Sätze *x* und *y* sind dann synonym, wenn ‚*P* sagte, dass *x*‘ und ‚*P* sagte, dass *y*‘ äquivalent sind.

The idea [...] is that of *same-saying*: when I say that Galileo said that the earth moves, I represent Galileo and myself as samesayers. (Davidson 1977a, 104)

Die Ersetzung innerhalb der indirekten Rede ist dann erlaubt, wenn es sich bei den Äusserungssätzen der parataktischen Analysen vor und nach der Ersetzung um ein Same-Saying handelt. Dies ist der Fall für ‚die Erde bewegt sich‘ und ‚Eppur si muove‘, nicht aber für ‚der Morgenstern ist ein Planet‘ und ‚der Abendstern ist ein Planet‘.

Im Unterschied zu Freges Lösungsvorschlag für den Umgang mit semantisch opaken Sätzen, führt die parataktische Analyse nicht zur Annahme, dass Elemente innerhalb der indirekten Rede eine andere Bedeutung haben, als diese Elemente für sich allein hätten. Der Ausdruck ‚das‘ in *ib.* ist ein indexikalischer Ausdruck, welcher sich auf die Äusserung des Satzes *ia.* bezieht. Auf semantischer Ebene sind die beiden Sätze voneinander unabhängig, weder führt eine Änderung in *ia.* zu einer Veränderung der Bedeutung von *ib.*, noch umgekehrt. Die Ersetzung des Ausdrucks ‚Morgenstern‘ zu ‚Abendstern‘ führt dazu, dass *ib.* falsch ist, aber das ist nicht eine Veränderung der Bedeutung von *ib.*, sondern von dem, worauf sich der Satz bezieht. Wenn ich ein mit ‚Adrian Häfliger‘ beschriftetes Namensschild meinem Nachbarn anhänge, so wird die damit gemachte Aussage ebenfalls falsch. Aber die Bedeutung des Namensschildes hat sich nicht geändert. Bei der Ersetzung von ‚Morgenstern‘ zu ‚Abendstern‘ bleibt die Bedeutung von *ib.* erhalten, das Substitutionsprinzip ist nicht verletzt. Wenn es zu einer Veränderung in *ib.* kommt, ist dies eine Veränderung im Wahrheitswert eines anderen Satzes, der auf die Äusserung des ersten Bezug nimmt, die Bedeutung dieses Satzes ist aber kein Konstituent der Bedeutung von *ib.*:

The appearance of failure of the laws of extensional substitution is explained as due to our mistaking what are really two sentences for one: we make substitutions in one sentence, but it is the other (the utterance of) which changes in truth. (Davidson 1977a, 107)

Bei der Ersetzung eines Ausdrucks durch einen dazu koextensionalen im Nebensatz von *i.* kommt es nicht zu einer Änderung des Wahrheitswertes von *ia.*, hier gibt es keinen Verstoss gegen das Substitutionsprinzip. Eine Veränderung gibt es im Wahrheitswert von *ii.*, dies ist aber dadurch zu begründen, dass *ii.* den indexikalischen Ausdruck ‚das‘ enthält, welcher auf *ia.* Bezug nimmt, eine Veränderung des Bezugsobjektes führt entsprechend zu einer Änderung der Wahrheit. Dies ist aber kein Verstoss gegen das Substitutionsprinzip, da die beiden Aussagen semantisch voneinander unabhängig sind.

Mit diesem Vorschlag kann sowohl das Substitutionsprinzip wie auch das Prinzip der Autonomie der Bedeutung erhalten werden. Die Wörter, welche die Äusserung ‚Der Morgenstern ist die Venus‘ ergeben, haben für sich allein geäussert die gleiche Bedeutung wie als Teil der Konstruktion ‚Jenna sagte, der Morgenstern ist die Venus‘. Eine Ersetzung von ‚Morgenstern‘ durch ‚Abendstern‘ führt dazu, dass der Wahrheitswert des Gesamtsatzes ändert, aber diese Änderung im Wahrheitswert ist nicht darauf zurückzuführen, dass sich die Bedeutung eines Satzteiles änderte, sondern weil sich dessen Formulierung änderte und der Gesamtsatz auf diese Bezug nimmt.⁸

⁸Anders als bei Frege, enthält nach Davidsons Lösungsvorschlag eine derartige Konstruktion keinen

Davidson schlägt eine andere Lösung vor als Frege. Es handelt sich aber um eine Lösung für dasselbe Problem: Formulierungen wie ‚... sagte, dass ...‘ führen dazu, dass die gängigen Regeln für die Substitution korreferentieller Ausdrücke zusammenbrechen; derartige Formulierungen führen zu semantischer Opakheit. Soweit handelt es sich um ein sprachliches Phänomen im Zusammenhang mit der indirekten Rede und der Zusammenhang zum Intensionalitätsargument ist noch nicht ersichtlich. Im verbleibenden Teil dieses Unterkapitels (3.1.3, 3.1.4) wird dieser Zusammenhang näher untersucht. Es wird sich zeigen, dass der Übergang von der Bearbeitung eines sprachlichen Phänomens zum metaphysischen Problem des Vorhandenseins von Gedanken weder bei Frege noch bei Davidson in einer Art ausgearbeitet ist, der Davidson die Verwendung semantischer Opakheit für das Intensionalitätsargument gestatten würde.

3.1.3 Semantische Opakheit in der Zuschreibung propositionaler Einstellungen

Die Wiedergabe einer Äußerung in indirekter Rede ist keine Zuschreibung einer propositionalen Einstellung. Das Intensionalitätsargument für eine lingualistische Position bezieht sich aber auf die Zuschreibung propositionaler Einstellungen. Es sei eine Eigenschaft von Zuschreibungen propositionaler Einstellungen, dass diese semantisch opak sind, semantische Opakheit kann aber nur im Zusammenhang mit sprachfähigen Wesen entstehen, weswegen nur sprachfähigen Wesen propositionale Einstellungen zugeschrieben werden können. Ein analoges Argument für Fälle indirekter Rede wäre absurd: Die Wiedergabe einer Äußerung in indirekter Rede führt zu semantischer Opakheit, semantische Opakheit kann nur im Zusammenhang mit sprachfähigen Wesen entstehen, weswegen nur die Äußerungen sprachfähiger Wesen in indirekter Rede wiedergegeben werden können. Um aber überhaupt Anlass für die Wiedergabe in indirekter Rede zu liefern, muss ein Wesen sprechen können. Somit zeigt das Argument, dass nur sprechen kann, wer sprechen kann und damit nichts.⁹ Für ein echtes Argument muss das Phänomen der semantischen Opakheit

Bestandteil, dessen Bedeutung ein Sinn ist. Entsprechend ist die Bezeichnung ‚intensionaler Kontext‘ im Zusammenhang mit Davidson streng genommen nicht angebracht. Weiterhin angebracht ist es hingegen von semantischer Opakheit zu sprechen, zumindest wenn die Lesart entsprechend angepasst wird: Indirekte-Rede-Sätze haben die Eigenschaft, dass sie an der Oberfläche dazu einladen, gewisse Ersetzungen zu machen, welche gegen das Substitutionsprinzip verstossen. Opak oder unklar ist hier aber nicht die Bedeutung, sondern die logische Form einer Äußerung. ‚Semantisch‘ in der Bezeichnung ‚semantisch opak‘ muss also im Zusammenhang mit Davidson in einem weiten Sinn verstanden werden, der die logische Form ebenfalls zur Semantik zählt.

⁹Ein nicht absurdes analoges Argument könnte jedoch für *bedeutungsvolle* Äußerungen konstruiert werden, wenn nicht bereits davon ausgegangen wird, dass jede Äußerung bedeutungsvoll ist: dieses Argument könnte dann dazu verwendet werden, Äußerungen von Wesen als nicht-bedeutungsvoll auszuschliessen, dann nämlich, wenn der Versuch, die Äußerung in indirekter Rede wiederzugeben nicht zu semantischer Opakheit führte. Ein Hund bellt am Fuss eines Baums, wir fragen uns, was er damit sagt. Aus unseren Beobachtungen kommen wir zum Schluss, dass sein Bellen bedeutet: ‚Die Katze ist auf der alten Eiche.‘ Es kann aber nicht unterschieden werden zwischen ‚Der Hund sagte, die Katze sei auf der Eiche‘ und ‚Der Hund sagte, das von ihm gejagte Ding sei auf der Eiche.‘ Keine Ersetzung eines Ausdrucks durch einen dazu koextensionalen könnte dazu führen, dass der eine Satz wahr, der andere aber falsch ist. Es entsteht keine semantische Opakheit. Daraus könnte geschlossen werden, dass es sich nicht um eine bedeutungsvolle Äußerung handelt: Der Hund hat gar nichts gesagt. Ein solches Argument wäre im Einklang mit Davidsons Auffassung über das Zusammenspiel von Bedeutung, Absicht und Überzeugung (Davidson 1973b;

von indirekter Rede auf propositionale Einstellungen übertragen werden.

Nach Frege führen auch Zuschreibungen propositionaler Einstellungen zu semantischer Opakheit. Er nennt eine Reihe von Formulierungen, welche wir als Zuschreibungen propositionaler Einstellungen bezeichnen würden, bei welchen es der Fall ist, dass die Ersetzung eines Ausdrucks durch einen dazu ko-extensionalen gegen das Substitutionsprinzip verstossen würde und für welche deshalb angenommen werden muss, dass der auf ‚dass‘ folgende Teilsatz ungerade Bedeutung hat.¹⁰

- ii. Sie meint, dass ...
- iii. Sie ist überzeugt, dass ...
- iv. Sie glaubt, dass ...
- v. Es scheint mir, dass ...
- vi. Sie freut sich, dass ...
- vii. Sie bedauert, dass ...
- viii. Sie hofft, dass ...
- ix. Sie fürchtet, dass ...
- x. Sie schliesst aus, dass ...
- xi. Sie zweifelt, ob ...

Im Zusammenhang mit der Zuschreibung propositionaler Einstellungen kommt es nach Frege zu semantischer Opakheit. Aber Frege unterscheidet diese Formulierungen nicht von einer Vielzahl weiterer Formulierungen, bei welchen es ebenfalls zu semantischer Opakheit kommt:

- xii. Sie hört, dass ...
- xiii. Sie schliesst, dass ...
- xiv. Sie tut etwas, damit ...
- xv. Sie befiehlt, dass ...
- xvi. Sie bittet, dass ...
- xvii. Sie verbietet, dass ...
- xviii. Sie billigt, dass ...
- xix. Sie tadelt, dass ...
- xx. Sie weiss nicht, was ...

Davidson 1974a; Davidson 1983, 147). Und der Konklusion würde er ebenfalls zustimmen. Wer hingegen die Möglichkeit, auch nicht menschlichen Tieren bedeutungsvolle Äusserungen zuschreiben zu können gegen dieses Argument verteidigen möchte, könnte dies grundsätzlich auf drei Arten tun: i. zeigen, dass es auch in solchen Fällen zu semantischer Opakheit kommt, oder ii. verneinen, dass semantische Opakheit eine Eigenschaft der Wiedergabe jeder bedeutungsvollen Äusserung in indirekter Rede ist, oder iii. verneinen, dass jede bedeutungsvolle Äusserung in indirekter Rede wiedergegeben werden kann.

¹⁰Frege formuliert diese nicht als Aufzählung, sondern verstreut über den Aufsatz. Ich habe diese zusammengetragen und teilweise in der Formulierung leicht angepasst, so dass sie alle eine ähnliche Form aufweisen. Frege nennt diese Formulierungen klar als Beispiele und es ist deshalb klar, dass es sich dabei nicht um eine erschöpfende Aufzählung handelt.

Es sind sehr unterschiedliche Formulierungen, welche nach Frege zu semantischer Opakheit führen. Oberflächengrammatikalisch teilen sie die Form *Verb, dass ...*. Diese geteilte grammatikalische Form ist aber nicht hinreichend dafür, dass eine Formulierung semantische Opakheit aufweist. Beispielsweise kann in ‚es ist eine Tatsache, dass p ‘ und ‚ x ist die Ursache dafür, dass p ‘ der Nebensatz p salva veritate durch beliebige zu p äquivalente Sätze ersetzt werden.¹¹ Frege nennt kein Kriterium, welches die Sätze, welche zu semantischer Opakheit führen von anderen unterscheiden liesse. Da er sich bei der Behandlung dieses Themas ausschliesslich mit Fällen der indirekten Rede befasst, kann angenommen werden, dass eine gewisse Nähe zur indirekten Rede entscheidend ist. Tatsächlich lassen sich alle in der Liste aufgeführten Formulierungen auf mehr oder weniger natürliche Art als Wiedergaben einer Rede oder zumindest einer hypothetischen Rede in indirekter Rede umformulieren. Beispielsweise

- ii. Sie meint, dass ... \rightarrow Sie sagt, dass ...
- iii. Sie ist überzeugt, dass ... \rightarrow Würde sie gefragt, sagte sie, dass ...
- vi. Sie freut sich, dass ... \rightarrow Sie sagt, sie freue sich, dass ...
- xi. Sie zweifelt, ob ... \rightarrow Sie sagt, sie sei nicht sicher, dass ...

Eine analoge Umwandlung in eine indirekte Rede ist hingegen weder für ‚es ist eine Tatsache, dass p ‘ noch für ‚ x ist die Ursache dafür, dass p ‘ möglich. Es fehlt ein potentieller Sprecher, dem eine fiktive Äusserung zugeschrieben werden kann.

Dafür, dass die Nähe zur indirekten Rede für Frege entscheidend ist, spricht auch die Tatsache, dass er das Entstehen der semantischen Opakheit für die aufgeführten Formulierungen ii. bis xx. nicht untersucht und keine Erklärung dafür liefert, *weshalb* es zur semantischen Opakheit kommt.¹² Für die indirekte Rede ist der Ursprung die Quelle der

¹¹Und nach Frege ebenfalls von Fällen wie der indirekten Rede zu unterscheiden sind Konstruktionen mit Verben wie ‚wissen‘, ‚erkennen‘ und ‚wähnen‘ (Frege 1892, 52), (was aber für die jeweilige Negation nicht gilt, bspw. ‚sie weiss nicht, dass ...‘). Aus ‚sie weiss, dass der Morgenstern ein Planet ist‘ folgt nicht ‚sie weiss, dass der Abendstern ein Planet ist‘, das heisst, auch die mit diesen Verben konstruierten Sätze sind nicht rein extensional. Jedoch folgt ‚der Morgenstern ist ein Planet‘, woraus wiederum folgt ‚der Abendstern ist ein Planet‘. Somit weisen die mit diesen Verben konstruierten Sätze eine Form der Extensionalität auf, welche für die der indirekten Rede ähnlichen Sätzen nicht gilt. Nach Freges Analyse (Frege 1892, 61-64) drücken diese Sätze zwei Gedanken aus, welche in einer genaueren Analyse mit zwei verschiedenen Sätzen formuliert werden. Dabei ist der eine Satz semantisch opak und die Bedeutung des Nebensatzes ist ein Gedanke, während beim anderen Satz nur die normale Bedeutung vorkommt: ‚Sie weiss, dass der Morgenstern ein Planet ist‘ drückt zwei Gedanken aus, welche mit den Sätzen ‚i. sie glaubt, dass Morgenstern ein Planet ist‘ und ‚ii. der Morgenstern ist ein Planet‘ wiedergegeben werden können; der Nebensatz in i. hat ungerade Bedeutung, während ii. die normale Bedeutung hat. Diese Analyse erklärt, weshalb solche Sätze einem Grenzbereich zwischen intensionalen und extensionalen Sätzen zugehören, indem sie zeigt, dass diese eigentlich zwei Sätze sind. Diese Analyse weist somit eine Ähnlichkeit zu Davidsons parataktischer Analyse auf.

¹²Eine Ausnahme bilden Formulierungen, welche Ursachen für Gefühlszustände oder Handlungen angeben (Frege 1892, 52-53). Mit ‚Ich freue mich, dass es morgen schneien wird‘ wird die Ursache für meinen Gefühlszustand angegeben. Die Ursache für mein Gefühl ist jedoch nicht der Schnee, sondern meine Überzeugung, dass es schneien wird. Der Wahrheitswert der Überzeugungszuschreibung hängt nicht von der Wahrheit des Überzeugungsinhaltes ab, sondern davon, ob ich diese Überzeugung habe. Entsprechend kommt es zu einer Einschränkung der Substituierbarkeit, denn ‚Ich freue mich, dass es morgen kalt sein wird‘ könnte falsch sein, obwohl ‚es wird kalt‘ ‚es wird schneien‘ folgt. Deshalb muss die Bedeutung des Nebensatzes, welche die Ursache für meinen Gefühlszustand nennt, der Sinn des Nebensatzes sein. Und

semantischen Opakheit ersichtlich: Wenn jemand etwas sagt, genügt es in vielen Kontexten nicht, das Gesagte extensional korrekt wiederzugeben. Insofern die aufgeführten Formulierungen sich als Fälle von indirekter Rede umformulieren lassen, überträgt sich die semantische Opakheit ebenfalls auf diese.

Semantische Opakheit ist in erster Linie ein Phänomen im Zusammenhang mit indirekter Rede, welches sich auf andere Formulierungen mit einer gewissen Nähe zur indirekten Rede überträgt. Dies gilt insbesondere auch für Zuschreibungen propositionaler Einstellungen. Wenn nach dieser Auffassung ‚Jane glaubt, dass der Abendstern ein Planet ist‘ semantisch opak ist, dann deshalb, weil dies als gleichbedeutend mit ‚Würde Jane gefragt, sagte sie, der Abendstern sei ein Planet.‘ Aus der semantischen Opakheit dieser Formulierung leitet sich ab, dass auch die erste semantisch opak ist. Die semantische Opakheit in der Zuschreibung der propositionalen Einstellung verweist aber bereits auf Janes Fähigkeit, ihren Gedanken sprachlich zu fassen und mitzuteilen. Die semantische Opakheit der Zuschreibung einer propositionalen Einstellung an ein Wesen bedingt, dass es sich um ein sprechendes Wesen handelt. Wenn auf dieser Grundlage das Intensionalitätsargument mit einer lingualistischen Konklusion formuliert wird, so wird dabei gesagt, dass sprachlose Wesen nicht in der Lage sind zu denken, weil sie nicht sprechen können. Die als Kriterium genannte Eigenschaft verweist aber direkt auf die Fähigkeit zu sprechen, was das Argument zu einer *Petitio Principii* machen würde. Die als Test für die Fähigkeit zu denken vorgeschlagene Eigenschaft ist ein Kriterium für den Besitz von Sprache, nicht aber von Denken. Oder um dieser ungültigen Argumentform zu entkommen, muss die Konklusion eingeschränkt werden auf propositionale Einstellungen, welche sprachlich ausgedrückt werden können. Dann aber ist es nichtssagend, weil damit nicht mehr ausgesagt wird, dass nur sprachfähige Wesen ihre Gedanken sprachlich ausdrücken können.

Frege nennt andere Formulierungen, welche ebenfalls zu semantischer Opakheit führen. Aber er gibt keinerlei Hinweis darauf, wie sich diese Formulierungen von anderen unterscheiden, es kann aber bei allen eine gewisse Nähe zur indirekten Rede festgestellt werden. Zudem erläutert Frege nur für die indirekte Rede, wieso es zur semantischen Opakheit kommt, so dass angenommen werden kann, dass er für die anderen Phänomene eine daran angelehnte Erklärung für das Entstehen der semantischen Opakheit erkennt. Dies gilt auch für Zuschreibungen propositionaler Einstellungen. In der Behandlung Freges ist die Zuschreibung einer propositionalen Einstellung an ein Wesen deshalb semantisch opak, weil es die Wiedergabe einer fiktiven Äusserung dieses Wesens mit dem Inhalt der propositionalen Einstellung ebenfalls semantisch opak wäre. In Bezug auf das Intensionalitätsargument ist dies nicht hilfreich. Wenn die semantische Opakheit von der Möglichkeit der Umformulierung in einen Fall der indirekten Rede erfordert, kann darauf kein gültiges und sinnvolles Argument für den Lingualismus entwickelt werden. Wie sieht dies bei Davidson aus?

dies scheint in ähnlicher Form auch für Handlungserklärungen zu gelten: „Die Adverbsätze des Zwecks mit ‚damit‘ gehören auch hierher; denn offenbar ist der Zweck ein Gedanke; daher ungerade Bedeutung der Worte, Konjunktiv.“ Was heisst es, dass der Zweck ein Gedanke ist? Dies kann so verstanden werden, dass Frege damit zum Ausdruck bringt, dass für ein begründetes und deshalb mit einer damit-Konstruktion beschriebens Tun - eine Handlung -, bestimmend ist, wie dieser Zweck beschrieben wird. Das gleiche Tun kann unterschiedliche Handlungen sein, je nachdem was als ihr Grund angegeben wird. Die hier vorgeschlagene Lesart dieser Stelle ist offensichtlich stark durch Davidsons Handlungstheorie geprägt. Zu zeigen, dass diese korrekt ist und dass Frege mit Recht als Vorläufer von Davidsons Handlungstheorie gelesen werden kann, bedürfte der Begründung.

3.1.4 Parataktische Analyse propositionaler Einstellungen

Der Titel des Aufsatzes, in welchem Davidson die parataktische Analyse einführt, ist zweideutig: Abhängig von der Betonung kann „On Saying That“ gelesen werden als ‚On: Saying, that‘, oder als: ‚On saying: that‘. Nach der ersten Lesart geht es um die indirekte Rede, welche mit dem Ausdruck ‚sagen, dass‘ beschrieben wird. Nach der zweiten Lesart geht es allgemeiner um das ‚Dass-Sagen‘, und somit um alle Konstruktionen, welche ein ‚..., dass‘ enthalten. Welches die von Davidson gemeinte Lesart ist, lässt sich nicht entscheiden. Denn einerseits behandelt er im Aufsatz ausschliesslich den Fall der indirekten Rede, was für die erste Lesart spricht. Andererseits formuliert er in der Einleitung des Aufsatzes den Anspruch an diesen in einer Art, welche ganz klar für die zweite Lesart spricht:

Here we have, I suggest, the key to a correct analysis of indirect discourse, an analysis that opens a lead to a correct analysis of psychological sentences generally (sentences about propositional attitudes, so-called), and even, though this looks beyond anything to be discussed in the present paper, a clue to what distinguishes psychological concepts from others. (Davidson 1977a, 93)

Es geht nach dieser Aussage um deutlich mehr als nur um eine Analyse eines Problems in Zusammenhang mit der indirekten Rede. Diese Aussage bietet aber auch schon den Hinweis für eine wohlwollende Interpretation, indem angenommen wird, dass Davidson gleichsam beide Lesarten meint und somit zwei verschiedene, jedoch eng miteinander verbundene Projekte verfolgt. Ein Projekt ist es, eine Lösung für das Problem der semantischen Opakheit bei der indirekten Rede zu formulieren (d.h. die Alternative zu Freges Lösungsvorschlag für dasselbe Problem, d.h. die parataktische Analyse). Das zweite Projekt besteht in einer Analyse von Zuschreibungen propositionaler Einstellungen. Die beiden Projekte sind insofern miteinander verlinkt, als die Analyse und daran geknüpfte Lösung des ersten den Weg für die Analyse und Lösung des zweiten weisen soll. Und im zweiten Teil der zitierten Aussage stellt er den Zusammenhang zwischen diesem zweiten Projekt und dem konkreteren Thema dieser Arbeit her: Die Verwendung der semantischen Opakheit als Kriterium für propositionale Einstellungen. In der Folge versuche ich eine Brücke zu schlagen zwischen dem, was Davidson in „On Saying That“ tatsächlich liefert, der parataktischen Analyse für die indirekte Rede, und seiner Ankündigung, wonach diese Analyse auch den Schlüssel für die Analyse von Zuschreibungen propositionaler Einstellungen liefert. Danach werde ich diskutieren, ob die so entwickelte Analyse in der Lage ist, als Unterscheidungsmerkmal zu dienen.

Die Lösung Davidsons in Bezug auf die indirekte Rede besteht in der Analyse von:

1. Juna sagte, der Abendstern sei ein Planet.

als aus zwei Sätzen bestehend, nämlich:

- 1a. Der Abendstern ist ein Planet.
- 1b. Juna sagte das.

1b. nimmt Bezug auf die Äusserung von 1a., weshalb eine Veränderung des Wortlautes von 1a. zu einer Änderung des Wahrheitswertes führen kann. Damit zeigt diese Analyse, weshalb die Substitutionsregeln nicht gelten und die indirekte Rede zu semantischer Opakheit führt. Wie kann dies nun auf die Zuschreibung propositionaler Einstellungen angewandt werden?

Die Voraussetzung für das Intensionalitätsargument ist, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind. Dies wird damit begründet, dass die zwei Sätze 2 und 2' unterschiedliche Wahrheitswerte haben können, obwohl sie sich nur durch einen Namen unterscheiden, welche das gleiche Objekt benennt.

2. Judith glaubt, dass der Abendstern ein Planet ist.

2'. Judith glaubt, dass der Morgenstern ein Planet ist.

Die parataktische Analyse dieser Sätze muss die semantische Opakheit erklären können. Die oberflächengrammatikalische Form der indirekten Rede und der Zuschreibung propositionaler Einstellungen ist identisch. Deshalb können wir versuchen, die parataktische Analyse von jener direkt auf diese zu übertragen:

2a. Der Abendstern ist ein Planet.

2b. Judith glaubt das.

Aber funktioniert dieser Lösungsvorschlag? Bei der parataktischen Analyse der indirekten Rede hat sich der zweite Teilsatz auf die Äusserung des ersten bezogen. Mit Bezug auf diesen Satz wird von der Sprecherin behauptet, dass sie diesen geäussert hat. Das müsste hier heissen, dass Judith eine Äusserung glaubt. Aber wir glauben keine Äusserungen. Wenn schon glauben wir, dass eine Äusserung wahr ist. Dass wir glauben, dass eine Äusserung wahr ist, kann so beschrieben werden, dass wir unter geeigneten Umständen diese Äusserung ernsthaft machen würden. Die parataktische Analyse wäre dann:

2a. Der Abendstern ist ein Planet.

2b. Judith würde dies sagen.

Der indexikalische Ausdruck ‚dies‘ in 2b. bezieht sich auf die Äusserung von 2a. Wenn dies die korrekte Analyse von 2 ist, kann die semantische Opakheit erklärt werden. Die Ersetzung von ‚Abendstern‘ durch ‚Morgenstern‘ führt zu einer Veränderung des Äusserungssatzes, so dass es wahr sein kann, dass Judith die ursprüngliche Äusserung machen würde, nicht aber die zweite. Mit dieser Analyse wird auf analogem Weg wie für die indirekte Rede die semantische Opakheit bei Zuschreibungen propositionaler Einstellungen erklärt. Der Satz wird als aus zwei Sätzen bestehend analysiert. Der zweite Satz enthält einen indexikalischen Ausdruck, welchen auf den ersten Bezug nimmt. Der einzige Unterschied zur indirekten Rede ist, dass nicht behauptet wird, dass diese Äusserung gemacht wurde, sondern dass sie gemacht *würde*. Die Bezugnahme erfolgt auf eine fiktive Äusserung.

Dies setzt jedoch voraus, dass wir akzeptieren, dass es sich bei einer Überzeugung zu einer Einstellung zum Wahrheitswert einer Äusserung¹³, bzw. um das hypothetische

¹³Solche Einstellungen spielen für Davidson in der Radikalen Interpretation eine wichtige Rolle (Davidson 1973b, 135; Davidson 1974a, 170; Davidson 1975, 167-170).

Verhältnis zu einer fiktiven Äusserung handelt. Nach dieser Auffassung von propositionalen Einstellungen handelt es sich dabei wesentlich um eine sprachliche Tätigkeit. Dies könnte möglicherweise als terminologische Angelegenheit bezeichnet werden und eventuell erweist sich die Konstruktion des Begriffs propositionaler Einstellungen auf dieser Art als hilfreich. Als Basis für eine lingualistische Argumentation ist dies jedoch nicht möglich.

Das Intensionalitätsargument geht davon aus, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen an sprechende Wesen semantisch opak sind, während dies bei sprachlosen Wesen nicht der Fall ist. Daraus wird gefolgert, dass nur sprachfähige Wesen denken können. Wenn die parataktische Analyse erklären kann, wie die semantische Opakheit bei der Zuschreibung einer propositionalen Einstellung entsteht, kann dies diese lingualistische Schlussfolgerung unterstützen, insofern sie den Zusammenhang zum Denken herstellen könnte. Wenn propositionale Einstellungen bereits als Einstellung zu einer Äusserung konstruiert werden, ist klar, dass dies nur für sprachfähige Wesen möglich ist. Der gesuchte Zusammenhang zum Denken ist bereits in der der Analyse vorhergehenden Bestimmung einer propositionalen Einstellung als einer sprachlichen Beziehung hergestellt worden. Mit dieser Auffassung propositionaler Einstellungen kann erklärt werden, weshalb deren Zuschreibung semantisch opak sind. Wenn diese Auffassung jedoch die Basis für eine lingualistische Argumentation bilden soll, handelt es sich um eine *Petitio Principii*.

In „On Saying That“ (1977) geht Davidson nicht direkt auf die Anwendung der parataktischen Analyse von Überzeugungszuschreibungen ein. Einige Jahre später kommt er im Aufsatz „Thought and Talk“ (1975) auf die Anwendung der parataktischen Analyse auf Überzeugungszuschreibungen zu sprechen und stellt diese direkt in den Zusammenhang zur lingualistischen Argumentation. Zuerst schlägt Davidson dabei eine parataktische Analyse solcher Zuschreibungen vor, welche der soeben dargestellten entspricht und auf einer Auffassung von propositionalen Einstellungen als einer Beziehung zu einer fiktiven Aussage beruht. Dies würde die parataktische Analyse analog zu jener für indirekte Rede ermöglichen. Es würde aber auch die Basis für ein sehr direktes lingualistisches Argument liefern: Wenn der Besitz einer propositionalen Einstellung erfordert, dass eine Äusserung geäußert würde, so können nur sprachfähige Wesen propositionale Einstellungen besitzen:

If I affirm ‚Jones believes that snow is white‘, my utterance of ‚Snow is white‘ may have no actual utterance of Jones’s to imitate. Still, we could take the line that what I affirm is that Jones would be honestly speaking his mind were he to utter a sentence translating mine. Given some delicate assumptions about the conditions under which such a subjunctive conditional is true, we could conclude that only someone with a language could have a thought, since to have a thought would be to have a disposition to utter certain sentences with appropriate force under given circumstances. (Davidson 1975, 167)

Die Auffassung von propositionalen Einstellungen, welche dieser parataktischen Analyse zugrunde liegt, führt zu einem weitaus direkteren lingualistischen Argument als das Intensionalitätsargument. Wenn diese Auffassung korrekt ist, dann muss nicht zuerst gezeigt werden, dass die Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind und es braucht keine parataktische Analyse, um zu erklären, wie die semantische Opakheit entsteht. Aber - so fährt Davidson selbst fort - diese Auffassung selbst ist nicht begründet:

We could take this line, but unfortunately there seems no clear reason why we have to. We set out to find an argument to show that only creatures with speech have thoughts. What has just been outlined is not an argument, but a proposal, and a proposal we need not accept. The paratactic analysis of the logical form of attributions of attitude can get along without the mimic-theory of utterance. When I say, ‚Jones believes that snow is white‘ I describe Jones’s state of mind directly: it is indeed the state of mind someone is in who could honestly assert ‚Snow is white‘ if he spoke English, but that may be a state a languageless creature could also be in. (Davidson 1975, 167)

Die Auffassung über propositionale Einstellungen, welche die parataktische Analyse möglich machte und direkt zur lingualistischen Kokklusion führte, ist nicht begründet. Und sie ist nach Davidson insbesondere nicht dadurch zu begründen, dass sie eine solche parataktische Analyse ermöglicht. Denn eine parataktische Analyse ist auch ohne diese Auffassung möglich. Der Ansatz dazu liegt nach Davidson darin, die Fiktionalität der Äusserung noch weiter zu erhöhen. Wenn die Überzeugung eines Wesens zuvor darüber charakterisiert wurde, dass es unter gegebenen Umständen *eine bestimmte Äusserung machen würde*, was voraussetzte, dass es in der Lage ist, eine solche Äusserung zu machen und somit über eine Sprache verfügt, wird dies nun so charakterisiert, dass das Wesen *eine bestimmte Äusserung machen würde, falls es die Sprache, in welcher diese Äusserung formuliert ist, sprechen würde*. Dies setzt nicht mehr voraus, dass das Wesen tatsächlich über eine Sprache verfügt. Einen solchen Vorschlag für eine parataktische Analyse der Zuschreibung propositionaler Einstellungen führt Davidson nochmals einige Jahre später im Aufsatz „What is Present to the Mind?“ (1989)¹⁴ aus:

I have in the past suggested that we take the word ‚that‘ in such sentences as a demonstrative that picks out or refers to the next utterance of the speaker who is doing the attributing. The following gives the idea: Paul believes what I would believe if I were sincerely to assert what I say next.

The Koh-i-noor diamond is one of the crown jewels.

(Davidson 1989, 63, sein Einzug)

Nach diesem Vorschlag kann die parataktische Analyse von:

3. Paul glaubt, dass der Koh-i-noor Diamant ein Kronjuwel ist.

mit den beiden Sätzen 3a und 3b angegeben werden:

¹⁴Es ist zu bemerken, dass Davidson in diesem Aufsatz so prägnant wie an fast keiner anderen Stelle seine interpretationistische Position ausführt, indem er die Zuschreibung von Gedanken mit der Zuschreibung von Längen und Gewichten beim Messen vergleicht und damit deutlich eine Auffassung vom Haben von Gedanken als einem inneren Zugang zu einem Objekt kritisiert. Es ist jedoch diese Auffassung, welche ich als dem Intensionalitätsargument zugrundeliegend betrachte und welche ich kritisieren möchte. Es könnte deshalb vermutet werden, dass Davidson bei der Formulierung dieses Gedankens nicht an das Intensionalitätsargument und die lingualistische Argumentation insgesamt dachte. Für die Bemerkungen aus „Thought and Talk“, welche wie gezeigt ebenfalls in diese Richtung gingen, gilt dies allerdings nicht. In diesem Aufsatz vertritt er sehr dezidiert eine lingualistische Position und zumindest ansatzweise eine Form des Intensionalitätsargumentes (Davidson 1975, 156).

- 3a. Der Koh-i-noor Diamant ist ein Kronjuwel.
- 3b. Paul glaubt, was eine Interpretin glauben würde, würde sie dies sagen.

Der indexikalische Ausdruck ‚dies‘ in 3b bezieht sich auf die Äusserung von 3a. Damit wird keine direkte Bezugnahme von Paul zur Äusserung hergestellt. Pauls Verbindung zur Äusserung ist nur indirekt über die Interpretin gegeben. Paul muss über keine Sprache verfügen, um eine Überzeugung zu besitzen und diese von der Interpretin zugeschrieben zu erhalten. Diese Auffassung von einer propositionalen Einstellung könnte entsprechend als Basis eines nicht-zirkulären Intensionalitätsarguments für eine lingualistische Konklusion verwendet werden. Kann diese Analyse aber erklären, wieso die Zuschreibung der propositionalen Einstellung an Paul semantisch opak ist?

Die semantische Opakheit, welche es zu erklären gilt, ist die, dass es einen Unterschied im Wahrheitswert zwischen den beiden folgenden Zuschreibungen geben kann:

- 3. Paul glaubt, dass der Koh-i-noor Diamant ein Kronjuwel ist.
- 3'. Paul glaubt, dass der 109 karatige Diamant ein Kronjuwel ist.

Dieser Unterschied im Wahrheitswert kann bestehen, obwohl es sich beim einzigen 109 karatigen Diamanten um den Koh-i-noor Diamanten handelt und die beiden Aussagen somit äquivalent sind. Wenn die soeben dargestellte parataktische Analyse von 3 dies erklären können soll, so muss gezeigt werden, dass die Ersetzung von:

- 3a. Der Koh-i-noor Diamant ist ein Kronjuwel.

durch:

- 3a'. Der 109 karatige Diamant ist ein Kronjuwel.

dazu führt, dass dadurch das Bezugsobjekt von ‚dies‘ in 3b verändert wird und 3b falsch sein kann. Dies würde erklären, weshalb die Ersetzung der koextensionalen Ausdrücke von 3a zu 3b nicht *salva veritate* möglich ist. Die Bezugnahme auf die Äusserung von 3a bzw. 3a' erfolgt indirekt über die Interpretin. Die Ersetzung der Ausdrücke im Wechsel von 3a zu 3a' macht einen Unterschied, das ist darauf zurückzuführen, dass ein Unterschied im Wahrheitswert der beiden Zuschreibungen an die Interpretin bestehen kann:

- 4. Die Interpretin glaubt, dass der Koh-i-noor Diamant ein Kronjuwel ist.
- 4'. Die Interpretin glaubt, dass der 109 karatige Diamant ein Kronjuwel ist.

Diese semantische Opakheit von 4 kann erklärt werden, wenn die parataktische Analyse davon die folgende ist:

- 4a. Der Koh-i-noor Diamant ist ein Kronjuwel.
- 4b. Die Interpretin würde dies sagen.

Eine Ersetzung von 4a durch:

- 4a'. Der 109 karatige Diamant ist ein Kronjuwel.

würde das Referenzobjekt von 4b verändern, was zeigt, dass 4 und 4' unterschiedliche Wahrheitswerte haben können. Diese parataktische Analyse setzt voraus, dass die Interpretin sprechen kann. Das ist insofern unproblematisch, da dies von einer Interpretin angenommen werden darf. Aber im Zusammennhang mit der parataktischen Analyse von 3 ist dies nicht unproblematisch. Die semantische Opakheit von 3 kann nur dadurch begründet werden, dass dies auf eine Analyse von 4 zurückgeführt wird, welche wiederum davon ausgeht, dass es sich bei einer propositionalen Einstellung wesentlich um etwas Sprachliches geht. Das heisst: Die Erklärung der semantischen Opakheit der Zuschreibung der Überzeugungszuschreibung von Paul beruht auf der semantischen Opakheit der Zuschreibung an die Interpretin, welche ihrerseits davon ausgeht, dass die Interpretin eine Sprache sprechen können muss um dies zu glauben.

Während es bei der indirekten Rede immer etwas gibt, was gesagt worden ist und was die parataktische Analyse plausibel macht, so ist dies bei propositionalen Einstellungen nicht der Fall. Um die Erklärung der semantischen Opakheit von der indirekten Rede auf Zuschreibungen propositionaler Einstellungen zu übertragen, müssen propositionale Einstellungen auf eine Art aufgefasst werden, welche als Basis für eine lingualistische Argumentation unbrauchbar sind.

3.1.5 Fazit

Frege und Davidson formulieren einen Vorschlag, wie mit dem Phänomen der semantischen Opakheit umgegangen werden kann, so dass dieses das Kompositionalitätsprinzip nicht gefährdet. Die Behandlung der semantischen Opakheit bei Frege und Davidson ist einseitig auf die indirekte Rede fokussiert und lässt sich auf Zuschreibungen propositionaler Einstellungen nur insofern übertragen, als propositionale Einstellungen vom Wesen, welches diese besitzt, sprachlich ausgedrückt werden können. Dies ist keine mögliche Basis für die Formulierung eines Intensionalitätsargumentes für eine lingualistische Konklusion.

Somit gibt es keine befriedigende Erklärung für das Entstehen der semantischen Opakheit, welche im Zusammenhang einer lingualistischen Argumentation verwendet werden könnte. Dies macht das Intensionalitätsargument aber noch nicht unmöglich. Wenn festgestellt werden kann, dass die Zuschreibung propositionaler Einstellungen an sprachlose Wesen nicht zu semantischer Opakheit führt, die Zuschreibung an sprechende Wesen hingegen schon, dann kann diese Feststellung als solche trotzdem als Basis für eine Argumentation verwendet werden, insofern diese ohne eine Erklärung auskommen kann, wie dieses Phänomen entstanden ist. Im nächsten Kapitel untersuche ich, inwiefern ein solcher Ansatz auf der Basis von Chisholms Arbeiten ausgearbeitet werden kann.

3.2 Intentionalität

Die Untersuchung der Behandlung der semantischen Opakheit bei Frege und Davidson hat ergeben, dass diese nichts zur Stützung des Intensionalitätsargumentes beitragen können. Gesucht ist eine Begründung dafür, dass 1.) der Intensionalitätstest tatsächlich in der Lage ist, den Unterschied zwischen rationalen und anderen Wesen anzuzeigen und dass 2.) diese Grenze entlang der Unterscheidung zwischen sprechenden und nicht-sprechenden Wesen verlaufen wird. Die Untersuchungen Freges und Davidsons zur semantischen Opak-

heit helfen deshalb nicht zur Beantwortung dieser Fragen, weil sie sich stark auf den Fall der indirekten Rede fokussieren. Es fehlt ein Ansatz, wie die Beobachtungen zur indirekten Rede auf Zuschreibungen propositionaler Einstellungen übertragen werden können, so dass diese Untersuchungen wenig zum Verständnis der semantischen Opakheit bei der Zuschreibung propositionaler Einstellungen beitragen. Das Merkmal für Rationalität ist aber der Besitz propositionaler Einstellungen. Deshalb kann auf dieser Basis keine Antwort auf 1.) gegeben werden. Und eine Antwort auf 2.) ist ebenfalls nicht möglich, da diese Untersuchungen höchstens unter der Prämisse, dass deren Besitz eng an die Sprachfähigkeit geknüpft ist, zur Erklärung der semantischen Opakheit in der Zuschreibung propositionaler Einstellungen herangezogen werden kann. Dadurch wird das lingualistische Argument zu einer *Petitio Principii*. Dass diese Untersuchungen keine Antworten auf diese zwei Fragen lieferten, heisst nicht, dass diese nicht zu finden sind und es heisst auch nicht, dass diese nicht bei Davidson zu finden wären. In der Philosophie des Geistes spielen propositionale Einstellungen ebenfalls eine wichtige Rolle. In der Folge soll untersucht werden, was sich daraus im Hinblick auf die Anwendung des Intensionalitätstests für die Zuschreibung propositionaler Einstellungen ergibt.

3.2.1 Intensionale Bestimmung mentaler Ereignisse

Im für die Philosophie des Geistes zentralen Aufsatz ‚Mental Events‘ (1970) versucht Davidson drei Prinzipien, welche sich scheinbar widersprechen, miteinander zu versöhnen. Das eine Prinzip behauptet die Anomalie von mentalen Ereignissen: es gibt keine Gesetze, mit welchen mentale Ereignisse vorausgesagt oder erklärt werden können oder Erklärungen und Voraussagen ausgehend von mentalen Ereignissen gemacht werden können. Das zweite Prinzip behauptet, dass kausale Interaktionen zwischen mentalen und anderen Ereignissen bestehen. Das dritte Prinzip ist allgemeiner und bezieht sich nicht direkt auf mentale Ereignisse, sondern behauptet, dass in jedem Fall einer kausalen Interaktion zwischen zwei Ereignissen Gesetze bestehen, welche diese Ereignisse miteinander in Beziehung bringen und so Erklärungen und Voraussagen ermöglichen. Die drei Prinzipien scheinen sich zu widersprechen und doch hält Davidson alle drei Prinzipien für wahr. Deshalb möchte er zeigen, dass sie miteinander vereinbart werden können.

In einem ersten Teil beschreibt Davidson eine Version der Identitätstheorie, nach welcher die drei Prinzipien miteinander versöhnt werden können. Die Position nennt er *Anomalen Monismus*, welche gemäss einer einfachen Beschreibung darin besteht, dass sie materialistisch ist, insofern sie behauptet, dass alle mentalen Ereignisse physikalische Ereignisse sind, gleichzeitig aber die materialistischen Positionen inhärente Annahme der Möglichkeit der Erklärung mentaler Ereignisse mit rein physikalischem Vokabular widerspricht. Um diese auf den ersten Blick widersprüchlichen Ideen miteinander zu verbinden, bedarf es einer spezifischen Auffassung von Kausalität, von Gesetzen, von Erklärungen, von Ereignissen im Allgemeinen und mentalen Ereignissen im besonderen.

Mentale Ereignisse spielen die entscheidende Rolle. Es sind mentale Ereignisse, welche kausal wirksam sind und trotzdem nicht unter Gesetze fallen sollen. An den mentalen Ereignissen prallen die Prinzipien aufeinander, indem sie ihnen scheinbar widersprüchliche Rollen und Eigenschaften zuschreiben. Aber was sind mentale Ereignisse? Eine Antwort auf diese Frage ist ein wichtiger Bestandteil des Anomalen Monismus und die Möglichkeit,

die Position des Anomalen Monismus zu etablieren und die Prinzipien zu versöhnen hängt wesentlich davon ab, wie diese charakterisiert werden.

Mentale Ereignisse sind in erster Linie Ereignisse, Ereignisse wiederum sind unwiederholbare, datierbare Einzeldinge. Insonfern mentale Ereignisse Ereignisse sind, sind sie unwiederholbare und datierbare Einzeldinge. Ein Vulkanausbruch, die Geburt oder der Tod einer Person, die World Series von 1968 und die Äusserung der Wörter ‚You may fire when ready, Gridley‘ sind Ereignisse, aber sie sind keine mentalen Ereignisse. Um mentale Ereignisse handelt es sich hingegen bei Jims Überzeugung, dass ein bestimmter Vulkanausbruch für den Tod vieler Menschen verantwortlich war, bei Johns Freude über die Geburt seines Sohnes und seiner Trauer über den Tod seiner Mutter, bei Jacks Interesse für die World Series von 1968 und bei Commander George Deweys Absicht, mit den Worten ‚You may fire when ready, Gridley‘ die Schlacht gegen die Spanische Flotte in der Bucht vor Manila zu eröffnen. Intuitiv leuchtet diese Einteilung ein, was aber unterscheidet mentale Ereignisse von anderen?

Um eine Klasse von Dingen auszuzeichnen und von anderen Dingen abzugrenzen, wird üblicherweise versucht, eine Eigenschaft zu bestimmen, welche allen und nur jenen Dingen, welche der Klasse angehören sollen, zukommt. Davidson schlägt einen anderen Weg für die Abgrenzung mentaler Ereignisse vor, indem er diese über deren Beschreibung bestimmt. Es wird nicht nach einer diskriminierenden Eigenschaft der Ereignisse gesucht, sondern nach einer speziellen Eigenschaft, welche den Beschreibungen dieser Ereignisse zukommt: „Now we may say that an event is mental if and only if it has a mental description [...]“ (Davidson 1970b, 211) Ein Ereignis ist ein mentales Ereignis, wenn es mit Hilfe einer mentalen Beschreibung beschrieben werden kann. Diese Charakterisierung eines mentalen Ereignisses ist der Ausgangspunkt für Davidsons Ansatz zur Versöhnung der drei Prinzipien.

Da sich unterschiedliche Beschreibungen eindeutig auf das gleiche Ereignis beziehen können, gibt es die Möglichkeit von informativen Identitätsaussagen über Ereignisse mit unterschiedlichen Beschreibungen. Wenn es sich bei einer der beiden Beschreibungen um eine mentale handelt, dann handelt es sich um ein mentales Ereignis, wenn gleichzeitig die andere Beschreibung eine nicht-mentale ist, dann ist es ebenfalls ein nicht-mentales Ereignis. So ist es möglich, dass ein mentales Ereignis auch ein physikalisches Ereignis ist. Mentale und nicht mentale Ereignisse unterscheiden sich durch die Art ihrer Beschreibung, das heisst es ist eine intensionale Unterscheidung. Kausalbeziehungen hingegen sind extensional bestimmt, d.h. sie bestehen zwischen Ereignissen unabhängig von der Art ihrer Beschreibung. Deshalb können bei der Formulierung einer Kausalbeziehung mentale und nicht mentale Beschreibungen verwendet werden. Gesetzesartige Beziehungen zwischen Ereignissen wiederum bestehen auf der Ebene der Beschreibung und zwar nur für nicht-mentale Ereignisse. Deshalb kann es sein, dass ein mentales Ereignis zu einem nicht-mentalen Ereignis in kausaler Beziehung steht, was vom Prinzip der Kausalen Interaktion gefordert wird, aber in der Beschreibung als mentales Ereignis nicht unter ein Gesetz fällt, womit das Prinzip der Anomalie des Mentalen gesichert ist. Dieses Ereignis ist aber auch ein physikalisches Ereignis und kann entsprechend als physikalisches Ereignis beschrieben werden. In dieser Beschreibung fällt es unter Gesetze und die festgestellte Kausalbeziehung zu einem anderen Ereignis kann als eine gesetzesmässige Beziehung beschrieben werden, womit auch das dritte Prinzip der gesetzesartigen Natur der Kausalität erfüllt ist. Das ist

in Kürze die Lösung Davidsons für die Versöhnung der drei Prinzipien.¹⁵ Diese Lösung funktioniert nur, wenn mentale Ereignisse auf der Beschreibungsebene als solche ausgezeichnet werden.

3.2.2 Mentale Ereignisse und Propositionale Einstellungen

Eine Beschreibung ist dann eine mentale, wenn sie mindestens ein mentales Verb wesentlich enthält. Ein Ausdruck enthält ein mentales Verb wesentlich, wenn der Ausdruck nicht ohne substantiellen Bedeutungsverlust umformuliert werden könnte zu einem Ausdruck, welcher kein mentales Verb enthält. Mentale Verben sind solche, welche propositionale Einstellungen zum Ausdruck bringen. Als Beispiele für solche Verben nennt Davidson ‚glauben‘, ‚beabsichtigen‘, ‚wünschen‘, ‚hoffen‘, ‚wissen‘, ‚wahrnehmen‘, ‚bemerken‘ und ‚erinnern‘, wobei er klar macht, dass diese Aufzählung nicht erschöpfend ist. Die mentalen Verben werden dann auch nicht durch eine Aufzählung bestimmt, sondern durch eine Beschreibung der Rolle, die sie in einer bestimmten Art von Sätzen einnehmen können:

Such verbs are characterized that they sometimes feature in sentences with subjects that refer to persons, and are completed by embedded sentences in which the usual rules of substitution appear to break down. (Davidson 1970b, 210)

Mentale Verben sind solche, die unter anderem in Zuschreibungen propositionaler Einstellungen vorkommen können. Zuschreibungen propositionaler Einstellungen sind durch zwei Merkmale charakterisiert: Sie haben ein Wesen¹⁶ als Subjekt und das Verb wird von einem Teilsatz gefolgt, für welchen das Substitutionsprinzip nicht gilt. Mentale Verben werden über ihr Vorkommen in semantisch opaken Zuschreibungen propositionaler Einstellungen als solche ausgezeichnet.

Mentale Verben kommen in der Beschreibung propositionaler Einstellungen vor, daraus folgt, dass es sich bei propositionalen Einstellungen um mentale Ereignisse handelt. Und da mentale Ereignisse über diese Charakterisierung bestimmt werden, folgt auch, dass nur propositionale Einstellungen mentale Ereignisse sind. Ich gehe davon aus, dass diese Beziehung in beide Richtungen aus dieser Charakterisierung herausgelesen werden kann und ich gehe auch davon aus, dass sie korrekt ist. An dieser Stelle kann ich für die Korrektheit noch nicht weiter argumentieren, dies sollte jedoch aus dem weiteren Verlauf der Arbeit ersichtlich werden. Gegen die Gleichsetzung der Begriffe ‚propositionale Einstellung‘ und ‚mentales Ereignis‘ sprechen Phänomene, welche typischerweise dem Bereich des Mentalen zugeordnet werden wie Schmerzen oder Gefühle, nach diesem Kriterium aber nicht darunter fallen, da es sich dabei nicht um propositionale Einstellungen handelt. Ich halte

¹⁵Am ausführlichsten und zum ersten Mal behandelt Davidson diese in „Mental Events“ (1970); sehr übersichtliche Darstellungen und Erwiderungen auf einige wichtige Kritikpunkte finden sich in den späten Aufsätzen Davidson 1995b und Davidson 1997c. Eine besonders prägnante Darstellung findet sich in Davidson 1999b, 308-309.

¹⁶Davidson verwendet statt ‚Wesen‘ den Begriff ‚Person‘, was für den Kontext des Aufsatzes unproblematisch ist. Um die Idee in den Kontext der lingualistischen Argumentation zu überführen, sollte dieser Begriff jedoch vermieden werden, damit nicht der Verdacht entsteht, dass es sich um eine *Petitio Principii* handelt.

dies für korrekt und gehe davon aus, dass dies auch die Position Davidsons ist.¹⁷ Ebenfalls dagegen sprechen Handlungen, welche keine propositionalen Einstellungen sind, aber von Davidson als mentale Ereignisse bezeichnet werden (Davidson 1970b, 207; 211). Handlungen ebenfalls als mentale Ereignisse zu bezeichnen, halte ich für falsch, wofür ich ebenfalls zu einem späteren Zeitpunkt dieser Arbeit argumentieren werde (vgl. 7). Handlungen sind keine mentalen Ereignisse (sondern Wirkungen mentaler Ereignisse). Nach meinem Verständnis sind also ‚propositionale Einstellung‘ und ‚mentales Ereignis‘ koextensionale Begriffe. Alles was unter den einen fällt, fällt auch unter den anderen.

Auch wenn die soeben beschriebene Koextensionalität der Begriffe ‚propositionale Einstellung‘ und ‚mentales Ereignis‘ noch nicht aus dieser Stelle aus *Mental Events* eindeutig hervorgeht, ein enger Zusammenhang zwischen propositionalen Einstellungen und mentalen Ereignissen ist dadurch auf jeden Fall gegeben. Um mentale Ereignisse als solche zu bestimmen, greift Davidson auf propositionale Einstellungen zurück. Dieser Rückgriff ist für ihn deshalb gewinnbringend (und nicht einfach eine Ersetzung eines unklaren Begriffs durch einen anderen), da es für die Zuschreibung propositionaler Einstellungen ein Merkmal auf sprachlicher Ebene gibt, welches es für die Beschreibung mentaler Ereignisse in dieser Form nicht gibt: Semantische Opakheit. Im letzten Kapitel habe ich Davidsons Behandlung der semantischen Opakheit behandelt und dabei gesagt, dass auf dieser Basis nicht begründet werden kann, dass es ein wesentliches Merkmal propositionaler Einstellungen ist, dass deren Zuschreibungen semantisch opak sind. Entsprechend fehlt die Basis, um das Intensionalitätsargument zu formulieren. Deshalb soll nun untersucht werden, ob die Verwendung dieser Idee im Kontext der Philosophie des Geistes aufschlussreicher ist. Ein Satz, der die Einführung dieser Idee in *Mental Events* abschliesst, liefert zwei Hinweise, welche weiter verfolgt werden können:

On the proposed test of the mental, the distinguishing feature of the mental is not that it is private, subjective, or immaterial, but that it exhibits what Brentano called intentionality. (Davidson 1970b, 211)

Einerseits nennt hier Davidson einen Grund, weshalb dieses Kriterium in der Lage sein soll, mentale von nicht mentalen Ereignissen zu unterscheiden: Die entscheidende Eigenschaft mentaler Ereignisse ist deren Intentionalität. Dabei ist er in der Formulierung unvorsichtig, insofern er diese Unterscheidung mit den prominenten Kandidaten Privatheit, Subjektivität und Immaterialität vergleicht. Denn bei diesen Kandidaten handelt sich um Unterscheidungen auf ontologischer Ebene, während - wie ich ausgeführt habe - der entscheidende Punkt seiner Unterscheidung der ist, dass diese auf der Beschreibungsebene ansetzt. Nichts desto trotz muss der Hinweis auf das Merkmal der Intentionalität nicht falsch sein. Wer eine Unterscheidung auf der Beschreibungsebene einführt, muss nicht davon ausgehen, dass es auf der ontologischen Ebene keine Unterscheidung gibt - im Gegenteil, wer davon ausginge, würde nach gar keiner Unterscheidung Ausschau halten. Die Entscheidung wird auf der Beschreibungsebene vorgenommen, weil dies einfacher möglich ist oder auf der Ebene der Phänomene vielleicht gar keine Unterscheidung sinnvoll formuliert werden kann. Oder weil es strategische Gründe gibt. Wie ich oben beschrieben habe, hat Davidson einen strategischen Grund, die Entscheidung so zu formulieren, weil

¹⁷Dies trotz einiger verwirrender Bemerkungen dazu (Davidson 1970b, 211-212), auf welche ich weiter unten (3.2.5) eingehen werde.

die Möglichkeit des Anomalen Monismus davon abhängt. Aber auch der Aspekt der Einfachheit mag eine Rolle spielen, weil gerade der Begriff der Intentionalität zwar intuitiv verständlich, aber als Eigenschaft von Phänomenen nur schwer fassbar ist.

Das genannte Kriterium ist ein Kriterium für intentionale Sätze. Die Aussage Davidson interpretiere ich so, dass mit diesem Kriterium auf sprachlicher Ebene letztlich eingefangen werden soll, dass mentale Phänomene intentional sind. Der zweite Hinweis schliesst daran an: Davidson nennt Brentano als Urheber dieser Idee. Dies trifft zu für das Kriterium der Intentionalität für das Mentale, nicht aber für die Formulierung des sprachlichen Kriteriums. Aufschlussreicher wäre stattdessen der Verweis auf die Arbeiten von Roderick Chisholm, welche sich seinerseits stark auf Brentano beziehen. Chisholm folgt Brentano in der Idee, dass sich das Mentale durch Intentionalität auszeichnet und versucht dafür auf sprachlicher Ebene Kriterien zu formulieren. In diesem Unterkapitel wird untersucht, inwiefern sich Davidson für die dem Intensionalitätsargument zugrundeliegenden Annahmen über semantische Opakheit auf den Ansatz Chisholms stützen kann. Die Frage lautet: Kann mit den Arbeiten Chisholms begründet werden, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind?

3.2.3 Chisholms sprachliches Kriterium für Intentionalität

Chisholm (Chisholm 1956)¹⁸ verteidigt in seinen Arbeiten die Brentano-These, wonach alle und nur mentale Phänomene intentional sind. Intentionale Aktivitäten sind auf etwas gerichtet. Aber nicht alles, was auf etwas gerichtet ist, ist eine intentionale Aktivität. Eine Aktivität (im weitesten Sinn des Wortes) ist dann intentional, wenn sie auf eine Art auf ein Objekt (im weitesten Sinn des Wortes) gerichtet ist oder davon handelt, so dass das Objekt in der Aktivität selbst enthalten ist. Brentano prägte für diese Eigenschaft den Begriff *intentionale Inexistenz*. Wegen der Existenz *in* der Aktivität, ist diese auf eine Art unabhängig von Gegebenheiten ausserhalb der Aktivität selbst, wie es für nicht-intentionale Aktivitäten nicht der Fall ist. Chisholm erläutert dies anhand eines Zitats aus Wittgensteins Philosophischen Untersuchungen: „Ich kann ihn suchen, wenn er nicht da ist, aber ich kann ihn nicht hängen, wenn er nicht da ist.“ (Wittgenstein 1953, 424; vgl. auch Wittgenstein 1965, 63). Eine intentionale Tätigkeit enthält ein Objekt in sich, eine Folge davon ist, dass ich nach etwas suchen kann, das nicht vorhanden ist. Nicht-intentionale Tätigkeiten enthalten kein Objekt in sich selbst, wenn sie auf etwas gerichtet sind, so ist dies ihnen äusserlich. Der Erfolg einer solchen Tätigkeit ist abhängig von diesem Objekt, ich kann nur hängen, wer da ist. Zu sagen, dass es sich beim Suchen eher um eine mentale Tätigkeit handelt als beim Hängen, ist keine umstrittene Behauptung und die soeben gemachte Unterscheidung in Bezug auf deren Intentionalität dürfte ebenfalls unumstritten sein. Brentano behauptet nun, dass es die wesentliche Eigenschaft aller und nur mentaler Phänomene ist, dass sie intentional sind. Dies hingegen ist eine sehr umstrittene Behauptung und wird in der zeitgenössischen Philosophie mehrheitlich abgelehnt

¹⁸Es handelt sich dabei um die erste Auseinandersetzung Chisholms mit Intentionalität und einen ersten Versuch, ein Kriterium für Intentionalität zu formulieren. Chisholm entwickelt dieses Kriterium in späteren Arbeiten stetig weiter und verändert dieses substantiell. An der Idee, ein Kriterium für Intentionalität zu formulieren hält er jedoch fest. Für eine Übersicht zu Chisholms Arbeiten zur Intentionalität vgl. Kim 2003.

(Crane 1998, 229-231).¹⁹ Umstritten ist sie nicht nur wegen der behaupteten Beziehung zwischen Intentionalität und dem Mentalen an sich, sondern weil diese es erlaubt, jedes in der Welt existierende Phänomen eindeutig einem von zwei distinkten Bereichen zuzuordnen: dem Mentalen oder dem Nicht-Mentalen. Die Annahme der Brentano-These führt die Verpflichtung zu einer streng dualistischen Position mit sich. Kritiker einer dualistischen Position sind aufgefordert, gegen die Brentano-These zu argumentieren.

Gegen die Brentano-These kann grundsätzlich auf zwei Arten argumentiert werden: Indem entweder gezeigt wird, dass es mentale Phänomene gibt, welche nicht intentional sind. Oder indem gezeigt wird, dass es umgekehrt intentionale Phänomene gibt, welche nicht dem Mentalen zugeordnet werden. Und auch wenn das Zusammenfallen intentionaler und mentaler Phänomene akzeptiert wird, kann der Schluss auf eine dualistische Position kritisiert werden, indem der Intentionalität abgesprochen wird, eine derartig fundamentale Unterscheidung zu begründen - schliesslich teilt jede Eigenschaft die Welt in zwei Bereiche, ohne dass dies in jedem Fall zu einer in einem interessanten Sinn dualistischen Position führen würde. Zwei weitere Wege, gleichzeitig die Brentano-These zu akzeptieren und eine dualistische Position zu vermeiden, bestehen darin, zu behaupten, dass es entweder keine intentionalen oder keine nicht-intentionalen Phänomene gibt und somit für eine materialistische bzw. monistische Position zu votieren.

Nach der Brentano-These ist Intentionalität das Kriterium für das Mentale. Chisholm stellt diesem ein Kriterium für Intentionalität voran. Dieses Kriterium betrifft allerdings nicht die Phänomene selbst, sondern die Sätze, welche zur Beschreibung dieser Phänomene verwendet werden: intentionale Sätze²⁰ Jedes intentionale Phänomen kann nur durch einen intentionalen Satz beschrieben werden, während kein nicht-intentionales Phänomen nicht auch ohne intentionale Sätze beschrieben werden kann (Chisholm 1956, 129). Ein Phänomen ist intentional, wenn es nur mit Hilfe eines intentionalen Satzes beschrieben werden kann. Ein Satz ist intentional, wenn er mindestens eine von drei Bedingungen erfüllt (Chisholm 1956, 126-129).

Die Chisholm These lautet: Wenn ein Satz eine der drei Bedingungen erfüllt, handelt es sich um einen intentionalen Satz und das von ihm beschriebene Phänomen ist ein intentionales Phänomen (wenn es nicht gleichzeitig durch einen nicht-intentionalen Satz beschrieben werden kann) und gehört folglich dem Bereich des Mentalen an. Und wenn umgekehrt ein Phänomen mit einem Satz beschrieben wird, welcher keines dieser Bedin-

¹⁹Nach Crane ist die Ablehnung der These in der heutigen Philosophie des Geistes so stark, dass in vielen Fällen gar keine Argumente gegen sie vorgebracht werden; ihre blosser Nennung soll bereits deutlich machen, dass sie falsch ist.

²⁰Genaugenommen spricht Chisholm vom *intentional use*, welchen wir von der Sprache machen. Mit dieser pragmatischen Formulierung möchte er wohl Äusserungen mit einschliessen, welche auf der semantischen Ebene die Kriterien für intentionale Sätze nicht erfüllen, jedoch Phänomene beschreiben, welche dem Intentionalen zugeordnet werden sollen und umgekehrt Äusserungen ausschliessen, welche zwar auf der semantischen Ebene die Kriterien erfüllen, die aber nicht intentional sind. So kann beispielsweise ‚ich‘ intentional sein, wenn es als Antwort auf die Frage ‚Wer glaubt, dass heute Nacht Schnee fällt?‘ geäussert wird, obwohl der geäusserte Ausdruck keine der Bedingungen an einen intentionalen Satz erfüllt. Die Kriterien, welche er dann aber formuliert, beziehen sich allesamt auf semantische und grammatikalische Elemente und er spricht dann direkt von *intentional sentences*. Dies kann so miteinander in Einklang gebracht werden, dass es der Gebrauch ist, welcher intentional ist, dass die Kriterien allerdings grammatikalisch-semantisch sind und auf Paraphrasen der Äusserungen zutreffen müssen. ‚Ich‘ wird paraphrasiert als ‚ich glaube, dass heute Nacht Schnee fällt‘, weil diese Paraphrase mindestens eine der drei Bedingungen erfüllt, ist sie intentional und deshalb gilt auch die ursprüngliche Äusserung als intentional.

gungen erfüllt, so ist es kein intentionaler Satz, das Phänomen nicht intentional und folglich dem Bereich des Nicht-Mentalen zugehörig. Wenn es mindestens einen wahren, nicht eliminierbaren intentionalen Satz gibt, dann gibt es mindestens ein mentales Phänomen, welches sich fundamental von anderen Phänomenen unterscheidet. Chisholm formuliert ein sprachliches Kriterium²¹, welches zu einer metaphysischen Unterscheidung Anlass gibt und ebenfalls zur Annahme einer dualistischen Auffassung verpflichtet.

Die erste der drei von Chisholm eingeführten Bedingungen ist die Eigenschaft eines Satzes, einen quasi-referrierenden Ausdruck (einen Namen oder eine Beschreibung) zu enthalten, für dessen Referenzobjekt weder aus dem Satz noch aus dessen Negation folgt, dass er existiert oder nicht existiert. ‚Jack sucht eine passende Wohnung‘ ist ein Beispiel für einen Satz, welcher diese Bedingung erfüllt: Weder aus dem Satz noch aus seiner Negation folgt, dass es eine passende Wohnung gibt, noch dass es keine passende Wohnung gibt. Der Satz ist intentional, Jacks Suche nach einer passenden Wohnung ist eine intentionale Aktivität und somit dem Bereich des Mentalen zuzuordnen. Hingegen erfüllt ‚Jack besichtigt eine Wohnung‘ diese Bedingung nicht, da der Satz die Existenz der besichtigten Wohnung impliziert. Der Satz ist nach der ersten Bedingung nicht intentional, und wenn er auch die zwei weiteren Bedingungen nicht erfüllt, ist das Besichtigen der Wohnung keine intentionale Aktivität und nicht dem Bereich des Mentalen zuzuordnen.

Die zweite chisholmsche Bedingung bezieht sich nicht auf einen einzelnen Ausdruck, sondern auf einen Teilsatz und kann somit nur von komplexen Sätzen erfüllt werden, welche einen Teilsatz enthalten. Die Bedingung ist dann erfüllt, wenn weder aus dem Teilsatz noch aus seiner Negation die Wahrheit oder die Falschheit des komplexen Satzes folgt. ‚Jill erwägt, ihren Job zu kündigen‘ ist nach dieser Bedingung intentional, da weder der Satz noch seine Verneinung implizieren, dass Jill ihren Job kündigt, noch dass sie ihn nicht kündigt.²² Der Satz ist intentional, Jills Tätigkeit hat intentionalen Charakter und ist dem Bereich des Mentalen zuzurechnen. ‚Jim ist verantwortlich dafür, dass der Zug verspätet abgefahren ist‘ ist nach diesem Kriterium nicht intentional, da der Satz impliziert, dass der Zug verspätet abgefahren ist. Wenn der Satz auch die beiden anderen Bedingungen nicht erfüllt, handelt es sich nicht um ein intentionales Phänomen. Dass Jim verantwortlich ist, ist keine mentale Tätigkeit.

Die dritte Bedingung betrifft semantische Opakheit, die Behandlung dieser Bedingung bei Chisholm schlägt die Brücke von Freges Auseinandersetzung mit indirekter Rede zu Davidsons Intensionalitätsargument. Chisholm bezieht sich explizit auf Frege, verzichtet aber bewusst auf die von Frege eingeführte Terminologie²³, stattdessen verwendet er den Begriff *indirect reference*: ‚[A] name (or description) of a certain thing has an indirect reference in a sentence if its replacement by a different name (or description) of that thing

²¹Insofern Chisholm ein sprachliches Kriterium für die Unterscheidung zwischen verschiedenen Phänomenen einführt, ist er im Einklang mit der in der Philosophie der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollzogenen Wende hin zur Sprache, obwohl er inhaltlich von den prominentesten mit dieser philosophischen Richtung in Verbindung gebrachten Vertretern stark abweicht (vgl. Kim 2003, 652).

²²Es könnte gegen dieses wie auch die Beispiele Chisholms eingewendet werden, dass die Negation durchaus die Falschheit des Teilsatzes impliziert, d.h. dass aus ‚Jill erwägt nicht, ihren Job zu kündigen‘ folgt, dass sie ihren Job nicht kündigt. Chisholm geht offenbar davon aus, dass Jill kündigen könnte, ohne dies vorher erwogen zu haben.

²³In einer Fussnote (Chisholm 1956, 128) bemerkt Chisholm, dass er die Verwendung der fregeschen Terminologie vermeidet, damit mögliche Vorbehalte gegen Freges Bedeutungstheorie keinen Einfluss auf die Rezeption dieser Bedingung haben.

results in a sentence whose truth-value may differ from that of the original sentence.“ (Chisholm 1956, 128) Nach der dritten Bedingung ist ein Satz intentional, wenn er eine indirekte Referenz enthält.

Die drei chisholmschen Bedingungen nehmen auf unterschiedliche grammatikalische oder semantische Eigenschaften²⁴ von Sätzen Bezug. Die erste Bedingung betrifft die Existenz eines Referenzobjektes, die zweite Bedingung die Wahrheit eines Nebensatzes und die dritte die Wahrheit eines komplexen Hauptsatzes. Was die drei Bedingungen zusammenhält ist, dass sie zwar nach grammatikalischen Bedingungen suchen, diese aber das gleiche mit der Intentionalität verbundene Phänomen reflektieren - nämlich die zwischen Realität und Fiktionalität oszillierende Natur intentionaler Aktivitäten. Wir könnten uns nicht intentional verhalten, gäbe es keine reale Welt, auf deren Objekte wir uns beziehen könnten. Gleichzeitig emanzipieren wir uns von der tatsächlichen Welt, indem wir uns intentional auf etwas beziehen, weil die tatsächliche Beschaffenheit der realen Welt keinen dominierenden Einfluss auf den Erfolg einer intentionalen Aktivität hat. Die drei Bedingungen sind unterschiedliche Versuche, diese Eigenschaft intentionaler Phänomene auf sprachlicher Ebene einzufangen.

Da die Chisholm-These die Brentano-These enthält, ist jeder Einwand gegen diese ein Einwand gegen jene. Zusätzlich kann konkret der für die Chisholm-These spezifische Teil kritisiert werden, indem entweder gezeigt wird, dass entweder zumindest einige mentale Phänomene auch ohne die Verwendung eines intentionalen Satzes beschrieben werden können, oder dass es auch nicht-mentale Phänomene gibt, welche ohne intentionale Sätze nicht beschrieben werden könnten. Und auch für die Chisholm-These gilt: Selbst wenn es zutrifft, dass mentale Phänomene mit jenen Phänomenen, welche ausschliesslich mit intentionalen Sätzen beschrieben werden können, zusammenfallen, muss dies keinen starken Dualismus begründen. Schliesslich gibt es andere sprachliche Eigenschaften, welche Sätzen zukommen, welche nur auf einen Teil von Phänomenen zutreffen, ohne dass dadurch eine interessante dualistische Position begründet würde. Die Chisholm-These gleichzeitig akzeptieren und eine dualistische Position vermeiden, könnte, wer entweder bestreitet, dass es Phänomene gibt, welche mit intentionalen Sätzen beschrieben werden können (d.h. dass es keine wahren intentionalen Sätze gibt) und es somit nur nicht-mentale Phänomene gibt, oder wer bestreitet, dass es Phänomene gibt, welche ohne intentionale Sätze beschrieben werden könnten (d.h. dass es keine wahren nicht-intentionalen Sätze gibt) und es somit nur mentale Phänomene gibt. In „Sentences about Believing“ (1956) setzt sich Chisholm ausführlich mit der Kritik auseinander, wonach sich die Phänomene, welche mit intentionalen Sätzen beschrieben werden, auch durch nicht intentionale Sätze beschrieben werden könnten, wodurch der dualistischen Folgerung die Grundlage entzogen würde. Chisholm untersucht konkret vier Ansätze einer solchen Reduktion und kommt mehrheitlich zu einem negativen Befund.²⁵

²⁴Kim verwendet hierfür den hilfreichen Begriff *logico-grammatical* (Kim 2003, 653).

²⁵Dass er eine dieser Arten zumindest für einen Teil von intentionalen Sätzen für aussichtsreich hält, wird im nächsten Kapitel eine Rolle spielen.

3.2.4 Wahrnehmungen und Intentionalität

Ausgangspunkt für die Untersuchungen zur Intentionalität bei Chisholm war die Feststellung einerseits, dass Davidson für die Formulierung des Intensionalitätsargumentes davon ausgehen muss, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen immer semantisch opak sind und dass es sich dabei um eine wesentliche Eigenschaft propositionaler Einstellungen handelt. Es ist jedoch unklar, wie diese Annahme begründet werden kann. Eine Untersuchung der eigentlichen Behandlung semantischer Opakheit bei Davidson hat ergeben, dass diese keine solche Begründung liefert (vgl. 3.1), weshalb in diesem Kapitel untersucht wird, ob sich aus Davidsons Arbeiten zur Philosophie des Geistes, bei welcher propositionale Einstellungen eine zentrale Rolle spielen, dafür etwas gewinnen lässt. In „Mental Events“ schlägt Davidson vor, mentale Ereignisse als wesentlich intentionale Phänomene zu betrachten, welche sich dadurch bestimmen lassen, dass ihre Beschreibungen semantisch opak sind. Dieser Vorschlag erinnert stark an Ideen Chisholms, weshalb diese im letzten Kapitel dargestellt wurden. Das dritte von Chisholm vorgeschlagene Kriterium für intentionale Sätze entspricht dem, was ich in dieser Arbeit als semantische Opakheit bezeichnet habe und es stellt sich nun die Frage, ob sich Davidson an die Arbeiten Chisholms anlehnen kann, um zu begründen, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind. Insofern das Intensionalitätsargument eine lingualistische Konklusion begründen helfen soll, müsste gezeigt werden, dass dies wesentlich mit Sprache verbunden ist und es dürfte keine Phänomene im Zusammenhang mit nicht-sprachlichen Wesen geben, welche ebenfalls unter dieses Kriterium fallen.

Aus dem Kontext des Aufsatzes ist zu entnehmen, dass Chisholm mit dem dritten Kriterium in erster Linie auf Zuschreibungen propositionaler Einstellungen abzielt. In ‚Jane glaubt, dass der Morgenstern ein Planet ist‘ hat der Ausdruck ‚Morgenstern‘ indirekte Referenz, da seine Ersetzung durch ‚Abendstern‘ den Satz falsch machen kann. Entsprechend ist der Satz intentional; dass Jane dies glaubt ist eine intentionale Aktivität und dem Bereich des Mentalen zuzuordnen. Entsprechend kann festgestellt werden, dass es sich nach diesem Kriterium bei propositionalen Einstellungen um intentionale und mentale Ereignisse handelt. Gilt aber auch umgekehrt, dass nach der Anwendung dieses Kriteriums nur propositionale Einstellungen intentionale Phänomene sind? Zumindest nach Chisholm nicht. Neben Zuschreibungen propositionaler Einstellungen fallen für ihn auch Sätze darunter, welche Verben wie ‚wissen‘, ‚erinnern‘, ‚sehen‘ und allgemein ‚wahrnehmen‘ (perceive) enthalten.²⁶ Während es für die lingualistische Konklusion unproblematisch ist, wenn auch

²⁶ Insofern sich Chisholm in seiner Behandlung des dritten Kriteriums stark an die Arbeiten Freges anlehnt, gibt dies Anlass zur Verwunderung. Denn Frege zählt weder epistemische Sätze noch Wahrnehmungsbeschreibungen zu den Sätzen, welche ungerade Bedeutung enthalten. Epistemische Sätze schliesst er ausdrücklich von den Sätzen aus, welche ungerade Bedeutung enthalten: „Anders, und zwar ziemlich verwickelt, liegt die Sache nach Wörtern wie ‚erkennen‘, ‚wissen‘, ‚wähnen‘.“ (Frege 1892, 52). Die Sache ist verwickelt, weil solche Sätze sich zwar von jenen, für welche die indirekte Rede paradigmatisch ist, unterscheiden, aber sich gleichzeitig auch von rein extensionalen Sätzen, bei welchen eine auf extensionaler Ebene äquivalente Ersetzung eines Ausdrucks den Wahrheitswert des Gesamtsatzes nicht verändert, unterscheiden. Eine Ersetzung von ‚Morgenstern‘ durch ‚Abendstern‘ in ‚Jane weiss, dass der Morgenstern ein Planet ist‘ macht den Satz möglicherweise falsch, wenn Jane nicht weiss, dass der Morgenstern auch der Abendstern ist, aber es macht den Satz eben nicht gänzlich falsch, da das Wissen im Gegensatz zu Glauben die Wahrheit des Wissensinhalts impliziert und diese von der Ersetzung unangetastet bleibt. Frege (Frege 1892, 59) schlägt deshalb vor, dass Sätze dieser Art als aus zwei Sätzen bestehend analysiert werden müssen: ‚Jane glaubt, dass der Morgenstern ein Planet ist‘ und ‚der Morgenstern ist ein

epistemische Sätze unter die dritte Bedingung fallen, insofern weiter argumentiert werden kann, dass Wissen wesentlich an Sprache geknüpft ist, so gilt dies nicht für Wahrnehmungen. Denn wenn Davidson den Bereich des Mentalen mit propositionalen Einstellungen gleichsetzt (Davidson 1970b, 211; Davidson 1982, 96) und gleichzeitig den Besitz propositionaler Einstellungen an den Besitz von Sprache bindet, dürfen Wahrnehmungen nicht dem Bereich des Mentalen zugeordnet werden, ansonsten dies zur absurden Behauptung verpflichten würde, dass sprachlose Tiere nicht wahrnehmen können. Sehen und allgemein Wahrnehmen sind keine intentionalen Tätigkeiten und somit nicht dem Bereich des Mentalen zuzuordnen.

Eine genauere Untersuchung von Chisholms Beispiel für solche Sätze ergibt jedoch, dass dies zumindest für Davidson unproblematisch ist: „I may see that Albert is here and Albert may be the man who will win the prize; but I do not now *see that* the man who will win the prize is here.“ (Chisholm 1956, 128-9, seine Hervorhebung) Die Feststellung, dass der Teilsatz in diesem Satz nicht durch einen äquivalenten *salva veritate* ersetzt werden kann, ist plausibel. Es handelt sich dabei aber nicht um eine Beschreibung eines gewöhnlichen Seh-Erlebnisses²⁷ (bspw.: ‚sie sieht einen roten Punkt‘), eher wird ‚sehen‘ in einer angereicherten Bedeutung verwendet, welche als ‚von etwas, was ich sehe, glauben, dass es so und so ist‘ paraphrasiert werden könnte. Der Satz könnte als aus zwei Sätzen bestehend analysiert²⁸ werden: ‚Ich sehe Albert‘ und ‚ich glaube, dass Albert den Preis gewinnen wird‘, wobei der erste wahr sein kann, während der zweite falsch ist, wenn ich nicht weiss, dass Albert den Preis gewinnen wird. Die Intentionalität des Wahrnehmungssatzes wird auf die Intentionalität eines Glaubenssatzes zurückgeführt. Bei einem gewöhnlichen Seh-Erlebnis ist dies nicht der Fall. Weder lassen sich Beschreibungen gewöhnlicher Seh-Erlebnisse so analysieren, dass sie einen Glaubenssatz beinhalten, noch trifft es zu, dass ein Satz, welcher ein solches Erlebnis beschreibt, durch Ersetzung eines Ausdrucks den Wahrheitswert ändert. Wenn es wahr ist, dass ich einen Stern *sehe* und es sich bei diesem Stern um den Abendstern handelt, dann ist es auch wahr, dass ich den Abendstern sehe - und zwar auch dann, wenn ich nicht weiss, dass es sich bei diesem Stern um den Abendstern handelt.

Planet‘, wobei der erste einen Teilsatz mit ungerader Bedeutung enthält und deshalb keine koextensionale Ersetzung *salva veritate* möglich ist, während der zweite die normale Bedeutung hat und solche Ersetzungen *salva veritate* zulässt. Sätze mit Wahrnehmungsverben wie ‚sehen‘ oder ‚wahrnehmen‘ tauchen bei Frege jedoch an keiner Stelle auf. Deshalb nehme ich an, dass Frege nicht davon ausgeht, dass die Ersetzung von ‚Morgenstern‘ durch ‚Abendstern‘ in ‚Jones sieht den Abendstern‘ zu einer Änderung des Wahrheitswertes führen kann.

²⁷Eventuell könnte diese Verwendung von ‚sehen‘ als eine Art von Aspektsehen im Sinne Wittgensteins beschrieben werden. Wittgenstein unterscheidet zwei Arten des Sehens: „Zwei Verwendungen des Wortes ‚sehen‘. Die eine: „Was siehst du dort?“- „Ich sehe *dies*“ (es folgt eine Beschreibung, eine Zeichnung, eine Kopie). Die andere: „Ich sehe eine Ähnlichkeit in diesen beiden Gesichtern“- der, dem ich dies mitteile, mag die Gesichter so deutlich sehen wie ich selbst. Die Wichtigkeit: der kategorische Unterschied der beiden ‚Objekte‘ des Sehens.“ (Wittgenstein 1953, 518, seine Hervorhebung) In der ersten Bedeutung von ‚sehen‘ handelt es sich um ein faktives Verb (Preston 2008, 70), insofern aus der Wahrheit einer Sehzuschreibung auf die Existenz des gesehenen Objektes geschlossen werden kann. In der zweiten, der Aspekt-Sehen-Bedeutung ist das Verb nicht faktiv, insofern kein solcher Schluss gerechtfertigt ist. Wenn ich sehe, dass Albert den Preis gewinnen wird, so handelt es sich um einen Fall von Aspektsehen: Ich sehe Albert *als* den Mann, welcher den Preis gewinnen wird. In dieser Bedeutung von ‚sehen‘ trifft es zu, dass ich Albert sehen kann, ohne dass ich den Mann sehe, der den Preis gewinnen wird.

²⁸Diese Analyse ist analog zu jener, welche Frege (Frege 1892, 59) für epistemische Sätze vorschlägt (vgl. Fussnote 26).

Entsprechend überträgt sich die Intentionalität nicht auf reine Seh-Sätze und allgemeiner auf Wahrnehmungssätze.

Bei den von Chisholm untersuchten Beispielen handelt es sich nicht um eigentliche Wahrnehmungssätze. Es kann bestritten werden, dass Wahrnehmungssätze die dritte Bedingung für Intentionalität erfüllen. Als Konsequenz gelten Wahrnehmungen nicht als intentionale Phänomene. Für den grösseren Zusammenhang von Chisholms Arbeiten zur Intentionalität und insgesamt für eine Theorie zur Intentionalität ist dies möglicherweise problematisch, scheint es sich doch bei Wahrnehmungen um geradezu paradigmatische Fälle intentionaler Phänomene zu handeln. Im Hinblick auf Davidsons Arbeiten zur Philosophie des Geistes erscheint dies jedoch unproblematisch. Zwar ordnet er in einer ersten Auflistung zu Beginn von „Mental Events“ Wahrnehmungen dem Bereich des Mentalen zu (Davidson 1970b, 207), dies hat aber für den weiteren Verlauf seiner Ausführungen zu mentalen Ereignissen keine Bedeutung, bzw. formuliert er explizit Zweifel, ob diese tatsächlich dem Mentalen zugeordnet werden sollen (Davidson 1970b, 211). Und im Hinblick auf das Intensionalitätsargument für eine lingualistische Position ist es wichtig, diese nicht dem Bereich des Mentalen zuzuordnen. Für den Versuch, die dem Intensionalitätsargument zugrundeliegende Annahme, dass alle Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind zu begründen, indem gezeigt wird, dass propositionale Einstellungen intentional sind und dass intentionale Phänomene intensionale Beschreibungen haben, gehe ich in der Folge davon aus, dass Wahrnehmungssätze die dritte Bedingung für Intentionalität nicht erfüllen und Wahrnehmungen nicht dem Bereich des Intentionalen zugeordnet werden.²⁹

Wenn Chisholms These akzeptiert wird, gibt es eine Möglichkeit, um mentale von nicht-mentalen Phänomenen eindeutig zu unterscheiden. Etwas ist dann und nur dann ein mentales Phänomen, wenn für seine Beschreibung mindestens ein Satz, welcher mindestens eine der drei Bedingungen erfüllt, verwendet werden muss. Die lingualistische Argumentation versucht eindeutig zu unterscheiden zwischen Wesen, welche propositionale Einstellungen besitzen und solchen, die dazu nicht in der Lage sind. Mit dem Intensionalitätsargument wird für die Unterscheidung ein sprachlicher Test verwendet. Die semantische Opakheit bei der Zuschreibung propositionaler Einstellungen wird als Kriterium für die Möglichkeit des Besitzes solcher Einstellungen betrachtet. Um dieses Argument zu begründen, bedarf es einer Erklärung, weshalb die semantische Opakheit bei der Zuschreibung ein Kriterium dafür ist, ob propositionale Einstellungen vorhanden sind und dass semantische Opakheit nur bei der Zuschreibung propositionaler Einstellungen an sprachfähige Wesen entsteht. Durch den für Davidson gegebenen engen Zusammenhang zwischen mentalen Ereignissen und propositionalen Einstellungen lassen sich möglicherweise aus dem Ansatz Chisholms Ansätze für diese Erklärungen ableiten.

²⁹Tatsächlich finde ich es nicht plausibel, dass Wahrnehmungssätze die dritte Bedingung erfüllen, allerdings halte ich es für genauso plausibel zu sagen, dass Wahrnehmungen sehr wohl intentionale Phänomene sind. Daraus würde ich schliessen, dass das sprachliche Kriterium nicht in der Lage ist, intentionale Phänomene zuverlässig zu bestimmen. Dies kann hier nicht weiter begründet werden. Hingegen werde ich zeigen, dass das sprachliche Kriterium insgesamt nicht in der Lage ist, das Vorhandensein propositionaler Einstellungen zuverlässig zu bestimmen (5.4).

3.2.5 Davidsons Verwendung des sprachlichen Intentionalitätskriteriums

Nach Brentano ist Intentionalität das Kriterium für Mentale Phänomene. Und nach Chisholm ist die Notwendigkeit, ein Phänomen mit intentionalen Sätzen zu beschreiben, das Kriterium für Intentionalität. Davidson scheint im Grundsatz Brentano und Chisholm zuzustimmen (Davidson 1970b, 211). Im Unterschied zu Chisholm spricht Davidson nicht von Phänomenen, sondern von Ereignissen. Ein Ereignis ist dann ein mentales Ereignis, wenn es intentional ist. Ereignisse sind nach Davidson dann intentional, wenn sie durch Sätze einer bestimmten Art beschrieben werden können. Diese Sätze zeichnen sich dadurch aus, dass sie mentale Verben enthalten. Mentale Verben sind Verben, welche zumindest manchmal in Sätzen vorkommen, bei denen das Subjekt eine Person ist und die einen Teilsatz enthalten, für welche die gewöhnlichen Substitutionsprinzipien nicht gelten. Als Beispiele für solche Verben nennt Davidson ‚glauben‘, ‚beabsichtigen‘, ‚wünschen‘, ‚hoffen‘, ‚wissen‘, ‚wahrnehmen‘ (perceiving)³⁰, ‚feststellen‘ (noticing) und ‚erinnern‘ (Davidson 1970b, 210). Diese Verben können für Zuschreibungen propositionaler Einstellungen verwendet werden, bei welchen die gewöhnlichen Regeln der Substitution nicht gelten. Damit ist Davidson grundsätzlich in einer Linie mit Chisholm: Mentale Ereignisse werden dadurch ausgezeichnet, dass die Sätze, welche sie beschreiben, eine bestimmte Eigenschaft aufweisen.

Im Unterschied zu Brentano und Chisholm vertritt Davidson eine monistische Position. Nach seiner Theorie des Anomalen Monismus ist jedes mentale Ereignis identisch mit einem physikalischen Ereignis. Und das heisst auch: Jedes Ereignis, welches mit einem intentionalen Satz beschrieben werden kann, kann auch mit einem nicht-intentionalen Satz beschrieben werden. Als Folge davon ist Davidson mit einem Problem konfrontiert, welches für Chisholm nicht bestand. Weil es sein kann, dass Ereignisse, welche nicht als mentale Ereignisse betrachtet werden, ebenfalls mit intentionalen Sätzen beschrieben werden können, sagt Chisholm, dass nur die Phänomene dem Bereich des Mentalen zugeordnet werden, welche nicht durch nicht-intentionale Sätze beschrieben werden können (Chisholm 1956, 129). Die Tatsache, dass ein Phänomen mit einem intentionalen Satz beschrieben werden *kann*, ist nicht hinreichend für die Zuordnung zum Bereich des Mentalen; mentale Ereignisse *müssen* mit intentionalen Sätzen beschrieben werden. Wenn nach Davidson jedes mentale Ereignis mit einem physikalischen Satz beschrieben werden kann und somit keines mit einem intentionalen Satz beschrieben werden *muss*, ist dieser Lösungsansatz

³⁰Im letzten Kapitel habe ich die Auffassung Chisholms dafür kritisiert, dass nach dieser Wahrnehmungssätze die dritte Bedingung für intentionale Sätze erfüllen und somit Wahrnehmen intentionale Aktivitäten sind. Dass Davidson in dieser Liste ebenfalls Wahrnehmungsverben aufführt, scheint Chisholm auf den ersten Blick Recht zu geben. Allerdings stellt Davidson fest, dass allein die grammatikalische Struktur und das Vorkommen dieser Verben nicht dazu genügen, dass diese Sätze mentale Ereignisse auszeichnen, da diese auch in rein-extensionalen Kontexten vorkommen können und umgekehrt nicht alle Sätze, welche mentale Ereignisse auszeichnen die beschriebene Struktur aufweisen müssen: „The criterion is not precise, since I do not want to include these verbs when they occur in contexts that are fully extensional (‘He knows Paris’, ‘He perceives the moon’ may be cases), nor exclude them whenever they are not followed by embedded sentences.“ (Davidson 1970b, 210) Dies kann so gelesen werden, dass diese Verben dann keine mentalen Verben sind, wenn sie reine Wahrnehmungen feststellen, da sie jedoch - wie im Beispiel von Chisholm deutlich wird - auch in einem anderen Sinn verwendet werden können, dennoch zu den mentalen Verben gezählt werden können.

blockiert, da ansonsten kein Ereignis ein mentales ist.

Konfrontiert mit diesem Problem ergreift Davidson die Flucht nach vorne und lässt zu, dass auch solche Ereignisse als mentale gelten, welche für gewöhnlich nicht als solche aufgefasst werden. Die Kollision zweier entfernter Sterne ist ein Beispiel für ein nicht-mentales Ereignis. Es gibt ein physikalisches Prädikat Px , welches für dieses Ereignis zutrifft, sowie auf alle anderen Ereignisse, welche damit identisch sind, aber zu einem anderen Zeitpunkt stattfinden (d.h. Px enthält alle möglichen physikalisch formulierbaren Eigenschaften dieses Ereignisses, ausser dem Zeitpunkt, zu welchem dieses stattfindet). Wenn die Kollision dieser Sterne zum gleichen Zeitpunkt stattfindet, zu welchem Jones bemerkt, dass der Stift auf seinem Pult ins Rollen kommt, so lässt sich dieses Ereignis beschreiben als: x , so dass Px und x findet zu dem Zeitpunkt statt, an dem Jones bemerkt, dass der Stift auf seinem Pult ins Rollen kommt. Da ‚Jones bemerkt, dass der Stift auf seinem Pult ins Rollen kommt‘ ein intentionaler Satz ist, handelt es sich auch bei dieser Beschreibung der Sternenkollision um einen intentionalen Satz und bei der Sternenkollision um ein mentales Ereignis: „The collision has now been picked out by a mental description and must be counted as a mental event.“ (Davidson 1970b, 211) Davidson hält fest, dass das Kriterium offensichtlich nicht in der Lage ist, unser intuitives Konzept eines mentalen Ereignisses zu fassen, für sein in „Mental Events“ vorgetragenes Argument ist dies jedoch unproblematisch, schliesslich will er zeigen, dass jedes mentale Ereignis mit einem physikalischen Ereignis identisch ist. Problematisch wäre es, wenn sein Kriterium solche Ereignisse, welche klarerweise als mentale aufgefasst werden, vom Bereich des Mentalen ausschliessen würde. Wenn alle Ereignisse mentale Ereignisse sind, droht diese Gefahr offensichtlich nicht. In Bezug auf das lingualistische Argument ist diese spinozistische Extravaganz (Davidson 1970b, 212) jedoch sehr wohl problematisch. Wenn das Argument zeigen soll, dass der Besitz propositionaler Einstellungen an den Besitz von Sprache geknüpft ist und gleichzeitig propositionale Einstellungen mit mentalen Ereignissen gleichgesetzt werden, dann müssten entweder Sterne sprechen können oder aber nicht jedes Ereignis, welches auf irgendeine beliebige Art mit Hilfe eines intentionalen Satzes beschrieben werden kann, darf als mentales Ereignis bezeichnet werden.

Meines Erachtens besteht kein Anlass für Davidsons Vorwärtsstrategie. Er könnte sich nämlich auf eine Formulierung von Chisholm stützen: „[...] I wish to ask only whether we *can* avoid such use and at the same time say all that we want to be able to say about believing.“ (Chisholm 1956, 130, seine Hervorhebung) Denn auch wenn nach Davidson jedes mentale Ereignis als ein physikalisches Ereignis beschrieben werden kann, kommt diese Umformulierung nicht ohne Verlust. Wenn das Ereignis, welches als eine propositionale Einstellung beschrieben wird, als ein physikalisches Ereignis beschrieben wird, so ist es keine Beschreibung einer propositionalen Einstellung mehr. Und nicht mehr alles, was wir über das Ereignis *als* propositionale Einstellung sagen wollten, kann gesagt werden. Mentale Ereignisse können zwar als physikalische Ereignisse beschrieben werden und jedes mentale Ereignis ist folglich identisch mit einem physikalischen Ereignis. Aber die Identität findet auf der Ebene des Ereignisses statt, nicht auf der Ebene der Beschreibung. Die Beschreibungen unterscheiden sich fundamental und sind nicht ohne Verlust reduzierbar. Dies folgt aus der Unmöglichkeit psycho-physischer Gesetzmässigkeiten, welche Davidson in „Mental Events“ begründet. Davidson beschreibt dies an anderer Stelle so:

We should not be seduced by the fact that each particular which can be identi-

fied in the physical vocabulary can also be identified in the mental vocabulary into thinking that therefore one vocabulary is superfluous. The purpose of a vocabulary is to *classify* particulars, to gather them into classes, and from the fact that each individual in a set can be described in a given vocabulary it does not follow that the set, if it is infinite, or a property that applies to all and only the items in that set, can be defined in that same vocabulary. (Davidson 1999b, 305)

Es bietet sich Davidson ein eleganter Ausweg aus dem oben beschriebenen Problem. Die Kollision zweier entfernter Sterne ist auch dann kein mentales Ereignis, wenn dieses mit Hilfe eines intentionalen Satzes beschrieben werden kann. Denn alles, was wir über die Kollision der Sterne sagen wollen, können wir auch nach der Ersetzung dieses Satzes durch einen rein extensionalen sagen. Dies gilt jedoch nicht für ‚Jones glaubt, dass die entfernte Kollision zweier Sterne seinen Stift ins Rollen gebracht hat.‘ Jones Glauben ist ein mentales Ereignis, nicht jedoch die Kollision zweier entfernter Sterne.

Für die Verwendung des sprachlichen Intentionalitätskriterium als Basis für ein lingualistisches Argument ist es problematisch, wenn nach diesem Kriterium zu viele Ereignisse als mentale Ereignisse eingestuft werden. Aber Davidson hat keinen Grund zuzugeben, dass solche Ereignisse ebenfalls unter dieses Kriterium fallen. Die von Davidson vertretene Identität mentaler Ereignisse mit physikalischen Ereignissen steht einer Verwendung eines sprachlichen Intensionalitätskriteriums nicht im Wege.

Eine direkte Folge davon ist, dass Schmerzen oder Gefühle definitiv aus der Liste der mentalen Ereignisse gestrichen werden. Wenn Davidson (Davidson 1970b, 211) als Kriterium für mentale Ereignisse die semantische Opakheit in der Beschreibung einführt, bemerkt er am Rande, dass nach diesem Kriterium Schmerzen und Gefühle aus dem Bereich des Mentalen ausgeschlossen werden, weil die Beschreibungen solcher Ereignisse nicht semantisch opak sind und somit keine intentionalen Sätze. Dies stehe jedoch in Konflikt mit der weitverbreiteten Annahme, dass es sich bei Gefühlen und Schmerzen um die paradigmatischen Fälle mentaler Ereignisse handelt. Er verwirft jedoch dieses Problem sogleich mit der Bemerkung, dass nach diesem Kriterium nicht nur Schmerzen und Gefühle, sondern *alle* Ereignisse in den Bereich des Mentalen fallen, weil in Analogie zur Sternenkollision jedes Ereignis mit einem intentionalen Satz beschrieben werden kann. Nach meiner oben dargelegten Begründung ist es aber im Hinblick auf die lingualistische Argumentation problematisch, wenn alle Ereignisse als mentale Ereignisse aufgefasst werden. Ich habe vorgeschlagen, dass Davidson keinen Anlass hat, sein Kriterium so aufzufassen, dass tatsächlich alle Ereignisse mentale Ereignisse sind. Als Folge davon fallen jedoch Gefühle und Schmerzen in den Bereich der Sternenkollision. Ich sehe keinen Grund, wieso dies für Davidsons Gesamtkonzeption problematisch sein sollte.

Soweit konnten wir feststellen, dass Davidson in seiner Verwendung des Kriteriums für mentale Ereignisse im Wesentlichen Chisholm folgt. Eine wesentliche Abweichung bleibt jedoch bestehen: Davidson beruft sich nur auf eine der drei von Chisholm vorgeschlagenen Bedingungen für intentionale Sätze. Wieso diese Beschränkung nicht unproblematisch ist und inwiefern sie dennoch gerechtfertigt ist, wird im nächsten Abschnitt untersucht.

3.3 Von drei zu einer Bedingung

Das Intensionalitätsargument geht davon aus, dass es eine wesentliche Eigenschaft propositionaler Einstellungen ist, dass deren Zuschreibung zu semantischer Opakheit führt. Im ersten Teil dieses Kapitels wurde untersucht, inwiefern diese Annahme durch den Verweis auf Frege und durch Davidsons eigene Arbeiten zur semantischen Opakheit begründet wird. Nachdem gezeigt wurde, dass dies nicht der Fall ist, wurde im zweiten Teil ein anderer Begründungsansatz versucht. Davidson charakterisiert in seiner Philosophie des Geistes mentale Ereignisse über ihre Beschreibung als propositionale Einstellungen, welche semantisch opak sind. Dabei verweist er auf den Brentano-Ansatz, wonach es sich bei mentalen Ereignissen um intentionale Ereignisse handelt. Chisholm, auf welchen sich Davidson in diesem Zusammenhang nicht direkt beruft, versucht intentionale Phänomene auf sprachlicher Ebene zu fassen. Intentionale Phänomene sind solche, welche sich durch intentionale Sätze beschreiben lassen. Ein Kriterium für einen intentionalen Satz ist semantische Opakheit. Die dem Intensionalitätsargument zugrundeliegende Annahme der semantischen Opakheit in Zuschreibungen propositionaler Einstellungen könnte über Chisholm und Brentano begründet werden, wenn es sich bei propositionalen Einstellungen um mentale Ereignisse handelt. Ich habe dafür argumentiert, dass propositionale Einstellungen und mentale Ereignisse zumindest sehr eng miteinander verbunden sind, so dass dieser Weg der Begründung möglich ist. Zudem habe ich im letzten Abschnitt gezeigt, dass ein Problem, welches Davidson selbst für diese Art der Charakterisierung auf sprachlicher Ebene sieht, nicht besteht. Es müssen nicht alle Ereignisse als mentale ausgezeichnet werden. Propositionale Einstellungen aufgefasst als mentale Ereignisse lassen sich über die sprachlichen Kriterien Chisholms auszeichnen und diese Art der Auszeichnung ist grundsätzlich auch für Davidson möglich und sie ist für seine Argumentationen im Bereich der Philosophie des Geistes sinnvoll. Im Hinblick auf die lingualistische Argumentation ist dies jedoch problematisch. Dieses Problem stelle ich in der Folge dar und untersuche in den nächsten Abschnitten mögliche Lösungen dafür.

Davidson verwendet nur eine Bedingung für intentionale Sätze, Chisholm deren drei. Chisholm deutet mehrfach an, dass die drei Bedingungen zu einem grossen Teil überlappend sind, insofern viele Sätze, welche eine der Bedingungen erfüllen, auch mindestens eine der beiden anderen erfüllen oder so umformuliert werden können, dass dies der Fall ist (Chisholm 1956, 127; 128). Dies gilt jedoch nicht ausnahmslos für alle Sätze: „But some sentences of the first type seem to resist such transformation into the second type; for example 'I was thinking about you yesterday'.“ (Chisholm 1956; 128) Dies gilt auch für die dritte Bedingung: ‚Ich habe an dich gedacht‘ erfüllt die erste, nicht aber die dritte von Chisholm formulierte Bedingung. Wenn dies zutrifft, so ist die Menge der Sätze, welche mindestens eine der drei Bedingungen erfüllen grösser als die Menge der Sätze, welche nur eine Bedingung erfüllen. Und entsprechend ist die Menge der mentalen Phänomene bei der Anwendung von allen drei Bedingungen grösser als bei der Anwendung von nur einer der drei Bedingungen. Im Hinblick darauf, dass Davidson dieses Kriterium für das Mentale einem Argument für den Lingualismus zugrundelegen könnte, ist dies entscheidend. Das Argument bezieht sich lediglich auf die dritte Bedingung und behauptet, dass im Zusammenhang mit sprachlosen Wesen keine Sätze formuliert werden können, welche diese dritte Bedingung erfüllen. Die Konklusion des Argumentes lautet, dass sprachlosen Wesen deshalb keine propositionalen Einstellungen zugeschrieben werden können und

sie keine propositionalen Einstellungen haben. Wenn es Beschreibungen von Ereignissen im Zusammenhang mit sprachlosen Wesen gibt, welche die erste, aber nicht die dritte Bedingung erfüllen, so würden diese nach Einbezug aller drei Kriterien dem Bereich des Mentalen zugeordnet, was der Konklusion des lingualistischen Argumentes widerspricht. Die Beschränkung auf nur eine Bedingung bedürfte dann einer Begründung.

Nach Davidson erfüllen Zuschreibungen von propositionalen Einstellungen an sprachlose Wesen die dritte Bedingung nicht. Als Ausgangslage für diese Feststellung dient Davidson eine Passage aus einem Aufsatz von Norman Malcolm. Malcolm (Malcolm 1973, 13) beschreibt eine Szene, in der ein Hund nicht bemerkt, dass die von ihm gejagte Katze auf einen Ahornbaum geflüchtet ist und nun eine Eiche anbellt. Malcolm schlägt vor, dass der Hinweis, der Hund denke die Katze sei auf der Eiche, sein Verhalten am besten erklären kann. Davidson bestreitet, dass dem Hund diese propositionale Einstellung zugeschrieben werden kann, da diese nicht semantisch opak ist. *For the sake of the argument* wollen wir annehmen, dass allgemein gilt, dass die Zuschreibung einer propositionalen Einstellung an sprachlose Wesen nie semantisch opak ist und deshalb die dritte Bedingung nicht erfüllt ist. Aber eine solche Zuschreibung würde in jedem Fall die erste Bedingung für intentionale Sätze erfüllen. Weder aus der Aussage, der Hund glaube, die Katze sei auf dem Baum, noch aus ihrer Verneinung, folgt eine Aussage über die Existenz oder die Nicht-Existenz der Katze auf dem Baum. Und selbst wenn wir die Kritik von Davidson bereits befolgen und dem Hund keine Überzeugung zuschreiben, würden alternative Beschreibungen des Verhaltens des Hundes diese Bedingung erfüllen. So könnten wir vielleicht sagen: ‚der Hund sucht die Katze‘ oder ‚der Hund bellt nach der Katze‘. Der Grund dafür liegt im Verhalten des Hundes selbst, welches zu solchen intentionalen Formulierungen Anlass gibt, weil es sich auf etwas richtet, was nicht da ist. Unter Einbezug aller drei Bedingungen kann das Verhalten eines sprachlosen Wesens mit einem intentionalen Satz beschrieben werden und ist dem Bereich des Mentalen zuzuordnen. Die dem lingualistischen Argument zugrundeliegende Reduktion auf eine Bedingung bedarf einer Begründung.

Ich sehe vier Möglichkeiten für eine solche Begründung. Erstens: Es könnte gezeigt werden, dass die drei Bedingungen ko-extensional sind und jeder Satz, welcher eine der Bedingungen erfüllt, auch die anderen erfüllt oder so umformuliert werden könnte, dass dies der Fall ist. Es könnte dann kein Ereignis geben, dessen Beschreibung nur eine der Bedingungen erfüllt und die Feststellung, dass eine Beschreibung eine der Bedingungen nicht erfüllt genügt, um zu zeigen, dass es keine erfüllt. Die dem lingualistischen Argument zugrundeliegende Beschränkung auf eine Bedingung wäre dann gerechtfertigt. Zweitens könnte gezeigt werden, dass im Zusammenhang mit sprachlosen Wesen keine Beschreibungen möglich sind, welche auch nur eine der drei Bedingungen erfüllt. Das lingualistische Argument würde dann auf alle Bedingungen ausgeweitet. Drittens könnte gezeigt werden, dass die Sätze, welche nur die erste oder die zweite, nicht aber die dritte Bedingung erfüllen, auf nicht-intentionale Sätze reduziert werden können. Nur Sätze, welche die dritte Bedingung erfüllen, sind intentionale Sätze. Dadurch reduziert sich der Bereich der intentionalen Phänomene und es ergibt sich ein engerer Begriff von Intentionalität. Wegen der Charakterisierung von mentalen Ereignissen als intentionale Ereignisse, resultierte daraus ebenfalls ein reduzierter Bereich des Mentalen. Davidsons Beschränkung auf eine Bedingung wäre gerechtfertigt, weil es nur diese Bedingung ist, welche die intentionalen Phänomene zuverlässig zu fassen vermag. Es gäbe dann keine Phänomene, welche nach Anwendung

einer der zwei ersten Bedingungen als mentale Phänomene klassifiziert und der Konklusion des lingualistischen Argumentes widersprechen würden. Viertens könnte gezeigt werden, dass nur die dritte Bedingung in der Lage ist, mentale Ereignisse auszuzeichnen. Dazu müsste gezeigt werden, dass Ereignisse, welche die erste oder zweite, nicht aber die dritte Bedingung erfüllen, keine mentalen Ereignisse sind. Dies führte zu einer Reduktion des Bereichs des Mentalen, und entsprechend zu einem engeren Begriff des Mentalen. Der Begriff und der Bereich des Intentionalen bliebe dadurch unangetastet, insofern es möglich wäre, dass Phänomene die erste, aber nicht die dritte Bedingung erfüllen und deshalb als intentional eingestuft werden, dass es sich dabei aber nicht um mentale Phänomene handelte. Dieser engere Begriff des Mentalen dürfte von keinem Ereignis erfüllt werden, welches nicht mit einem sprachfähigen Wesen in Zusammenhang steht, so dass kein Widerspruch zur Konklusion des lingualistischen Argumentes entsteht. Die Beschränkung auf eine Bedingung wäre dann gerechtfertigt.

Die vier Arten der Begründung lassen sich an einem Beispiel illustrieren: Wir unterscheiden zwischen ‚wir suchen den Mörder‘ und ‚wir hängen den Mörder‘, ersteres ist die Beschreibung einer intentionalen Tätigkeit, letzteres nicht. Die beiden Arten von Tätigkeiten können mit Hilfe der ersten Bedingung voneinander unterschieden werden. Aus der Beschreibung der ersten Tätigkeit kann weder auf die Existenz noch die Nicht-Existenz des Mörders am gesuchten Ort geschlossen werden, wir können den Mörder auch suchen, wenn er nicht da ist. Aus der Beschreibung der zweiten Tätigkeit können wir hingegen auf die Existenz des Mörders schliessen: wir können nur hängen, wer da ist. Demnach handelt es sich beim Suchen um eine intentionale Tätigkeit. Oftmals beschreiben wir auch Tätigkeiten sprachloser Wesen als ein Suchen und diese Beschreibungen scheinen die erste Bedingung zu erfüllen: ‚Der Hund sucht die Katze‘ - der Hund kann die Katze suchen, auch wenn diese nicht da ist; weder aus der Wahrheit noch der Falschheit des Satzes kann weder auf die Existenz noch auf die Nicht-Existenz der Katze geschlossen werden. Es handelt sich demnach beim Suchen des Hundes um eine intentionale Tätigkeit und ein mentales Ereignis und insofern mentale Ereignisse mit propositionalen Einstellungen gleichgesetzt werden, widerspricht dies der lingualistischen Konklusion. Ich unterscheide vier mögliche Arten, diesen Widerspruch zu verhindern. Nach der ersten Begründung müssten Suchen-Sätze auch von der dritten Bedingung als mentale Ereignisse ausgewiesen werden. Nach der zweiten Begründung wird verneint, dass sprachlose Wesen etwas suchen können. Nach der dritten Begründung wird bezweifelt, dass es sich beim Suchen um eine intentionale Tätigkeit handelt. Nach der vierten Begründung wird bestritten, dass es sich beim Suchen um ein mentales Ereignis handelt. In der Folge werde ich die vier Arten der Begründung diskutieren. Dabei konzentriere ich mich auf die erste und die dritte Bedingung. Die Nicht-Berücksichtigung der zweiten Bedingung kann teilweise dadurch gerechtfertigt werden, dass die Sätze, welche unter die zweite Bedingung fallen von der grammatikalischen Struktur jenen, welche unter die dritte Bedingung fallen, ziemlich ähnlich sind und deshalb eine Umformulierung oder Anpassung auch in denen Fällen, in denen ein Satz nur unter die zweite Bedingung fällt, möglich erscheint. Ich werde vorschlagen, dass die vierte Art der Begründung für Davidson die erfolgsversprechendste ist.

3.3.1 Erste Begründung der Beschränkung

Für die erste Art der Begründung findet sich ein Ansatz bei Chisholm. Im Zusammenhang mit der dritten Bedingung schreibt er in einer Fussnote: „By adopting Frege’s theory of meaning - or his terminology - we could make this criterion do the work of our first two.“ (Chisholm 1956, 128) Chisholm führt dies nicht näher aus, ein Vergleich der Formulierung der dritten Bedingung mit jener von Frege kann aber erklären, wie dies gemeint sein könnte. Im Gegensatz zu Chisholm findet sich bei Frege keine vorgängige Einschränkung auf Sätze mit einer bestimmten grammatikalischen Struktur, also Sätze, bei denen ein einleitender Hauptsatz von einem Nebensatz gefolgt wird und die Ersetzung des Nebensatzes zu einer Veränderung des Gesamtsatzes führt. Frege versucht die Unterscheidung von Sinn und Bedeutung von Ausdrücken und Sätzen mit dem Kompositionalitätsprinzip und dem Substitutionsprinzip zu vereinbaren. In der Folge versucht er für alle Fälle, bei welchen diese beiden Prinzipien in Konflikt geraten, eine Lösung zu präsentieren. Tatsächlich untersucht er ebenfalls nur Satzkonstruktionen, in denen ein einleitender Hauptsatz von einem Nebensatz gefolgt wird und keine Sätze wie ‚Jones dachte an Jane‘ oder ‚Jane sucht Jones‘. Aber insofern gesagt werden könnte, dass eine Ersetzung von ‚Abendstern‘ durch ‚Morgenstern‘ in ‚Jane denkt an den Morgenstern‘ zu einer Veränderung des Wahrheitswertes führen kann, müsste er auch für solche Fälle eine Lösung anbieten. Und es scheint unproblematisch, solche Fälle ebenfalls in den Bereich der Satzkonstruktionen aufzunehmen, in welchen ein Satzteil in ungerader Bedeutung steht und entsprechend nur eine sinngleiche Ersetzung eine Veränderung der Gesamtbedeutung verhindert. ‚Jane sucht Jones‘ und ‚Jones dachte an Jane‘ könnten dann ebenfalls als semantisch opak bezeichnet werden. Wenn die dritte Bedingung von Chisholm so formuliert würde, dass semantisch opake Sätze intentional sind, würden alle Sätze, welche die erste Bedingung erfüllen auch die dritte erfüllen.

Mit einer solchen Behandlung verschwindet aber das Phänomen, welches Chisholm ursprünglich mit der Anwendung der ersten Bedingung einfangen wollte, aus dem Blickfeld. Das Phänomen nämlich, dass intentionale Tätigkeiten auf etwas gerichtet sein können, was nicht existiert. Die erste Bedingung fängt auf sprachlicher Ebene präzise diese Eigenschaft intentionaler Tätigkeiten ein. Die dritte Bedingung hingegen fängt eine andere Eigenschaft ein, nämlich die, dass bei bestimmten intentionalen Tätigkeiten auf etwas in einer bestimmten Gegebenheitsweise Bezug genommen wird. Es erscheint mir sinnvoll, diese beiden Eigenschaften von intentionalen Tätigkeiten voneinander zu unterscheiden, was für die Unterscheidung der beiden Bedingungen spricht. Denn es scheint intentionale Tätigkeiten zu geben, welche nur eine der beiden Eigenschaften aufweisen. ‚June glaubt, dass der Morgenstern ein Planet ist‘ erfüllt paradigmatischerweise die dritte Bedingung, aber erfüllt er auch die erste Bedingung? Zwar könnte gesagt werden, dass weder der Satz noch seine Verneinung die Existenz oder Nicht-Existenz des Abendsterns *als* Planeten implizieren, aber dies gilt nicht für die Existenz eines Sterns als solchen. Die Eigenschaft von Junes Tätigkeit, welche mit der dritten Bedingung an ihre Beschreibung eingefangen wird, ist, dass sie auf in einer bestimmten Gegebenheitsweise auf etwas Bezug nimmt. Umgekehrt ist unklar, ob all die Sätze, welche unter die erste Bedingung fallen, tatsächlich semantisch opak sind. Es mag zwar zutreffen, dass ‚Jones dachte an June‘ wahr ist, während ‚Jones dachte an seine Ex-Frau‘ falsch ist, obwohl sich June später von Jones trennte und zu seiner Ex-Frau wurde. Dies widerspiegelt, dass wir an etwas in einer Gegebenheitsweise

denken, was die semantische Opakheit eines solchen Satzes erklärt. Aber es ist zumindest zweifelhaft, ob dies auch auf ‚Jones sucht Jane‘ zutrifft. Auch wenn dies auf diese konkrete Formulierung zutreffen sollte und es falsch wäre zu sagen, Jones suchte seine Ex-Frau, wenn seine Suche zu einem Zeitpunkt vor ihrer Trennung stattgefunden hat, so gibt es für Suchen-Sätze immer eine rein extensionale *de re* Lesart der Art ‚Jones sucht *X*‘, in welcher die Beschreibung von *X* keinen Einfluss auf den Wahrheitswert des Satzes hat. Für solche Sätze ist die Bedingung der semantischen Opakheit nicht erfüllt, die erste Bedingung aber bleibt erfüllt: Weder der Satz noch seine Verneinung implizieren die Existenz oder die Nicht-Existenz des Gesuchten. Die erste und die dritte von Chisholm formulierten Bedingungen sind nicht koextensional, sie betreffen je unterschiedliche Eigenschaften von Tätigkeiten, welche diese zu mentalen Tätigkeiten machen.

3.3.2 Zweite Begründung der Beschränkung

Die zweite Art der Begründung betrifft nicht die Bedingungen an intentionale Sätze, sondern deren Anwendbarkeit auf bestimmte Ereignisse. Wenn die drei Bedingungen nicht ko-extensional sind und es Sätze gibt, welche unter die erste, nicht aber unter die dritte Bedingung fallen, wäre dies dann ein Problem für das Intensionalitätsargument, wenn dadurch sprachlosen Wesen mentale Ereignisse zugeschrieben werden. Die zweite Art der Begründung verneint, dass das Verhalten sprachloser Wesen mit Sätzen, welche die erste Bedingung erfüllen, beschrieben werden kann. Das lingualistische Argument würde ausgeweitet und es gibt dann keine Ereignisse, welche im Widerspruch zur lingualistischen Konklusion stehen. Ist eine solche Ausweitung begründet?

Das ursprüngliche lingualistische Argument geht von der Annahme aus, dass es eine wesentliche Eigenschaft von Zuschreibungen propositionaler Eigenschaften oder allgemeiner Beschreibungen intentionaler Ereignisse ist, dass diese semantisch opak sind. Dieser Annahme folgt die Feststellung, dass Sätze, welche das Verhalten sprachloser Wesen beschreiben, nicht semantisch opak sind. Daraus folgt die lingualistische Konklusion: sprachlose Wesen besitzen keine propositionalen Einstellungen. Ein analoges Argument für die erste Bedingung kann folgendermassen beschrieben werden: Die Unmöglichkeit, aus dem Satz oder seiner Verneinung auf die Existenz oder die Nicht-Existenz eines Objektes zu schliessen ist eine wesentliche Eigenschaft von Beschreibungen intentionaler Ereignisse. Beschreibungen des Verhaltens sprachloser Wesen weisen diese Eigenschaft nicht auf. Daraus folgt, dass sprachlose Wesen keine intentionalen Tätigkeiten ausführen können. Zusammengefasst ergibt sich aus diesen beiden Ansätzen ein ausgeweitetes Argument: Es ist eine wesentliche Eigenschaft von intentionalen Ereignissen, dass deren Beschreibung die erste oder die zweite Bedingung erfüllt. Die Beschreibung des Verhaltens sprachloser Wesen erfüllt nie eine der beiden Bedingungen. Also können sprachlose Wesen keine intentionalen Tätigkeiten ausführen. Wenn dieses Argument als stichhaltig akzeptiert wird, dann gibt es keine Ereignisse im Zusammenhang mit sprachlosen Wesen, welche nach der ersten, nicht aber nach der dritten Bedingung als mentale Ereignisse aufgefasst werden.

Aber das Argument ist nicht stichhaltig. Da es die exakt gleiche Struktur wie das Intensionalitätsargument hat, ist es - die Gültigkeit des Intensionalitätsargumentes vorausgesetzt - gültig. Aber das Argument enthält als Prämisse eine Aussage, welche nicht zu begründen ist: Die Sätze, welche zur Beschreibung des Verhaltens sprachloser Tiere ver-

wendet werden, erfüllen in keinem Fall die erste Bedingung. Die analoge Aussage im Intensionalitätsargument bezüglich der dritten Bedingung wird von Davidson ebenfalls nicht begründet, aber seine Behauptung hat zumindest eine gewisse *prima facie* Plausibilität: Können wir uns wirklich einen Fall vorstellen, in dem ‚der Hund glaubt, dass die Katze auf dem Baum ist‘ wahr, aber irgend ein Satz der Form ‚der Hund glaubt, dass *X* auf dem Baum ist‘ falsch ist, wobei für *X* ein Ausdruck eingesetzt werden kann, der für die vom Hund verfolgte Katze steht. Die Behauptung erhält ihre Plausibilität durch den Verweis auf semantische Intuitionen. Dadurch kann ein Unterschied festgestellt werden zwischen ‚der Hund glaubt, dass die Katze auf dem Baum ist‘ und ‚Jim glaubt, dass die Katze auf dem Baum ist‘. Eine derartige Plausibilisierung ist für die Behauptung, dass keine Beschreibung eines Verhaltens eines sprachlosen Wesens die erste Bedingung erfüllt, nicht möglich. Es gibt keine Intuition, die in dieser Hinsicht einen Unterschied ausmacht zwischen ‚Jim sucht die Katze‘ und ‚der Hund sucht die Katze‘. Denn diese Intuition müsste darin bestehen, dass aus der Aussage, der Hund suche die Katze, auf die Existenz oder die Nicht-Existenz der Katze geschlossen werden kann, während dies bei der Aussage über Jim nicht der Fall ist. Es gibt keine Intuition, wonach Hunde nur suchen können, was da ist.

An unsere sprachlichen Intuitionen kann nicht appelliert werden. Andere Versuche, die Behauptung zu begründen, scheitern hingegen an einem anderen prinzipiellen Problem. Um die Behauptung, dass die Beschreibungen des Verhaltens sprachloser Tiere die erste Bedingung nicht erfüllen, zu begründen, könnte auf einen Unterschied im Verhalten von Jim und dem Hund hingewiesen werden. Der Unterschied würde grob gesagt darin bestehen, dass sich bei dem, was als Jims Suche beschrieben wird um eine intentionale Tätigkeit handelt, bei dem, was wir als die Suche des Hundes bezeichnen, aber nicht. Deshalb wäre die Anwendung des Begriffs ‚suchen‘ nur in Bezug auf Jim, nicht aber in Bezug auf den sprachlosen Hund gestattet. Dies würde jedoch dem grundsätzlichen Ansatz Chisholms zuwiderlaufen, welcher nach sprachlichen Kriterien für Intentionalität sucht. Insofern Davidson dieser Vorgehensweise im Grundsatz folgt, beginge er eine *Petitio Principii*, würde er vorgängig einen Unterschied bezüglich der Intentionalität zwischen dem Verhalten des Hundes und jenem von Jim bestimmen.

Es kommt vor, dass die Beschreibung des Verhaltens sprachloser Wesen die erste Bedingung für intentionale Sätze erfüllt. Es gelingt weder zu zeigen, dass solche Sätze diese Bedingung eigentlich nicht erfüllen, noch, dass solche Sätze eigentlich gar nicht angewandt werden können. Unabhängig davon, wie plausibel die Begründung für die dem Intensionalitätsargument zugrundeliegende Behauptung über die dritte Bedingung ist, die Behauptung, dass auch die erste Bedingung für die Beschreibung des Verhaltens sprachloser Wesen nicht erfüllt ist, kann nicht begründet werden.

3.3.3 Dritte Begründung der Beschränkung

Die dritte Art der Begründung kann ebenfalls an einen Gedankengang Chisholms anknüpfen. Die prominentesten Einwände gegen Chisholms Intentionalitätskriterium bestehen in einem Versuch, intentionale Sätze so umzuformulieren, dass sie nicht mehr intentional sind. Drei solcher Ansätze weist Chisholm zuerst zurück (Chisholm 1956, 134-144), den vierten Ansatz hält er für am erfolgsversprechendsten und sieht ihn in einigen Fällen bereits

als erfolgreich an. Diesen vierten Ansatz bezeichnet Chisholm als Erfüllungs-Ansatz und führt diesen auf die pragmatische Wahrheitsauffassung von William James (James 2014; vgl. Basile und Röd 2014, 120-126) zurück. Wie auch die drei anderen Ansätze untersucht Chisholm diesen in Bezug auf Überzeugungszuschreibungen. ‚*S* glaubt, dass *p*‘ bedeutet demnach ‚*S* ist in einem körperlichen Zustand, welcher erfüllt/befriedigt wird, wenn *S* feststellt, dass *p*‘. Dieser zweite Satz ist nicht intentional. Ich nenne dieses Vorgehen zur Reduktion intentionaler auf nicht-intentionale Sätze *James-Schema*. Wenn alle Sätze, welche intentionale Phänomene beschreiben, nach dem James-Schema in nicht-intentionale Sätze übersetzt werden können, ist die Chisholm-These widerlegt.

Chisholm stellt fest, dass das James-Schema nicht in der Lage ist, gewöhnliche Überzeugungszuschreibungen zu fassen: „Our definitions, as they stand, are much too simple; they cannot be applied, in any plausible way, to those situations for which we ordinarily use the words ‚believe‘, ‚take‘ and ‚expect‘.“ Um dies zu illustrieren, fragt er: „How should we re-express the statement ‚James believes there are tigers in India?‘“ (Chisholm 1956, 146) In seiner Antwort auf diese Frage führt er die Idee, dass gewöhnliche Überzeugungssätze und andere Zuschreibungen propositionaler Einstellungen nach diesem Schema in nicht-intentionale Sätze übersetzt werden können, rasch ins Absurde. Und dadurch führt Chisholm generell die Idee ad absurdum, dass alle intentionalen Sätze nach dem James-Schema in nicht-intentionale Sätze übersetzt werden könnten.

Aber Chisholm hält dem Ansatz zugute, dass er für bestimmte einfachere Fälle von intentionalen Sätzen angewendet werden könnte. Als Beispiele nennt er ‚der Hund erwartet geschlagen zu werden‘ und ‚das Baby erwartet gefüttert zu werden‘. In solchen Sätzen scheint es möglich den körperlichen Zustand zu beschreiben, in welchem sich der Hund oder das Baby befinden müssten, so dass sinnvollerweise davon gesprochen werden könnte, dass dieser befriedigt würde, wenn sie geschlagen oder gefüttert werden. Es könnte nun sein, dass es sich bei diesen einfachen Fällen gerade um die Phänomene handelt, welche nur durch die erste, nicht aber durch die dritte Bedingung dem Bereich des Mentalen zugeordnet werden. Dies gilt auf jeden Fall für die beiden genannten Erwartungs-Sätze. Und dies gilt auch für Suchen-Sätze, welche ich weiter oben als Beispiel für Sätze, welche die erste aber nicht die dritte Bedingung erfüllen, betrachtet habe.

Aber wie könnten wir zeigen, dass es für alle Sätze gilt, für welche nur die erste Bedingung erfüllt ist? Vielleicht müssen wir dies gar nicht zeigen. Interessant ist nämlich, dass Chisholm mit dem Baby und dem Hund zwei nicht-sprachfähige Wesen wählt, um Fälle zu beschreiben, welche nach der James-Methode aus dem Bereich des Mentalen ausgeschlossen werden können. Könnte es sein, dass die Möglichkeit der oben beschriebenen Reduktion auf nicht-intentionale Sätze mit der Unterscheidung zwischen sprechenden und sprachlosen Wesen zusammenfällt. Wenn dem so wäre, müssten für die Anwendbarkeit dieses Lösungsansatzes für Davidson nicht einmal alle Sätze, welche nur die erste Bedingung erfüllen, auf nicht-intentionale Sätze zurückgeführt werden können, sondern nur jene, welche Aktivitäten sprachloser Wesen beschreiben. In diese Richtung weist eine von Wittgenstein angedeutete Unterscheidung, auf welche sich Chisholm mit der Wahl seines Beispiels ziemlich direkt bezieht:

Wir sagen, der Hund fürchtet, sein Herr werde ihn schlagen; aber nicht: er fürchte, sein Herr werde ihn morgen schlagen. (Wittgenstein 1953, 475)

Nach Wittgenstein unterscheiden sich sprechende von sprachlosen Wesen nicht allgemein dadurch, dass Sätze wie ‚sie sucht x ‘ und ‚sie erwartet x ‘ oder ‚sie fürchtet x ‘ zur Beschreibung ihres Verhaltens angewendet werden können. Sie unterscheiden sich durch das, was an die Stelle von x in solchen Sätzen eingesetzt werden kann, d.h. worauf sich ihre Befürchtung, Suche oder Erwartung beziehen können. Wittgenstein formuliert keine Bedingungen, nach denen dies unterschieden werden könnte und er würde wohl bestreiten, dass solche Kriterien allgemein formuliert werden können.³¹ Aber zumindest in diesem Beispiel ist die Unterscheidung parallel zur Unterscheidung zwischen reduzierbaren und nicht-reduzierbaren Sätzen. ‚Der Hund fürchtet, sein Herr werde ihn schlagen‘ könnte nach dem James-Schema reduziert werden, während dies bei ‚der Hund fürchtet, sein Herr werde ihn morgen schlagen‘ schon eher bezweifelbar ist. Somit könnten alle Sätze, welche das Verhalten sprachloser Wesen beschreiben und nur die erste Bedingung erfüllen, mit der James-Methode auf nicht-intentionale Sätze reduziert werden.

Die Hypothese lautet: Sätze, welche nur die erste, nicht aber die dritte Bedingung erfüllen und das Verhalten sprachloser Wesen beschreiben, können mit der James-Methode auf extensionale Sätze reduziert werden und sind somit keine intentionalen Sätze. Wenn dies zutrifft, könnten die Sätze, welche die erste Bedingung erfüllen und zur Beschreibung des Verhaltens sprachloser Wesen dienen, auf extensionale Sätze reduziert werden. Es gäbe dann keine für das lingualistische Argument problematischen Fälle von Beschreibungen des Verhaltens sprachloser Wesen, welche die erste, nicht aber die dritte Bedingung erfüllen.

Mit diesem Ansatz machte sich Davidson keiner *Petitio Principii* schuldig. Und der Ansatz steht auch nicht im Widerspruch zu den von Davidson an mehreren Stellen formulierten Zweifeln an der Möglichkeit einer behavioristischen Reduktion intentionaler Sätze (Davidson 1987, 23; Davidson 1995a, 118-120; Davidson 1997a, 69; Davidson 2004b, 65). Die von Davidson behandelten reduktionistischen Ansätze betreffen Zuschreibungen propositionaler Einstellungen und das dabei verwendete Vokabular wie ‚glauben‘, ‚wünschen‘ und ‚beabsichtigen‘. Davidson begründet seine Zweifel am Erfolg solcher Reduktionen mit der holistischen Natur solcher Zuschreibungen und mit der dabei zur Anwendung kommenden Rationalitätsunterstellung (Davidson 1970b, 221). Diese Begründungen betreffen explizit nicht jenes Vokabular und jene Sätze, welche nur unter die erste Bedingung fallen, also Sätze mit ‚suchen‘ oder ‚erwarten‘. Eine Reduktion solcher Sätze auf nicht-intentionale Sätze wird von Davidsons Argumenten gegen behavioristischen Reduktionismus nicht getroffen.

Wenn es zutrifft, dass alle Beschreibungen des Verhaltens sprachloser Wesen, welche nur unter die erste Bedingung, nicht aber unter die dritte fallen, auf nicht-intentionale Sätze zurückgeführt werden können, so wäre Davidsons Beschränkung auf die dritte Bedingung für intentionale Sätze gerechtfertigt. Es gäbe dann keine Ereignisse, welche nach Anwendung der ersten Bedingung als mentale Ereignisse ausgewiesen würden, aber im Wi-

³¹Wittgenstein deutet aber weiter an, dass die Unterscheidung zwischen sprachlosen und sprechenden Wesen nicht nur mit einer Unterscheidung einhergeht von dem, worauf sich bestimmte Zustände beziehen können, sondern auch zwischen Zuständen an sich: „Kann nur hoffen, wer sprechen kann? Nur der, der die Verwendung einer Sprache beherrscht. D.h., die Erscheinungen des Hoffens sind Modifikationen dieser komplizierten Lebensform. (Wenn ein Begriff auf einen Charakter der menschlichen Handschrift abzielt, dann hat er keine Anwendung auf Wesen, welche nicht schreiben.)“ (Wittgenstein 1953, 489) Die Klammerbemerkung macht aber weiter deutlich, dass von dieser Unterscheidung allein nicht viel anderes abhängt; ein Schluss auf allgemeine Fähigkeiten sprachloser Wesen wäre dadurch nicht gerechtfertigt.

derspruch zur lingualistischen Konklusion stünden. Gegen diese Begründung lassen sich keine prinzipiellen Einwände formulieren wie gegen die ersten beiden und sie ist diesen klar überlegen. Solange allerdings keine Kriterien angegeben werden können für die Inhalte, auf die sich sprachlose Wesen beziehen können und begründet werden kann, dass Beschreibungen davon immer nach dem James-Schema reduziert werden können, bleibt der Verdacht bestehen, dass es sich lediglich um eine ad hoc Begründung handelt.

3.3.4 Vierte Begründung der Beschränkung

Das Intensionalitätsargument formuliert die semantische Opakheit in der Zuschreibung propositionaler Einstellungen als Kriterium für den Besitz propositionaler Einstellungen und somit für Denken und Rationalität. Davidson kann nicht zeigen, wieso die semantische Opakheit das Kriterium für eine solch weitreichende Unterscheidung ist. Einen Ansatz zu einer Antwort liefern die Arbeiten Chisholms, welcher ebenfalls sprachliche Kriterien für das Mentale entwickelt. Die Grundlage ist die, dass Intentionalität als Merkmal des Mentalen bestimmt wird und es wird angenommen, dass sich die Intentionalität mit den formulierten Bedingungen für intentionale Sätze auf sprachlicher Ebene einfangen lässt. Wenn wir dies Chisholm zugeben, kann dies zur Begründung des Intensionalitätsargumentes verwendet werden, insofern ich mit meiner Behauptung des engen Zusammenhangs zwischen mentalen Ereignissen und propositionalen Einstellungen Davidson richtig interpretiere. In der bisherigen Untersuchung habe ich ein Problem formuliert, welches sich für Davidson dabei stellt: Wenn er sich auf die Idee Chisholms verlässt und mentale Ereignisse bzw. propositionale Einstellungen über die Bedingungen für intentionale Sätze auf sprachlicher Ebene bestimmt, werden zu viele Phänomene diesem Bereich zugeordnet, da Chisholm nicht nur eine sprachliche Bedingung, sondern deren drei formuliert. Insbesondere fallen dann auch Verhaltensweisen sprachloser Wesen in diesen Bereich, was der lingualistischen Konklusion widerspricht. Um den Ansatz Chisholms für die lingualistische Argumentation brauchbar zu machen, muss Davidson begründen, dass dieser auf die Anwendung nur einer Bedingung reduziert werden kann.

Die Schwierigkeit einer solchen Begründung liegt darin, dass Chisholms drei Bedingungen je unterschiedliche, aber eng miteinander zusammenhängende Aspekte intentionaler Phänomene auf sprachlicher Ebene abbilden, wovon jeder alleine hinreichend ist um intentionale Phänomene als solche auszuzeichnen. Die ersten zwei Wege, eine solche Reduktion zu begründen, habe ich zurückgewiesen, die dritte Begründung für die Beschränkung auf eine Bedingung hat zur Folge, dass der Bereich der intentionalen Phänomene eingeschränkt wird, indem gezeigt wird, dass eine bestimmte Art von Sätzen, welche scheinbar die erste Bedingung erfüllen, diese gar nicht wirklich erfüllen. Wenn die Katze die Maus sucht, der Hund befürchtet, geschlagen zu werden oder das Baby erwartet, dass es gefüttert wird, handelt es sich demnach nicht um intentionale Tätigkeiten. Diese Art der Reduktion bedürfte allerdings weiterer Begründung. Es müsste gezeigt werden, dass die Umformulierung in einen extensionalen Satz für alle Sätze dieser Art - das heisst für alle Beschreibungen von Verhaltensweisen von sprachlosen Wesen - möglich ist. Während die dritte Begründung eine Einschränkung im Bereich des Intentionalen versuchte, zielt die vierte Begründung auf eine Einschränkung des Mentalen ab.

Hierzu müsste weder bestritten werden, dass das Verhalten sprachloser Wesen zu Be-

schreibungen Anlass gibt, welche die erste Bedingung erfüllen noch, dass es sich um intentionale Tätigkeiten handelt, wenn etwas zu einer solchen Beschreibung Anlass gibt. Es würde jedoch bestritten, dass alle intentionalen Ereignisse auch mentale Ereignisse sind. Demnach kann akzeptiert werden, dass die Suche der Katze, die Befürchtung des Hundes oder die Erwartung des Babys intentionale Tätigkeiten sind - es wird jedoch bestritten, dass es sich dabei um ein mentales Phänomen handelt. Das drohende Problem für die lingualistische Position könnte gelöst werden, wenn kein Phänomen, welches nach Anwendung der ersten Bedingung als intentional eingestuft, aber einem sprachlosen Wesen zugeschrieben wird, als ein mentales Phänomen bestimmt wird. Ich werde in der Folge zeigen, dass Davidson die Ressourcen für eine solche Einschränkung zur Verfügung stehen und vorschlagen, dass es sich dabei um die überzeugendste Begründung für die Reduktion auf nur eine Bedingung handelt.

In seiner Philosophie des Geistes, namentlich in der Entwicklung des Anomalen Monismus, ist Davidson darauf angewiesen, mentale Ereignisse von anderen Ereignissen zu unterscheiden. Er charakterisiert diese dadurch, dass sie sich als propositionale Einstellungen beschreiben lassen und dass diese Beschreibungen semantisch opak sind. Als Erklärung für die auftretende semantische Opakheit kann aus dem Zusammenhang geschlossen werden, dass dies auf ihre Intentionalität zurückgeführt werden kann. Für den Zusammenhang der Arbeiten zur Philosophie des Geistes kann diese Erklärung genügen, als Erklärung im Zusammenhang mit einer lingualistischen Argumentation ist dies jedoch keine befriedigende Erklärung, da mit Verweis auf die Intentionalität auch andere Phänomene als propositionale Einstellungen als mentale Ereignisse bestimmt werden müssten. Dass die Katze eine Maus sucht und dass eine Maus vor einer Katze flieht, sind intentionale Beschreibungen, welche das entsprechende Verhalten als intentional klassifiziert. Diese Verhalten jedoch von der Fähigkeit zu sprechen abhängig zu machen, ist absurd. Wenn es jedoch gelingt, jene Phänomene, welche Kandidaten für propositionale Einstellungen sind, vorgängig von der Anwendung des Intensionalitätstests zu bestimmen, dann könnte dieser mit Verweis auf die Intentionalität begründet werden und würde nur solche Phänomene einschliessen, für welche die lingualistische Behauptung nicht a priori absurd ist. Für eine Einschränkung exakt dieser Art bietet Davidsons Philosophie des Geistes die Ressourcen.

Die leitende Frage für Davidsons Untersuchungen im Bereich der Philosophie des Geistes lautet:

Mental events such as perceivings, remembering, decisions, and actions resist capture in the nomological net of physical theory. How can this fact be reconciled with the causal role of mental events in the physical world? (Davidson 1970b, 207)

Davidson geht davon aus, dass mentale Ereignisse sich nicht unter Gesetze fassen lassen, dass diese jedoch mit anderen Ereignissen in kausaler Beziehung stehen. Zusammen mit der weiteren Annahme, dass kausale Beziehungen unter Gesetze fallen, führt dies zu einem scheinbaren Problem, das einer Lösung bedarf. Eine solche Lösung schlägt Davidson in *Mental Events* und an anderer Stelle vor.

In der Darstellung Davidsons lässt sich das Problem, welches zu seiner vorher zitierten Frage Anlass gegeben hat, mit Hilfe von drei Prinzipien einführen, welche nach Davidson allesamt wahr sind, aber gemeinsam zu einem Widerspruch zu führen scheinen (vgl. 3.2.2).

Für zwei der Prinzipien führt Davidson nicht an, weshalb diese angenommen werden sollten, für das Prinzip der Anomalie des Mentalen formuliert er hingegen einen Beweis. Der Beweis besteht darin zu zeigen, dass das Vokabular oder allgemeiner die Art des Sprechens, welche im Zusammenhang mit mentalen Ereignissen zur Anwendung kommt, nicht geeignet ist, um unter Gesetze gebracht zu werden (Davidson 1970b, 215-223; vgl. auch 6.1). Der Grund dafür besteht in den konstitutiven Prinzipien, die dieser Art des Sprechens zugrundeliegen und welche sich nicht mit jenen Prinzipien vertragen, welche einer Sprache zugrunde liegt, welche zur Formulierung gesetzesartiger Zusammenhänge in der Lage ist.

Mit diesem Beweis stellt Davidson keinerlei Zusammenhang zur Intentionalität von mentalen Phänomenen her, sondern zu deren Rationalität.³² Der Beweis bezieht sich nicht auf Eigenschaften der mentalen Ereignisse, sondern von Eigenschaften der Sprache, die zu ihrer Beschreibung verwendet wird. Ein Blick auf den Beweis macht klar, um welche Art von Sprache es sich dabei handelt und für die Beschreibung welcher Ereignisse diese verwendet wird. Es ist die Sprache propositionaler Einstellungen und es geht um Beschreibungen und Begründungen im Zusammenhang mit Handlungen.

Die Anomalie mentaler Ereignisse wird dadurch begründet, dass die Sprache, in welchen diese beschrieben werden, nicht für die Formulierung von Gesetzen geeignet ist. Diese kommt nur in Zusammenhang mit Handlungen zur Anwendung; Beschreibungen propositionaler Einstellungen dienen zur Beschreibung, Erklärung und Begründung von Handlungen. Es ergibt sich daraus die Möglichkeit einer Einschränkung: Mentale Ereignisse sind solche, deren Beschreibung zur Beschreibung, Begründung oder Erklärung von Handlungen dienen.³³ Diese Einschränkung lässt sich aus dem Beweis für die Anomalie des Mentalen ableiten, da der Beweis nur für diese Art von Sätzen gilt. Wenn wir am Zusammenhang zwischen mentalen Ereignissen und propositionalen Einstellungen festhalten, ergibt sich diese Möglichkeit der Charakterisierung von propositionalen Einstellungen.

Es handelt sich dabei ebenfalls um ein sprachliches Kriterium für propositionale Einstellungen. Aber es unterscheidet sich von den von Chisholm genannten Bedingungen dadurch, dass es nicht eine grammatikalische oder im weitesten Sinne semantische Eigenschaft dieser Sätze betrifft, sondern ihren funktionalen Zusammenhang. Es handelt sich um ein pragmatisches Kriterium. Wenn wir daran festhalten, dass propositionale Einstellungen mentale Ereignisse sind, ergibt sich daraus eine Charakterisierung von propositionalen Einstellungen: Propositionale Einstellungen sind Ereignisse, deren Beschreibung zur Begründung von Handlungen dienen kann. Dadurch wird der Bereich des Mentalen insgesamt im Vergleich zu Brentano und Chisholm eingeschränkt. Mentale Ereignisse sind Ereignisse, deren Beschreibung als Begründung von Handlungen dienen kann. Der Bereich des Intentiona-

³²Der Begriff der Rationalität ist in diesem Zusammenhang problematisch, da er sich nicht mit jenem decken kann, den Davidson verwendet, um überhaupt die Frage nach *rationale* Wesen zu stellen und dies sodann über den Besitz propositionaler Einstellungen charakterisiert. Ersteren halte ich für einen technischen Begriff, dieser kann letztlich auch ersetzt werden. Der Begriff, auf den ich mich hierbei beziehe, ist kein technischer, sondern ein vortheoretischer. Rational hat in diesem Sinn damit zu tun, dass etwas *begründet* ist, dass etwas nicht im Widerspruch zu anderem steht. Rational sind Handlungen, was nicht heisst, dass diese auch irrational sein könnten.

³³Diese Charakterisierung mentaler Ereignisse hat zwei Konsequenzen, die zumindest auf den ersten Blick nicht der Auffassung Davidson entsprechen: Handlungen selbst wären dann keine mentalen Ereignisse und alle Ereignisse, welche nicht unmittelbar mit einer Handlung im Zusammenhang stehen ebenfalls nicht. Ich werde die Einschränkung des Bereichs des Mentalen in beiderlei Hinsicht an späterer Stelle begründen (7.1).

len wird dadurch nicht berührt, aber der Bereich des Mentalen als ein Teilbereich davon aufgefasst.

Propositionale Einstellungen werden demnach durch ein zweifaches Kriterium bestimmt. Es handelt sich bei propositionalen Einstellungen zuerst um die Phänomene, deren Beschreibungen zur Beschreibung, Erklärung und Begründung von Handlungen dienen. Weiter müssen diese Beschreibungen semantisch opak sein.

Das Intensionalitätsargument kann auf dieser Grundlage präziser formuliert werden. Propositionale Einstellungen werden beschrieben, um Handlungen zu begründen. Diese Beschreibungen sind semantisch opak. Falls es sich bei der Beschreibung einer propositionalen Einstellung zum Zweck einer Handlungsbeschreibung oder -begründung nicht um einen semantisch opaken Satz handelt, dann handelt es sich nicht wirklich um die Beschreibung einer propositionalen Einstellung. Nur im Zusammenhang mit sprachfähigen Wesen ist es möglich, dass solche Beschreibungen semantisch opak sind. Nach dem epistemischen Intensionalitätsargument wird daraus auf die Unzuschreibbarkeit propositionaler Einstellungen an sprachlose Wesen geschlossen. Nach dem ontologischen Intensionalitätsargument darauf, dass sprachlose Wesen keine propositionalen Einstellungen besitzen.

Mit der Hinzunahme eines zweiten sprachlichen Kriteriums für propositionale Einstellungen und der damit einhergehenden Beschränkung des Bereichs mentaler Phänomene, gelingt es, zu verhindern, dass mit Hilfe der sprachlichen Kriterien für intentionale Phänomene zwar möglicherweise solche ausgeschlossen werden, welche nach dem lingualistischen Argument ausgeschlossen gehören, dass aber wegen der anderen Kriterien andere Ereignisse als intentionale mitberücksichtigt werden müssen und diese sprachlosen Wesen nicht abgesprochen werden können. Der Intensionalitätstest kann dann so aufgefasst werden, dass er mögliche Fehlzuschreibungen verhindert, welche offenbar das pragmatische Kriterium nicht zu verhindern in der Lage ist. Denn offenbar können wir das Vokabular von Handlungen und Gründen auch in Zusammenhängen anwenden, in denen wir nicht von echten Gründen sprechen wollen. Wir können das Verhalten der Rakete analog und unter Verwendung desselben Vokabulars beschreiben und erklären, wie das Verhalten unserer Mitmenschen. Dabei verwenden wir Sätze, welche nach dem soeben eingeführten pragmatischen Kriterium dazu führen, der Rakete propositionale Einstellungen zuzuschreiben. Der Intensionalitätstest als zweites Kriterium könnte dies verhindern.

Die von Chisholm vorgeschlagenen sprachlichen Kriterien für die Auszeichnung *intentionaler* (und nach seiner Auffassung mentaler) Phänomene, sollten dann nicht auf beliebige Sätze zur Beschreibung beliebiger Phänomene, sondern auf Sätze zur Beschreibung *mentaler* (im Sinne von rationalen) Phänomene angewendet werden. Das Verhalten der Rakete gibt Anlass zur Beschreibung mit Hilfe des Handlungsvokabulars, womit das pragmatische Kriterium erfüllt ist. Die Anwendung des Intensionalitätstests als zweitem Kriterium schliesst das Verhalten der Rakete sodann wieder aus dem Kreis der echten propositionalen Einstellungen aus.

Nach Davidson ist es der Besitz propositionaler Einstellungen, welcher rationale Wesen von anderen unterscheidet. Echte Denker haben echte propositionale Einstellungen. Nach dem soeben skizzierten Verfahren werden zwei Kriterien miteinander zu einem Kriterium für propositionale Einstellungen verknüpft. Beide Kriterien sind auf der sprachlichen Ebene angesiedelt. Das erste Kriterium ist pragmatisch und bezieht sich auf die Funktion, das zweite Kriterium ist semantisch-grammatikalisch. Das zweite Kriterium kann sich für seine

Begründung auf die Arbeiten von Chisholm zur Intentionalität stützen.

3.3.5 Fazit

Am Anfang dieses Kapitels habe ich die Frage formuliert, wodurch die dem Intensionalitätsargument zugrundeliegenden Annahmen, dass 1. Zuschreibungen propositionaler Einstellungen immer semantisch opak sind und 2. Zuschreibungen propositionaler Einstellungen nur bei sprachfähigen Wesen semantisch opak sind, begründet werden können. Bei der Präsentation des Argumentes in „Rational Animals“ und in „Thought and Talk“ liefert Davidson keine Begründung für diese zwei Annahmen, deshalb muss an anderer Stelle nach einer solchen Begründung gesucht werden. Als eine mögliche Quelle für eine solche Begründung wurde seine Philosophie des Geistes untersucht. In „Mental Events“ charakterisiert Davidson mentale Ereignisse als Ereignisse, welche als propositionale Einstellungen beschrieben werden und dies wiederum charakterisiert er durch die Eigenschaft der Intensionalität. Dabei verweist er direkt auf die Arbeiten Brentanos, indirekt (aber umso entscheidender) auf die Arbeiten Chisholms. Die Frage lautete, ob sich bei diesen Philosophen eine Begründung für diese Annahmen finden liesse.

Es hat sich als problematisch erwiesen, dass nach Chisholm nicht nur eine, sondern mehrere Bedingungen für intentionale Sätze zur Anwendung kommen und die Erfüllung einer Bedingung für die Auszeichnung als intentionales Phänomen genügt. Ohne eine Möglichkeit, die Einschränkung auf eine Bedingung zu begründen, kann dies keine Basis für ein lingualistisches Argument bilden. Ich habe aber zuletzt vorgeschlagen, dass dieses Kriterium mit einem pragmatischen Kriterium ergänzt werden könnte. Die beiden Fragen an das Intensionalitätsargument bleiben bestehen, aber sie lassen sich anders formulieren.

Mentale Ereignisse sind Gründe für Handlungen. Ich habe vorgeschlagen, den Begriff der propositionalen Einstellungen mit jenem von mentalen Ereignissen gleichzusetzen (3.2.2), wenn nun mentale Ereignisse Gründe für Handlungen sind, so gilt dies auch für propositionale Einstellungen. Wenn die lingualistische Konklusion behauptet, dass der Besitz propositionaler Einstellungen an Sprache gebunden ist, so kann dies umformuliert werden zur Behauptung, dass Gründe für Handlungen an Sprache geknüpft sind. Nur wer sprechen kann, kann Gründe haben. Das Intensionalitätsargument wiederum begründet die lingualistische Konklusion damit, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind und dass dies nur bei sprachfähigen Wesen möglich ist. Das kann nach der Gleichsetzung von propositionalen Einstellungen mit Gründen für Handlungen ebenfalls umformuliert werden. Die Beschreibung eines Grundes für eine Handlung ist semantisch opak und dies kann nur bei sprachfähigen Wesen der Fall sein. Aus der von Davidson hergestellten Beziehung zur Intentionalität kann der erste Teil dieser Argumentation dadurch begründet werden, dass Gründe intentionale Phänomene sind und deren Zuschreibungen deshalb semantisch opak sind. Daraus ergibt sich nun die Fragestellung, die im weiteren Verlauf der Arbeit untersucht werden soll: Sind Gründe intentionale Phänomene? Sind Zuschreibungen von Gründen immer semantisch opak?

Propositionale Einstellungen sind Gründe. Wenn Gründe intentionale Phänomene sind, dann kann mit Verweis auf die Arbeiten Chisholms begründet werden, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind. Daraus ergibt sich für den weiteren Verlauf der Arbeit die folgende Frage: Sind Gründe intentionale Phänomene?

3.4 Zusammenfassung

Nach dem Intensionalitätsargument können sprachlosen Wesen keine Gedanken zugeschrieben werden, weil solche Zuschreibungen keine semantische Opakheit aufweisen. Die Idee der semantischen Opakheit wird auf Frege zurückgeführt. Im ersten Teil dieses Kapitels habe ich untersucht, inwiefern aus den Arbeiten Freges ein Hinweis abzuleiten ist, wie so propositionale Einstellungen zu semantisch opaken Beschreibungen Anlass geben. Ich bin zum Schluss gekommen, dass die Untersuchungen Freges ein rein sprachliches Phänomen betreffen und deren Resultate nur insofern auf propositionale Einstellungen oder Gedanken übertragen werden können, als diese als etwas aufgefasst werden, was ein Wesen mitzuteilen in der Lage wäre. Dies berechtigt entsprechend nicht zur lingualistischen Argumentation, wonach das Fehlen dieser Eigenschaft das Fehlen von Gedanken beweise, da dies nach Voraussetzung etwas ist, das nur sprachfähigen Wesen zukommt. Davidson selbst ist mit Freges Analyse der semantischen Opakheit nicht einverstanden und schlägt als Alternative eine parataktische Analyse vor. Ich habe aber gezeigt, dass dies in Bezug auf die semantische Opakheit bei der Beschreibung propositionaler Einstellungen nicht mehr erklärt als die Behandlung bei Frege.

Im zweiten Teil des Kapitels bin ich einem Ansatz Davidsons aus seiner Philosophie des Geistes nachgegangen. Dort sucht er nach einem Kriterium für mentale Ereignisse und macht dieses daran fest, dass diese als propositionale Einstellungen beschrieben werden können, welche wiederum semantisch opak sind. Als Hintergrund dieser Idee nennt er die auf Brentano zurückgehende Gleichsetzung mentaler Phänomene mit intentionalen Phänomenen. Dass intentionale Phänomene wiederum auf der sprachlichen Ebene charakterisiert werden können, ist einer von Chisholms Ansätzen, die Idee Brentanos weiterzuführen. Ich habe nun untersucht, inwiefern durch die Arbeiten Chisholms begründet werden kann, dass propositionale Einstellungen so sind, dass ihre Zuschreibung semantisch opak ist. Ich komme zum Schluss, dass dies für Davidson keine Möglichkeit darstellt. Die Menge der intentionalen Phänomene ist grösser als die Menge der Phänomene, welche Davidson als propositionale Einstellungen bezeichnet und für viele dieser Phänomene kann nicht bestritten werden, dass sie auch im Zusammenhang mit sprachlosen Wesen entstehen.

Im letzten Teil des Kapitels habe ich vier Vorschläge untersucht, wie die Beschränkung Davidsons auf eine der drei von Chisholm vorgeschlagenen Bedingungen für intentionale Sätze gerechtfertigt werden kann. Ich habe einen Vorschlag als am erfolgsversprechendsten beurteilt, nämlich propositionale Einstellungen bzw. mentale Ereignisse mit zwei sprachlichen Kriterien einzufangen. Einerseits über ihren Zweck als Erklärung von Handlungen, andererseits über ihre Intensionalität. Propositionale Einstellungen werden sodann über zwei verschiedene Aspekte eingefangen. Sie tragen zur Erklärung von Handlungen bei. Und sie sind intentional. Die Intentionalität begründet die semantische Opakheit. Die semantische Opakheit in der Beschreibung propositionaler Einstellungen könnte dann mit Verweis auf deren Intentionalität erklärt werden, ohne dass dadurch alle Phänomene, welche durch eines der drei sprachlichen Kriterien als intentional bestimmt werden, als propositionale Einstellung zu gelten hätte. Wenn dies gelänge, bestünde eine solide Grundlage für das Intensionalitätsargument. Insofern es zutrifft, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen in jedem Fall semantisch opak sind, kann daraus, dass das Verhalten sprachloser Wesen nicht zu semantisch opaken Beschreibungen führt geschlossen werden, dass es sich nicht um propositionale Einstellungen handelt. Daraus darf mit dem engen Begriff des

Mentalen weiter darauf geschlossen werden, dass es im Zusammenhang mit sprachlosen Tieren keine mentalen Ereignisse gibt.

Das Intensionalitätsargument ist nur stichhaltig, wenn begründet werden kann, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen immer semantisch opak sind und dass dies bei sprachlosen Wesen nie der Fall sein kann. Ich habe in diesem Kapitel untersucht, inwiefern Davidsons Arbeiten eine solche Begründung zu entnehmen ist. Aus seinen Arbeiten zum Anomalen Monismus und in Anlehnung an Chisholm kann die Intensionalität über das Phänomen der Intentionalität erklärt werden, wenn vorgängig der Anwendungsbereich von Zuschreibungen propositionalen Einstellungen auf den Bereich des Mentalen eingeschränkt werden kann. Wenn propositionale Einstellungen mit Gründen für Handlungen gleichgesetzt werden, ist dies über das Vorkommen solcher Beschreibungen für Handlungserklärungen möglich. Dies erfordert, dass Ereignisse über ihr Vorkommen in Erklärungen bestimmt und individuiert werden können, was in den nächsten Kapiteln untersucht wird. Für die Beurteilung eines so begründeten Intensionalitätsargument stellt sich dann weiter die Frage, ob Gründe immer intentional sind.

Kapitel 4

Kausalität und Ereignisse

Die im letzten Kapitel versuchte interne Verteidigung des Intensionalitätsargumentes ist zum Resultat gekommen, dass propositionale Einstellungen über ihr Vorkommen in Handlungserklärungen oder Rationalisierungen bestimmt werden können müssen. Wenn dies möglich ist, könnten diese anschliessend einem Intensionalitätstest unterzogen werden. Dabei ist die Idee ausschlaggebend, dass propositionale Einstellungen über ihr Vorkommen in einer bestimmten Art der Erklärung bestimmt werden können. Es handelt sich bei dieser Auffassung um eine zentrale Idee für Davidson, welche er allerdings an keiner Stelle explizit in dieser Form thematisiert. Ich glaube, dass aus einer Rekonstruktion von Davidsons Ereignisontologie eine solche Auffassung resultiert. Dieses Kapitel ist Davidsons Ereignisontologie gewidmet.

Ich schlage vor, dass Davidsons Ereignisontologie am besten verstanden werden kann, wenn sie als Resultat einer deskriptiv-metaphysischen Untersuchung gelesen wird. Im Unterkapitel 4.1 wird diese Lesart erläutert und begründet, im Unterkapitel 4.2 wird eine auf dieser Lesart basierende Rekonstruktion von Davidsons Argumentation durchgeführt. Das allgemeine Ergebnis der so rekonstruierten Argumentation lautet: Ereignisse existieren als basale ontologische Entitäten. Aus dieser Argumentation ergibt sich aber nicht nur die Existenzbehauptung für Ereignisse, sondern auch eine Bestimmung des Wesens von Ereignissen: Ereignisse sind Relata von Kausalbeziehungen, welche wiederum das sind, was von korrekten Erklärungen impliziert wird. Im Unterkapitel 4.3 untersuche ich, wie Ereignisse identifiziert werden können. Dabei zeige ich, dass ein von Davidson zu einem frühen Zeitpunkt vertretener und später verworfener Ansatz ausgehend von der von mir vorgeschlagenen Lesart von Davidsons metaphysischen Argumentationen, verteidigt werden kann: Ereignisse werden über Kausalbeziehungen identifiziert. Dies ist deshalb nicht zirkulär, weil Kausalbeziehungen auf Kausalaussagen und diese auf Erklärungsprozesse zurückgeführt werden können.

4.1 Davidsons Metaphysik

4.1.1 Gebiete der Metaphysik

Zu den metaphysischen Arbeiten Davidsons zähle ich neben den Arbeiten zur Handlungstheorie und zur Philosophie des Geistes jene Arbeiten, welche Kausalität und die Onto-

logie von Ereignissen betreffen. Nach der von mir gewählten Charakterisierung (vgl. 1.9) gehören diese Gebiete deshalb zur Metaphysik, weil sie untersuchen, was ist. Innerhalb dieser so der Metaphysik zugeordneten Arbeitsgebiete Davidsons haben zweifelsohne die Handlungstheorie und die Philosophie des Geistes die grösste Beachtung erfahren und über die Zeit am meisten nachgewirkt. Wenn diese beiden Gebiete von der Metaphysik abgezogen werden, bleiben die Arbeiten zur Ereignisontologie und Kausalität. Diese Arbeiten sind bei Davidson nicht voneinander zu trennen. Sie können als Metaphysik im engeren Sinn¹ bezeichnet werden: Wenn Metaphysik als die philosophische Disziplin bezeichnet wird, welche nach dem was ist und der Natur der Beziehung zwischen dem, was ist, fragt, so geschieht dies auf die allgemein möglichste Art. Diese Arbeiten sind bei Davidson deutlich durch die frühen Arbeiten zur Handlungstheorie motiviert (Davidson 1985b, 305), es lässt sich dennoch eine Gruppe von Aufsätzen bestimmen, in denen das Interesse an diesen Fragen als solche im Vordergrund steht und welche auch ohne den Bezug zur Handlungstheorie (oder zur Philosophie des Geistes) eigenständig stehen können.

In diesen Aufsätzen begründet Davidson seine Auffassung, dass Ereignisse als basale ontologische Entitäten angenommen werden müssen und dass es Ereignisse sind, welche als Relata von Kausalrelationen fungieren. Die Behandlung dieser Fragen ist nicht nur allgemeiner, sondern auch grundlegend für die Fragen der Handlungstheorie und die Philosophie des Geistes (zumindest in dem Sinne, in welchen Davidson diese Gebiete untersucht), insofern ihre Antworten für die Formulierung der handlungstheoretischen und den Geist betreffenden Fragestellungen vorausgesetzt wird. Die Grundfrage der Handlungstheorie - was macht ein Ereignis zu einer Handlung? - setzt voraus, dass es Ereignisse gibt. Und die für Davidsons Philosophie des Geistes bestimmende Frage - wie ist es möglich, dass mentale Ereignisse in kausaler Wechselwirkung mit anderen Ereignissen stehen? - setzt sowohl den Begriff eines Ereignisses, wie auch den der Kausalität voraus.

Wenn diese Charakterisierung zutrifft, bilden die Arbeiten zur Ontologie und Kausalität, also die Arbeiten zur Metaphysik im engeren Sinn, die Grundlagen für die anderen metaphysischen Arbeiten. Diese anderen metaphysischen Untersuchungen - die handlungstheoretischen und die die Philosophie des Geistes betreffenden - teilen nicht nur ein gemeinsames Fundament, sondern sind in einem engeren Sinn miteinander verbunden, insofern sie zwei Seiten des gleichen Phänomens behandeln. Für Davidson ist ein Ereignis genau dann eine Handlung, wenn es durch Gründe verursacht wird.² Gründe sind mentale Ereignisse.³ Und die Frage, wie mentale Ereignisse in kausaler Beziehung zu anderen Ereignissen stehen können, steht im Zentrum Davidsons Philosophie des Geistes (Davidson 1970b, 207). So gesehen untersuchen die Handlungstheorie und die Philosophie des Geistes je eine spezielle Art von Ereignissen, welche jedoch in enger Beziehung zueinander stehen. Handlungen haben Mentale Ereignisse als Ursache. Mentale Ereignisse haben Handlungen als Wirkungen. Beide Arten von Ereignissen werden durch diese gegenseitigen kausalen Beziehungen bestimmt.

Mit dieser Charakterisierung nehme ich schon einen wichtigen Teil meiner Argumentation vorweg. Während die Charakterisierung von Handlungen als Wirkung von Gründen

¹Davidson hat offenbar eine klare Unterscheidung zwischen ‚metaphysisch‘ und ‚ontologisch‘ im Kopf (Davidson 1967a, 161), ohne diese jedoch zu erläutern.

²Ich begründe diese Behauptung ausführlich in 6.3.1.

³Für eine ausführliche Begründung dieser Behauptung siehe 6.3.2, sowie 7.1.2.

allgemein als die von Davidson geprägte Auffassung betrachtet wird, so muss bereits begründet werden, dass und inwiefern es sich bei Gründen um Mentale Ereignisse handelt, und noch viel mehr, dass es sich bei Mentalen Ereignissen um Gründe handelt. Und es muss vor allem begründet werden, dass sich nicht nur Handlungen durch ihre kausale Verursachung, sondern umgekehrt auch mentale Ereignisse durch ihre kausale Wirksamkeit bestimmen lassen müssen.

Diese Begründungen sollen auf dem Weg einer systematischen Rekonstruktion Davidsons Metaphysik geliefert werden. Ich habe es als charakteristisch für eine systematische Untersuchung bezeichnet, dass dabei vom allgemeineren und grundlegenden zum spezielleren gegangen wird (vgl. 1.8). Insofern muss der Versuch, die Metaphysik Davidsons systematisch zu rekonstruieren, bei diesen Themen und Fragestellungen beginnen.

4.1.2 Deskriptive Metaphysik

Die metaphysischen Arbeiten Davidsons sind nicht nur inhaltlich eng miteinander verbunden, sondern auch auf methodischer Ebene. Diese methodische Einheit ist allerdings nicht sofort zu erkennen, da Davidson seine Methode kaum thematisiert und diese auch nicht durchgehend anwendet - manchmal auch dort nicht, wo er sollte. Eine Rekonstruktion seiner metaphysischen Arbeiten zeigt aber, dass diese nur unter der Annahme dieser Methode verständlich sind. Diese Methode heisst: Deskriptive Metaphysik.

Die Bezeichnung *deskriptive Metaphysik* wird von Peter F. Strawson in der Einleitung zu *Individuals* eingeführt. Strawson unterscheidet dabei zwei Arten, Metaphysik zu betreiben (Strawson 1959, 9-11). Revisionäre Metaphysikerinnen suchen nach einer neuen Art und Sprache, um die Welt zu beschreiben. Sie gehen von einem Ungenügen der bisherigen Metaphysik aus und versuchen diesem Ungenügen durch eine Erneuerung der Metaphysik zu begegnen. Deskriptive Metaphysikerinnen hingegen gehen nicht so sehr von der bestehenden Metaphysik aus, sondern davon, wie wir allgemein über die Welt sprechen und nachdenken. Sie fragen dann, was der Fall sein muss, d.h. welche metaphysischen Annahmen getroffen werden müssen, dass dieses unser tatsächliches Sprechen und Nachdenken über die Welt sinnvoll ist. Der Hauptgrund für die Wahl des deskriptiven Zugangs zur Metaphysik ist die Idee, dass wir keinen Zugang zu einer von unserem Sprechen und Denken unabhängige Welt haben, welcher uns erlauben würde, die bisherige Metaphysik damit zu vergleichen und auf dieser Grundlage zu kritisieren oder eine neue Metaphysik daran anzupassen. Deshalb kann die Basis für metaphysische Untersuchungen nur unser tatsächliches Denken und Sprechen sein. Mit seiner deskriptiven Methode sieht sich Strawson in der Tradition von Aristoteles und Kant⁴, während er Descartes, Leibniz und Berkeley den revisionären Metaphysikern zuordnet.

Davidson selbst bezeichnet sich an keiner Stelle als deskriptiven Metaphysiker. Und es finden sich bei ihm keine so ausführlichen allgemein-methodologischen Ausführungen wie bei Strawson. Aber die vereinzelt Bemerkungen, welche er über seine metaphysischen Methoden macht, lassen sich durchaus mit Strawsons Beschreibung seiner Methode in Einklang bringen.

Für Davidson sind metaphysische Wahrheiten implizit in unserer Sprache verborgen (Da-

⁴Zum Verhältnis zwischen Kants Transzendentalphilosophie und Strawsons deskriptiver Metaphysik siehe Imhof 2006.

vidson 1985b, 311; Davidson 2001a, 146). Um diese in der Sprache verborgenen Wahrheiten aufzudecken, bedarf es einer logischen Untersuchung der Sprache. Dabei führt nicht jede Untersuchung unserer Sprache oder ihrer Struktur zu metaphysischen Einsichten, sondern nur eine Untersuchung, die die grundlegendsten Züge unserer Sprache zum Gegenstand hat. Die Methode, welche Davidson zu diesem Zweck verwendet ist eine Untersuchung der *logischen Form* von Aussagen. Im Zusammenhang mit der Untersuchung der logischen Form von Handlungsaussagen formuliert Davidson dieses Vorgehen wie folgt:

I would like to give an account of the logical or grammatical role of the parts or words of such [action] sentences that is consistent with the entailment relations between such sentences and with what is known of the role those same parts or words in other (non-action) sentences. I take this enterprise to be the same as showing how the meanings of action sentences depend on their structure. (Davidson 1967b, 105)

Die logische Form einer Aussage zu bestimmen, bedeutet zu bestimmen, worauf sich die einzelnen sinnvollen Ausdrücke, aus welchen die Aussage zusammengesetzt ist, beziehen (vgl. auch Davidson 1967a, 149; Davidson 1971b, 203). Eine solche Untersuchung kann eine eher semantische und eine eher syntaktische Form haben: Bei einer semantisch geprägten Untersuchung wird die logische Form über den Zusammenhang zwischen der Satzbedeutung und der Bedeutungen der sinnvollen Satzteile bestimmt, indem das, was als die logische Form der Aussage bezeichnet wird, die selben Abhängigkeitsstrukturen zwischen Teil und Ganzem aufweisen soll. Bei einer syntaktisch geprägten Untersuchung wird die logische Rolle über die inferentiellen Beziehungen der zu untersuchenden Aussage bestimmt, indem das, was als die logische Form der Aussage bezeichnet wird, die selben inferentiellen Beziehungen aufweisen muss. Bei Davidson metaphysischen Untersuchungen kommt vor allem die syntaktische Form der logischen Untersuchung zur Anwendung.

Dieses Vorgehen kann im Sinne einer deskriptiven Metaphysik beschrieben werden. Zu unserem Sprechen über die Welt gehört, dass die Aussagen, die wir machen, in inferentiellen Beziehungen zu anderen Aussagen stehen. Dies zeigt sich darin, dass wir mit dem Äussern bestimmter Aussagen oftmals mehr Verpflichtungen eingehen, als nur in diesen Aussagen ausgedrückt wird. Diese inferentiellen Beziehungen dienen nun als Grundlage der Untersuchung, wenn wir fragen, was der Fall sein muss, dass diese Beziehungen bestehen können. Am deutlichsten formuliert Davidson diesen methodologischen Ansatz im Zusammenhang mit seinen Untersuchungen zur Ereignisontologie:

But the assumption, ontological and metaphysical, that there are events is one without which we cannot make sense of much of our most common talk; or so, at any rate, I have been arguing. I do not know any better, or further, way of showing what there is. (Davidson 1967a, 162)

Dieser deskriptive Ansatz Davidsons lässt sich im Vergleich zu Willard V.O. Quine darstellen.⁵ Quine formuliert im Zusammenhang mit der Frage nach der Identität das grundsätzliche Problem jeder von der Sprache ausgehenden Metaphysik:

⁵Vgl. Glock 2014, 9-10; 19-21 für einen Vergleich der Methoden von Davidson und Quine im Vergleich zu jener Wittgensteins.

Certainly we are in a predicament if we try to answer the question [of identity]; for to answer the question we must talk about the world as well as about language, and to talk about the world we must already impose upon the world some conceptual scheme peculiar to our own special language. (Quine 1953b, 78)

Dieser allgemeinen Feststellung Quines könnte Davidson zustimmen: Wir befinden uns immer in der unangenehmen Lage, dass wir die Welt bereits mit den unserer Sprache und unserem Denken zugrundeliegenden Begriffe begreifen und deshalb nicht von einer unabhängigen Werte beurteilen können, ob unserer Sprache und unserem Denken die richtigen Begriffe zugrunde liegen, um die Welt zu begreifen. Aber Davidson stimmt Quine nicht mehr zu, wenn dieser diese Warnung sogleich in den Wind schlägt und fortfährt:

Yet we must not leap to the fatalistic conclusion that we are stuck with the conceptual scheme that we grew up in. We can change it bit by bit, plank by plank, though meanwhile there is nothing to carry us along but the evolving conceptual scheme itself. The philosopher's task was well compared by Neurath to that of a mariner who must rebuild his ship on the open sea. (Quine 1953b, 78-79)

Stattdessen lautet Davidson Antwortet:

Like Quine, I am interested in how English and languages like it (i.e. all languages) work, but, unlike Quine, I am not concerned to improve on it or change it. (Davidson 1985b, 305)

Davidson begründet dies damit, dass er nicht an alternative Begriffssysteme⁶ glaubt - wie wir über die Welt nachdenken und sprechen ist im grossen und ganzen die einzig mögliche Art.⁷

I don't believe in alternative conceptual schemes, and so I attach a good deal of importance to whatever we can learn about how we put the world together from how we talk about it. I think that by and large how we put the world together is how it is put together, there being no way, error aside, to distinguish between these constructions. (Davidson 1985b, 305)

Es ist nach Davidson nicht nur nicht möglich, nach einer Sprache zu suchen, die idealer ist, insofern sie die tatsächliche Struktur der Welt besser abzubilden in der Lage ist. Es ist nach Davidson auch nicht notwendig, da unsere Sprache im Grossen und Ganzen dies bereits tut.⁸ Die von Klarheit geprägte wissenschaftliche Sprache, die für Quine am

⁶Er glaubt ja nicht nur nicht an alternative Begriffssysteme, sondern gar nicht an Begriffssysteme, vgl. Davidson 1974b.

⁷Was nicht bedeutet, dass neue Entdeckungen von Zusammenhängen nicht zu einer anderen Ontologie führen könnten (Davidson 2001a, 146). Aber gegeben unser jetziges Wissen, ist dies im Grossen und Ganzen die einzig mögliche Art über die Welt nachzudenken. Und wenn dies die Existenz von Ereignissen voraussetzt, dann müssen wir annehmen, dass diese existieren. Vgl. dazu auch Strawson 1959, Teil 1, Kap. 2.

⁸Vgl. dazu auch Davidson 1999a, 38.

Ende des auf offener See vorangetriebenen Umbauprozesses winkt, ist für Davidson nicht eine Alternative, sondern höchstens eine Erweiterung unserer Sprache. Dem schönen Bild Neuraths mit dem Metaphysiker, der sein Schiff in stürmischer See Balken für Balken erneuert, setzt Davidson eine andere (nicht gleichermassen abenteuerliche und poetische) Metapher entgegen:

I see the language of science not as a substitute, but as a suburb of our common language. (Davidson 1985b, 305)

Unsere Sprache kann weiterentwickelt werden, unter anderem in die Richtung, dass die grundlegenden logischen Strukturen ihrer Sätze offengelegt werden. Dabei aber haben wir nichts anderes als unsere Sprache als Ausgangslage und wir bleiben auch in dieser Sprache. Paraphrasen von alltagssprachlichen Sätzen, welche den Vorteil haben, die logische Form einer Aussage klarer zu zeigen, sind keine Erneuerung der bestehenden Sprache, sondern eine Erweiterung. Und diese Erweiterung hat ähnlich wie ein Vorort den Vorteil von sauber getrimmten Strukturen, dafür weniger Charme als das innerstädtische Chaos.

Während Quine zu einer revisionärer Metaphysik tendiert, indem er die Meinung vertritt, dass eine von allem Ballast befreite wissenschaftliche Idealsprache die Struktur der Welt am besten beschreiben könnte, so hält Davidson dem entgegen, dass alles, was wir überhaupt über die Struktur der Welt erfahren können, unserer Sprache zu entnehmen ist. Und zeigt sich damit als deskriptiven Metaphysiker.

Andrea C. Bottani (Bottani 2008) formuliert ausgehend von der Unterscheidung zwischen revisionärer und deskriptiver Metaphysik eine Kritik an Davidsons Principle of Charity, indem sie zeigt, dass diese Unterscheidung ausgehend von der Verpflichtung auf dieses Prinzip nicht gemacht werden kann. Gemäss dem Principle of Charity (Davidson 1967c, 27; Davidson 1973b, 137; Davidson 1974a, 153; Davidson 1975, 159) können wir nur dann Sinn machen aus der Äusserung einer Anderen, wenn wir davon ausgehen, dass ihre Äusserung wahr ist und ihre Überzeugungen im Grossen und Ganzen korrekt sind. Dies führt zur Annahme, dass unsere Überzeugungen im Grossen und Ganzen wahr sein müssen. Die Ausgangslage für eine revisionäre Metaphysik ist aber der Befund, dass unsere metaphysischen Überzeugungen eben nicht im Grossen und Ganzen korrekt sind. Entsprechend kann keine Unterscheidung zwischen revisionärer und deskriptiver Metaphysik getroffen werden:

However, if interpretation necessarily requires - by and large - metaphysical agreement, no language can be interpreted as involving a metaphysics significantly divergent from our own. Accordingly, revisionary metaphysics become non-expressible and non-interpretable, just a sort of non-sense. (Bottani 2008, 149)

Ich halte die Argumentation Bottanis für überzeugend, gehe aber in der Schlussfolgerung nicht mir ihr einig. Während sie daraus schliesst, dass die Annahme des Principle of Charity nicht gerechtfertigt ist, würde ich daraus eher den Schluss ziehen, dass revisionäre Metaphysik tatsächlich *just a sort of non-sense* und nicht möglich ist. Daraus liesse sich argumentieren, dass Davidson aus seinen Arbeiten zur Radikalen Interpretation direkt auf einen deskriptiven Zugang zur Metaphysik verpflichtet ist.

Ich werde in Bezug auf die verschiedenen Teile der Metaphysik Davidsons zeigen, inwiefern diese als deskriptive Metaphysik verstanden werden sollen. Bei den Arbeiten zur Ereignisontologie und Kausalität ist dies bereits ziemlich stark in den Arbeiten selbst angelegt, es ist aber hilfreich, diesen Zugang explizit zu machen, insbesondere da dadurch klar wird, dass ein Teil, der für die Argumentation zentral ist, nicht explizit ausformuliert wird (nämlich der Zugang über Erklärungen, was im nächsten Kapitel thematisiert wird). Bei der Handlungstheorie gilt es, den deskriptiven Zugang zu betonen, dies führt möglicherweise zu einer anderen Gewichtung der vorgetragenen Argumente, aber nicht zu substantiellen Veränderungen. Die entsprechende ausführliche Demonstration in Bezug auf die Philosophie des Geistes ist aus der jetzigen Fassung der Arbeit herausgefallen.⁹ In Bezug auf die Philosophie des Geistes ist nur noch ein deskriptives Element enthalten, dieses spielt allerdings eine wichtige Rolle: Davon, dass wir (und möglicherweise andere Wesen) autonom sind, gehen wir aus - die Frage ist nun: Was muss der Fall sein, damit wir dies annehmen können? Und die Antwort wird lauten: Die Erklärungen des Verhaltens dieser Wesen darf nicht unter Gesetze fallen und muss deshalb mit Hilfe von propositionalen Einstellungen beschrieben werden.

4.1.3 Erklärungen als Basis für eine deskriptive Metaphysik

Deskriptive Metaphysik geht davon aus, wie wir über die Welt sprechen und nachdenken. Wir denken viel und sprechen noch mehr - welches Sprechen und Denken soll die Grundlage für diese Untersuchung sein? Müssen wir uns auf bestimmte Arten des Sprechens und Denkens konzentrieren oder geht es um das Sprechen und Denken als Ganzes und im Allgemeinen? Wenn ja: Was lässt sich sinnvoll über das Sprechen und Denken im Allgemeinen sagen, was als Grundlage für eine solche Untersuchung dienen kann?

Die oben aufgeworfenen Fragen lassen für eine konkrete deskriptive Untersuchung zwei Vorgehen zu. Entweder muss aus der Gesamtheit des Sprechens und Denkens ein Teil bestimmt werden, welcher so charakterisiert werden kann, dass darüber sinnvolle Aussagen getroffen werden können, welche dann als Basis für die Untersuchung dienen. Oder von der Gesamtheit des Sprechens und Denkens werden bestimmte allgemeine Charakteristika bestimmt, welche als eine solche Basis dienen können. Mein Vorschlag kann auf beide Arten gedeutet werden.

Ich schlage folgendes vor: Davidsons Ausgangslage für eine deskriptive Metaphysik ist die Beobachtung, dass wir Erklärungen machen. Dies kann entweder so verstanden werden, dass wir uns von der Gesamtheit des Denkens und Sprechens auf jenen Teil konzentrieren, bei welchem es um Erklärungen geht. Oder es kann so verstanden werden, dass es eine allgemeine Charakteristik von allem unserem Denken und Sprechen ist, dass es darum geht, etwas zu erklären. An dieser Stelle lasse ich eine diesbezügliche Entscheidung offen.

Der Vorschlag muss an dieser Stelle vorgängig gegen einen Einwand verteidigt werden: ‚Erklärung‘ ist ein umstrittener Begriff und Gegenstand von mindestens zwei kontrovers geführten Debatten. Diese zwei Debatten haben sowohl inhaltlich als auch personell viele Berührungspunkte, können aber durch eine je andere zentrale Fragestellung unterschieden

⁹Sie hätte darin bestanden, zu zeigen, dass das in „Mental Events“ vorgetragene Argument nicht als ein Argument für eine Token-Token-Identitätstheorie, sondern als ein deskriptiv-metaphysisches Argument für den Anomalen Monismus gelesen werden sollte (wobei die Token-Token-Identität ein Bestandteil des Anomalen Monismus ist, und es sich somit ebenfalls um ein Argument für diese Theorie handelte).

werden. Die eine Debatte dreht sich um die Frage: Was ist eine Erklärung? Die zweite: Besteht ein prinzipieller Unterschied zwischen der Erklärung einer Handlung durch die Angabe eines Grundes und anderen Erklärungen?

Bei der ersten Frage wird nach einer Definition oder einer Analyse der Struktur von dem, was wir Erklärung nennen gesucht. Auch wenn diese Frage nicht geklärt ist, scheint dies kein Hinderungsgrund dafür zu sein, dass wir Erklärungen als Grundlage für eine deskriptive Metaphysik wählen. Denn die Debatte kann erst entstehen, wenn ein geteiltes Verständnis darüber besteht, bei welchen Phänomenen es sich um Erklärungen handelt, d.h. für welche Phänomene nach einer Analyse gesucht wird. Dieses geteilte Verständnis genügt als Grundlage für die metaphysische Untersuchung.

Die Debatte um die zweite Frage war kontrovers.¹⁰ Die Teilnehmer der Debatte lassen sich grob drei Gruppen zuordnen. Die erste Gruppe (zu deren prominentesten Vertreter Davidson selbst gehört) besteht kein fundamentaler Unterschied zwischen Handlungs- und anderen Erklärungen. Diesen wird von den Vertretern der beiden anderen Gruppen widersprochen. Während Vertreter der zweiten Gruppe behaupten, dass es sich bei der Angabe eines Grundes um eine prinzipiell andere Form von Erklärung handelt, bestreiten Vertreter der dritten Gruppe, dass es sich bei der Angabe von Gründen überhaupt um Erklärungen handelt. Dieser unterschiedlichen Meinungen zum Trotz kann auch in Bezug auf diese Debatte von einem geteilten Grundbegriff ausgegangen werden: Vertreter der ersten zwei Gruppen teilen offenbar einen übergeordneten Begriff von Erklärung und sind sich lediglich uneinig in Bezug auf die Frage, ob dies nur ein Oberbegriff ist, unter welchen zwei unterschiedliche Begriffe von Erklärungen - Kausalerklärungen und Handlungserklärungen - subsumiert werden, oder ob alle Erklärungen grundsätzlich unter diesen einen Begriff fallen. Und auch wenn Vertreter der dritten Gruppe bestreiten, dass es sich bei der Angabe von Gründen um Erklärungen handelt, so bestreiten sie nicht, dass es insgesamt eine Praxis des Erklärens gibt. Sie bestreiten auch nicht, dass es sich bei der Angabe von Gründen für Handlungen um einen Vorgang handelt, bei dem es zu ähnlichen Effekten kommt, wie bei jenen Vorgängen, welche sie als Erklärung zu bezeichnen bereit sind.

Dass der Erklärungs-begriff selbst umstritten ist und nicht auf befriedigende Art definiert werden kann, ist kein Hinderungsgrund, Erklärungen als Basis für eine deskriptive Metaphysik zu verwenden. Entscheidend ist, dass es eine Praxis des Erklärens gibt und dass grundsätzlich Einigkeit darin besteht, welche konkreten Phänomene als Erklärungen gelten. Ich gehe davon aus, dass zumindest für alltägliche Situationen diese beiden Bedingungen erfüllt sind.

In der Debatte um den Erklärungs-begriff gibt es eine Position, welche als Grundlage für die weiteren Untersuchungen herangezogen werden kann. Bas van Fraassen (VanFraassen 1980, 99) vertritt einen pragmatischen Erklärungs-begriff, wonach Erklärungen Antworten auf Warum-Fragen sind. Dieser pragmatische Ansatz ist deshalb gut mit einem deskriptiven Ansatz zu vereinbaren, weil dabei von tatsächlichen Erklärungsprozessen ausgegangen wird.

Eine über alle Teilnehmer geteilte Konvention ist es, dass Erklärungen als aus zwei Teilen bestehend aufgefasst werden: das Explanandum, als das, was es zu erklären gilt; und das Explanans, als das, was das zu erklärende erklärt. Wenn eine Erklärung als die Antwort auf eine Warum-Frage charakterisiert wird, so ist damit direkt nur das Explanans gemeint, das

¹⁰Für eine übersichtliche Darstellung der Debatte siehe Beckermann 1985, 7-20.

Explanandum steckt in der Frage selbst. Um genauer zu sein, sollte die Charakterisierung deshalb lauten: Eine Erklärung ist die Antwort auf eine Warum-Frage und die Warum-Frage.

Die Frage, welche das Explanandum enthält, wird oftmals, aber nicht immer, unter Verwendung des Wörtchens ‚warum‘ formuliert. Die Antwort, welche das Explanans in sich trägt, wird oftmals, aber nicht immer, mit dem Wörtchen ‚weil‘ eingeleitet. Warum-Fragen werden in der Praxis formuliert und beantwortet. Aus diesen können das Explanandum und das Explanans abgeleitet werden. Ein Erklärungsprozess könnte in der Praxis so aussehen:

Till: Warum geht die Sonne unter?

Irma: Weil sich die Erde dreht.

Daraus lassen sich als Explanandum ‚die Sonne geht unter‘ und als Explanans

‚die Erde dreht sich um die eigene Achse‘ gewinnen. Aus dem Erklärungsprozess das Explanans und das Explanandum abzuleiten ist der erste Schritt der deskriptiven Untersuchung. Eine gängige Möglichkeit, die Erklärung in dieser abstrahierten Form wiederzugeben, ist mit Hilfe eines Weil-Satzes:

Die Sonne geht unter, weil sich die Erde dreht.

Solche Erklärungsprozesse kennen wir aus unserem alltäglichen Leben. Mein Vorschlag ist es, dass diese die Basis für die metaphysischen Untersuchungen Davidsons liefern. Die allgemeine Frage, welche ausgehend von diesen Prozessen gestellt wird, lautet: Was muss der Fall sein, dass eine solche Praxis möglich und sinnvoll ist?

Eine Begründung für meinen Vorschlag, dass wir die metaphysischen Untersuchungen Davidsons allgemein so auffassen sollten, dass es sich um von Erklärungsprozessen ausgehende deskriptive Untersuchungen handelt, ist, dass Davidson in einem seiner wichtigsten Aufsätze dieses Vorgehen ziemlich explizit vorführt. Davidson eröffnet „Actions, Reasons, and Causes“ mit der Frage:

What is the relation between a reason and an action when the reason explains the action by giving the agent's reason for doing what he did? (Davidson 1963, 3)

Ausgehend von dieser Frage entwickelt Davidson seine Handlungstheorie. Ich schlage vor, dass alle seine metaphysischen Untersuchungen in Analogie dazu gelesen werden können.

In meiner Behandlung Davidsons Handlungstheorie (vgl. 6.3) werde ich vorschlagen, dass die Frage den Gegenstandsbereich seiner Untersuchungen nicht vollständig ausdrückt, da diese nicht nur die *Beziehung* zwischen Handlungen und Gründen betreffen, sondern auch das *Wesen* von Handlungen und Gründen. Entsprechend sollte die Frage allgemeiner lauten:

Was sind Handlungen und was sind Gründe und was ist die Beziehung zwischen Handlungen und Gründen, wenn es der Fall ist, dass Gründe Handlungen erklären?

Diese Frage kann nun für alle metaphysischen Untersuchungen Davidsons allgemeiner formuliert werden:

Was sind *A* und *B* und in welcher Beziehung stehen *A* und *B*, wenn es der Fall ist, dass *A* eine Erklärung für *B* ist?

4.1.4 Metaphysik im engeren Sinn: Ereignisse und Kausalität

Dieses Kapitel behandelt Davidsons Metaphysik im engeren Sinn, dabei geht es zentral um Ereignisse und Kausalität. Diese Themen behandelt Davidson in einer Gruppe von Aufsätzen, welche zwischen 1967 und 1971 erschienen: „The Logical Form of Action Sentences“, „Causal Relations“, „The Individuation of Events“, „Events as Particulars“ und „Eternal *vs.* Ephemeral Events“. Die Antworten die er dabei entwickelt können so zusammengefasst werden: 1. Es gibt Ereignisse, und zwar so, dass diese nicht auf etwas anderes reduziert werden können - Ereignisse sind grundlegende Einzeldinge und Ereignisse bilden eine basale ontologische Kategorie. 2. Bei den Relata kausaler Beziehungen handelt es sich um Ereignisse.

Für beide Positionen entwickelt Davidson mehrere, teilweise einander überlappende Argumentationen. Und die Argumente für die beiden Positionen sind ebenfalls nicht unabhängig, insbesondere basiert ein Argument für die Existenz von Ereignissen darauf, dass es sich bei Relata von Kausalbeziehungen um Ereignisse handelt. Davidsons Schlussfolgerungen halte ich für korrekt und auch die Argumente für mehrheitlich gültig, aber sie weisen einige Defizite auf.

Ein erstes, sehr allgemeines Problem hat direkt mit Davidsons eher unsystematischer Präsentation der Argumente zu tun. Ich habe gesagt, dass es sowohl für die Position betreffend dem ontologischen Status von Ereignissen wie auch jener die Kausalität betreffend mehrere und ineinander verwobene Argumente gibt und dass die Argumente für die beiden Positionen ebenfalls voneinander abhängen. Bei einer solchen Verwebung von sich gegenseitig stützenden Argumenten droht Zirkelgefahr.

Ein zweites allgemeines Problem im Zusammenhang mit all diesen Argumenten ist das Fehlen eines positiven Begriffs von Ereignissen. Es finden sich zwar zahlreiche Beispiele für Ereignisse, aber die einzigen Ansätze zu einer echten Charakterisierung von Ereignissen sind die, dass es sich dabei um etwas handelt, was aufeinander folgen kann (Davidson 1967a, 149), sowie etwas, was wiederholbar und datierbar sein muss (Davidson 1970b, 209). Ein Existenzbeweis, wie ihn Davidson führt, ist jedoch ohne einen solchen Begriff ungenügend abgestützt - wenn wir nicht wissen, wonach wir suchen, wie können wir behaupten, dass wir es gefunden haben?

Ein drittes Problem ist spezifischer: In seinen Argumenten macht Davidson mehrfach Gebrauch von der Unterscheidung zwischen extensionalen und intensionalen Aussagen. Die Einteilungen werden durch die Substitutionsmethode begründet. Dabei wird festgestellt, dass in einem Satz eine Ersetzung durch einen Ausdruck zu einer Veränderung des Wahrheitswertes führen kann und bei einem anderen Satz nicht. Für mich ist es aber nicht nachvollziehbar, wie diese Feststellungen abgestützt werden. Wer oder was entscheidet, ob ein Satz wahr ist?

Ein viertes Problem besteht nur dann, wenn es zutrifft, dass Davidson eine deskriptive metaphysische Untersuchung im Sinn hat und dabei von dem ausgeht, wie wir über die Welt sprechen und denken. Davidson arbeitet in seinen metaphysischen Untersuchungen mit vielen Beispielen, er führt diese aber bereits in abstrahierter Form ein. Wenn es wirklich deskriptive Metaphysik sein soll, müssen aber diese Aussagen unserem tatsächlichen Sprechen entnommen werden.

In den folgenden Kapiteln versuche ich eine kritische Rekonstruktion von dem, was ich als Davidsons Metaphysik im engeren Sinn bezeichnet habe. Dabei handelt es sich um

eine explizit deskriptive Untersuchung, welche von Erklärungsprozessen ausgeht und die Existenz von Kausalbeziehungen und von Ereignissen beweist. Die so rekonstruierte Position vermeidet die vier soeben erwähnten Probleme und Defizite der Argumentationen von Davidson. Das letzte dieser Probleme wird dadurch behoben, dass von klar definierten Äusserungszusammenhängen ausgegangen wird. Da es sich beim rekonstruierten Argument um ein einziges handelt, kann ein Zirkel der oben beschriebenen Art gar nicht entstehen, womit das erste der Probleme vermieden wird. Die Argumentation in der rekonstruierten Form wird ebenfalls nicht von einem Begriff eines Ereignisses ausgehen, dies ist aber unproblematisch, insofern die Untersuchung von keinen bestimmten Eigenschaften von Ereignissen ausgeht und ein Ereignisbegriff eines der Resultate der Untersuchung sein wird. Die Unterscheidung zwischen intensionalen und extensionalen Aussagen kann in dieser Untersuchung auf Eigenschaften von Erklärungsprozessen zurückgeführt werden und erhält dadurch die notwendige Begründung.

Die Zusammenhänge zwischen Ereignissen, Kausalität und Erklärungen werden von Davidson nicht explizit ausgeführt. Ich gehe aber davon, dass die von mir angestrebte Rekonstruktion mehrheitlich mit den Ansätzen Davidsons in Einklang ist. An einer Stelle erwähnt Davidson sogar explizit, dass ausgehend von Erklärungen auf die Existenz von Ereignissen geschlossen werden kann: „[E]xplanation, as already hinted, also seems to call for events.“ (Davidson 1969, 165). Dabei schildert Davidson, wie in einer konkreten Situation - eine Katastrophe ist passiert - nach Erklärungen gesucht wird. Und er behauptet, dass dies nicht sinnvoll wäre, wenn es nicht Ereignisse gibt, auf welche dabei Bezug genommen werden kann. Das wird im Grossen und Ganzen die von mir angestrebte Argumentation sein. Bei der Rekonstruktion dieser Argumentation lehne ich mich grösstenteils an die im Aufsatz „Causal Relations“ entwickelte Argumentation an und ergänze diese mit Argumenten und Überlegungen aus den anderen Aufsätzen.

4.2 Existenz von Ereignissen

4.2.1 Von Erklärungen zu Kausalaussagen

Ich habe in für eine von Erklärungen ausgehende deskriptive metaphysische Untersuchung die folgende Leitfrage formuliert: Was sind *A* und *B* und in welchen Beziehungen stehen *A* und *B*, wenn *A* eine Erklärung ist für *B*? Ich habe dies unter anderem mit dem Verweis auf Davidsons Einstiegsfrage zu „Actions, Reasons, and Causes“ begründet, wo er nach der Beziehung zwischen Gründen und Handlungen fragt. Im Vergleich dazu handelt es sich im Rahmen der Metaphysik im engeren Sinn um eine viel allgemeinere Frage, indem vorgängig keinerlei weitere Spezifikation von *A* und *B* erfolgt. Die Untersuchung beginnt bei tatsächlichen Erklärungsprozessen und versucht auf die allgemeinst mögliche Art zu bestimmen, was über das Explanans und Explanandum und deren Beziehung ausgesagt werden kann.

Ein Erklärungsprozess kann so aussehen:

- (EP) *June und James stehen zusammen und unterhalten sich. Jack läuft an ihnen vorbei, Jack trägt einen Verband am Kopf, offensichtlich hat er sein Kinn gebrochen. June ist Jacks Nachbarin, James weiss, dass June Jack deshalb gut kennt, James selbst kennt Jack nur flüchtig.*

James: Warum hat Jack ein gebrochenes Kinn?

June: Jack ist von der Leiter gestürzt.

James: Aha. Ich verstehe!

Das Explanandum steckt in James' Frage, das Explanans liefert June in ihrer Antwort. Die kursiv gesetzten Informationen erläutern den Kontext, in welchem die Erklärung stattfindet. Dies kann in für Erklärungen bewährter Form formuliert werden:

(0) Jack hat ein gebrochenes Kinn, weil Jack von der Leiter gefallen ist.

Es könnte sein, dass June (0) äussert, wenn sie sehr um Klarheit in ihrer Antwort bemüht ist. Dabei wiederholt sie gewissermassen die von James gestellte Frage, bevor sie diese beantwortet. Aussagen wie (0) nenne ich fortan *Erklärungsaussagen*, es handelt sich dabei um ein Mittel, den Erklärungsprozess wiederzugeben. Die Übersetzung des Erklärungsprozesses in eine Erklärungsaussage ist hilfreich, weil es eine standardisierte Form ist und deshalb mit anderen Erklärungssätzen dieser Form in Zusammenhang gebracht werden kann. Die Wiedergabe eines Erklärungsprozesses in Form einer Erklärungsaussage wie (0) ist deshalb in vielen konkreten Fällen hilfreich. Für eine metaphysische Untersuchung ist sie aber nicht hilfreich.

Bei der Umwandlung des Erklärungsprozesses zu (0) gehen all die Informationen verloren, welche in der Beschreibung des Erklärungsprozesses kursiv gedruckt waren. Es ist deshalb nicht mehr ersichtlich, dass beim Erklärungsprozess sprachliche Entitäten miteinander verbunden worden sind, dass sich die Erklärung an einen bestimmten Adressaten richtet, dass sie in einem Kontext stattfindet, welcher für die Beurteilung der Erklärung entscheidend sein kann und dass die Erklärung für den Adressaten befriedigend ist. Eine Wiedergabe, welche diese Punkte berücksichtigt, wäre:

(1) ‚Jack ist von der Leiter gefallen‘ erklärt für James ‚Jack hat sein Kinn gebrochen‘

(1) ist eine Beschreibung des Erklärungsprozesses, kein Teil des Erklärungsprozesses. Dabei wird deutlich, dass es sich bei der Erklärung um die Verbindung von zwei sprachlichen Äusserungen handelt und dass die Erklärung eine Adressatin hat. Wir wollen nun die Bedingungen eruieren, welche notwendig sind, dass solche Erklärungsprozesse stattfinden können. Ein Weg, diese Untersuchung anzugehen, besteht in der Untersuchung von Fällen, in denen Erklärungen nicht funktionieren. Dabei stellen wir fest, dass eine Erklärung auf zwei Arten nicht funktionieren kann.

Wenn eine Erklärung auf die erste Art nicht funktioniert, antwortet die Adressatin der Erklärung möglicherweise mit: ‚Das verstehe ich nicht!‘ Solche Fälle lassen sich allgemein so beschreiben, dass es der Adressatin der Erklärung nicht gelingt, die gelieferte Antwort mit der gestellten Frage in Verbindung zu bringen. Dies kann geschehen, weil die Adressatin die in der Antwort verwendeten Begriffe entweder nicht kennt oder diese nicht in den Zusammenhang zu den in der Frage verwendeten Begriffen setzen kann. Manchmal kann eine auf diese Art nicht funktionierende Erklärung verbessert werden, indem Begriffe und der Zusammenhang zwischen Begriffen erläutert wird. Das hat dann vielleicht die folgende Antwort zur Folge: ‚Aha! Jetzt verstehe ich.‘ Wenn eine Erklärung auf diese Art funktioniert, nenne ich dies eine *befriedigende Erklärung*. Ob eine Erklärung befriedigend ist, hängt auch von der Adressatin der Erklärung ab.

Eine Erklärung kann befriedigend sein oder nicht. Unabhängig davon kann sie auf eine zweite Art funktionieren oder nicht-funktionieren. Erklärungen, die auf diese zweite Art nicht funktionieren, lösen eine Reaktion der Art: ‚Das ist falsch!‘ aus. Während die erste Art des Funktionierens vom Verhältnis zwischen der Erklärung und der Adressatin abhängt, so hängt die zweite Art vom Verhältnis zwischen der Erklärung und der Welt ab. Eine Erklärung, welche auf diese Art funktioniert, nenne ich eine *korrekte Erklärung*. Dass eine Erklärung korrekt oder inkorrekt sein kann, setzt voraus, dass sich Erklärungen auf etwas beziehen, was unabhängig von der Sprache besteht, unabhängig auch davon, ob eine Erklärung gemacht wird und unabhängig davon, an wen sie sich richtet. Was eine Erklärung korrekt oder inkorrekt macht, ist nicht die Art und Weise, wie die Erklärung formuliert wird, weder die Formulierung des Explanans noch des Explanandums, sondern das, worauf sich diese Formulierungen beziehen.

Eine Erklärung glückt nur dann, wenn sie korrekt und befriedigend ist. Die beiden Bedingungen an eine Erklärung sind unabhängig voneinander. Eine Erklärung kann zwar korrekt, aber unbefriedigend sein. Und sie kann inkorrekt sein, auch wenn sie befriedigend ist.

Eine geglückte Erklärung muss befriedigend und korrekt sein. Ob sie befriedigend ist, hängt davon ab, ob die Adressatin der Erklärung diese versteht - dafür entscheidend sind die sprachlichen und inhaltlichen Kenntnisse der Adressatin sowie die Formulierung der Äusserung. Eine Ersetzung von einzelnen Ausdrücken in der Äusserung durch dazu ko-extensionale kann deshalb zu einer Änderung des Wahrheitswertes führen. Während (1) wahr ist, kann es sein, dass (1') falsch ist, wenn James nicht weiss, dass es sich bei Jack und Jims Bruder handelt:

(1') ‚Jims Bruder ist von der Leiter gefallen‘ erklärt für James ‚Jack hat sein Kinn gebrochen.‘

(1') und (1) könne unterschiedliche Wahrheitswerte haben, weil diese auf einen Erklärungsprozess zurückgeführt werden können. Erklärungsbeschreibungen beschreiben tatsächliche Erklärungsprozesse und sind dann wahr, wenn die Erklärung geglückt ist. Damit eine Erklärung glückt, muss sie befriedigend sein und dies ist von den exakten Formulierungen abhängig. Eine Veränderung der Formulierung kann deshalb dazu führen, dass aus einer geglückten Erklärung eine nicht-geglückte wird. Und entsprechend kann eine Veränderung der diesen Formulierungen entsprechenden Ausdrücke innerhalb der Erklärungsbeschreibung dazu führen, dass eine wahre Erklärungsbeschreibung falsch wird. Deshalb sind Sätze wie (1) und (1') und allgemein Erklärungsbeschreibungen intensional.

Für das Glücken einer Erklärung genügt es nicht, dass sie befriedigend ist, sie muss auch korrekt sein. Für die Korrektheit ist nicht die sprachliche Ebene allein bzw. die Beziehung zwischen der Äusserung und der Adressatin der Erklärung entscheidend, sondern die Beziehung zwischen den gemachten Formulierungen und dem, worauf sich diese beziehen.

Unabhängig davon, ob die Erklärung für James befriedigend ist oder nicht, hängt die Korrektheit der Erklärung davon ab, ob es stimmt, dass Jack sein Kinn gebrochen hat, weil er von der Leiter gefallen ist. Gäbe es nichts von der sprachlichen Ebene unabhängiges, worauf sich die Erklärung stützte, so könnte nicht zwischen korrekten und inkorrekten Erklärungen unterschieden werden. Und es könnte nicht davon die Rede sein, dass unterschiedliche Formulierungen dieselbe Erklärung zum Ausdruck bringen, somit könnte

nicht sinnvollerweise davon gesprochen werden, dass Erklärungen intensional sind. Um was handelt es sich dabei?

Eine allgemeine Antwort darauf lässt sich aus Davidsons handlungstheoretischen Arbeiten ableiten. Dort fragt er bekanntlich nach der Beziehung zwischen Gründen und Handlungen, unter der Voraussetzung, dass Gründe Handlungen erklären. Und er kommt zum Schluss, dass zwischen den beiden eine Kausalbeziehung bestehen muss, d.h. der Grund verursacht die Handlung (Davidson 1963, 11-12). Dies kann verallgemeinert werden: Wenn *A* eine Erklärung für *B* ist, dann besteht eine Kausalbeziehung: Was eine Erklärung korrekt macht, ist das Bestehen einer Kausalbeziehung. Das Bestehen einer Kausalbeziehung kann mit einer *Kausalaussage* formuliert werden:

- (2) Dass Jack von der Leiter gefallen ist, ist die Ursache dafür, dass Jacks Kinn gebrochen ist.

Wenn die in (2) beschriebene Kausalbeziehung besteht, dann ist die gemachte Erklärung korrekt, andernfalls ist sie inkorrekt. Eine geglückte Erklärung impliziert eine wahre Kausalaussage.

Ob (2) wahr oder falsch ist, hängt nicht davon ab, ob eine bestimmte Adressatin die darin verwendeten Formulierungen versteht, sondern einzig allein davon, ob die Kausalbeziehung, auf welche damit Bezug genommen wird, besteht. Wenn (2) wahr ist und Jack der Bruder von Jim ist und Jack beim Auswechseln der Glühbirne von der Leiter gefallen ist, dann ist auch (2') wahr:

- (2') Dass Jims Bruder versuchte die Glühbirne auszuwechseln, ist die Ursache dafür, dass Jacks Kinn gebrochen ist.

Deshalb sind Kausalaussagen wie (2) und (2') extensional.

Erklärungsbeschreibungen sind intensional, Kausalaussagen sind extensional. Die jeweiligen Eigenschaften dieser Aussagen stehen in engem Zusammenhang. Nur wenn es eine extensionale Ebene gibt, kann sinnvollerweise von Intensionalität gesprochen werden. (1) ist intensional, weil eine Ersetzung bestimmter Formulierungen die Aussage falsch macht, obwohl damit immer noch auf das selbe Bezug genommen wird. Nur weil es diese extensionale Basis gibt, können wir sagen, dass (1) und (1') sich zwar in der Wahrheit unterscheiden, aber dennoch eine Verbindung haben. Intensionalität erfordert eine extensionale Basis.

Ich habe in der Einleitung zu dieser Rekonstruktion (4.1.4) Davidsons Einteilung der Sätze in extensionale und intensionale als nicht zureichend begründet kritisiert. Ursache dafür ist meines Erachtens, dass Davidson nicht sorgfältig zwischen Sätzen (sentences), Äusserungen (statements) und Aussagen (propositions) unterscheidet. In anderem Zusammenhang sagt Davidson explizit, dass er diese Unterscheidungen für kleinlich hält: „Since I am not trying to make subtle semantic points, you may take as the ‚object‘ either my actual utterance, or the sentence of which it is an utterance (relativized to a time and a speaker). If you wish, you even may take the object to be a proposition. Since utterances, sentences, and propositions are so closely related, the chances are if one choice will serve, the others can be made to serve.“ (Davidson 1989, 63) Ohne diese Unterscheidungen zu machen, kann er meines Erachtens aber nicht erklären, wieso bestimmte Aussagen extensional und andere intensional sein sollen. Aber da er sich für seine Argumentation auf

die Unterscheidung zwischen extensionalen und intensionalen Aussagen stützt, müsste er zwischen Äusserungen, Sätzen und Aussagen unterscheiden.

So untersucht Davidson (Davidson 1967a, 153) verschiedene Sätze auf ihre Intensionalität und Extensionalität, unter anderem:

- i. Jack fell down, *which caused it to be the case that* Jack broke his crown.
- ii. *That* Jack fell down *explains the fact that* Jack broke his crown.

Dabei kommt er zum Schluss, dass i. extensional und ii. intensional ist.¹¹ Dies soll dadurch begründet sein, dass bei i. die Ersetzung einzelner singulärer Terme durch dazu koextensionale *salva veritate* möglich ist, während dies ii. nicht der Fall ist. Ich halte diese Einteilung deshalb für nicht zureichend begründet, weil mir nicht klar erscheint, wer oder was für die Beurteilung der Wahrheit dieser Sätze entscheidend sein könnte.

Wenn hingegen die hier untersuchten Sätze in den Rahmen von Erklärungsprozessen gesetzt werden, dann ist eine solche Beurteilung möglich. i. kann als eine Kausalaussage aufgefasst werden und die Untersuchung der Erklärungsprozesse hat ergeben, dass solche Aussagen extensional sind. ii. hingegen ist eine Erklärungsbeschreibung, von welcher gezeigt wurde, dass sie intensional sind. Dabei handelt es sich weder bei i. noch bei ii. um Sätze, welche im Erklärungsprozess geäußert werden, sondern um eine Beschreibung dieses Prozesses (bei ii.), beziehungsweise von dem, was einem solchen Prozess zugrundeliegt (bei i.).¹²

Im nächsten Kapitel wird deutlich, dass die Unterscheidung zwischen Aussagen mit einer unterschiedlichen Position auf der Intensional-Extensional-Skala zentral für die weitere Argumentation ist. Insofern die Unterscheidung in Bezug auf Erklärungsbeschreibungen und Kausalaussagen durch Verortung in den Rahmen von Erklärungsprozessen begründet werden konnte, kann diese Einteilung für die weitere Argumentation verwendet werden.

An dieser Stelle können wir charakterisieren, was eine *Kausalbeziehung* ist. Eine Kausalbeziehung ist das, was eine Erklärung zu einer korrekten Erklärung macht. Kausalbeziehungen sind das, was zwei unterschiedlich formulierte Erklärungen zur gleichen Erklärung machen. Kausalbeziehungen müssen von der sprachlichen Ebene und auch von der Adressatin der Erklärung unabhängig sein. Kausalbeziehungen werden als Kausalaussagen beschrieben, Kausalaussagen sind extensional.

Unsere tatsächliche Praxis des Erklärens ist nur dann sinnvoll, wenn Kausalbeziehungen existieren. Das heisst, ein erstes Ergebnis dieser Untersuchung ist, dass Kausalbeziehungen existieren. Somit besteht folgender Zusammenhang zwischen Erklärungen und Kausalität:

¹¹Er untersucht an dieser Stelle noch weitere Aussagen, danach gibt es Aussagen, deren Extensionalität noch ausgeprägter ist als jene von i.

¹²Davidson kommt einer solchen Verortung von Kausalaussagen im Rahmen von Erklärungsprozessen nahe, wenn er schreibt: „And explanation, like giving reasons, is geared to sentences or propositions, rather than directly to what sentences are about: thus an explanation of why Scott died is not necessarily an explanation of why the author of *Waverly* died.“ (Davidson 1969, 171) Hier scheint Davidson von tatsächlichen Erklärungsprozessen zu sprechen und macht darauf aufmerksam, dass diese immer in sprachlicher Form vorliegen und deshalb für deren Erfolg - d.h. hier: ob es eine Erklärung ist oder nicht - die sprachliche Form wichtiger ist, als das, wovon die für die Erklärung geäußerten Sätze handeln. Daraus liesse sich auf ähnliche Weise wie ich es oben getan habe zwischen befriedigenden und korrekten Erklärungen unterscheiden und dadurch die Extensionalität von i. und die Intensionalität von ii. begründen. Es handelt sich dann aber bereits um ein Zwischenresultat der Untersuchung von Erklärungen und nicht - wie Davidson den Eindruck erweckt - um eine feststehende Wahrheit.

Damit Erklärungen so funktionieren können, wie sie tatsächlich funktionieren, braucht es Kausalbeziehungen, diese werden als Kausalaussagen beschrieben. Kausalaussagen beschreiben, was der Fall sein muss, damit eine Erklärung korrekt ist.

4.2.2 Von Kausalaussagen zu Ereignisaussagen

Hinter der in (1) beschriebenen Erklärung steht eine Kausalbeziehung, diese wird mit (2) beschrieben:

- (2) Dass Jack von der Leiter gefallen ist, ist die Ursache dafür, dass Jacks Kinn gebrochen ist.

(2) muss wahr sein, damit (1) wahr ist und damit der beschriebene Erklärungsprozess korrekt und geglückt ist. Wann ist (2) wahr und um welche Art Beziehung handelt es sich? Auf diese Fragen soll die logische Analyse von Kausalaussagen eine Antwort liefern.

Eine Kausalaussage wie (2) besteht aus zwei Teilsätzen, welche durch die Konstruktion ‚ist eine Ursache für‘ miteinander verbunden werden. Da Sätze Tatsachen ausdrücken, könnte vermutet werden, dass Kausalbeziehungen zwischen Tatsachen bestehen. Diese Annahme widerlegt Davidson mit der Substitutionsmethode (Davidson 1969, 169; Davidson 1967a, 153-155). Wenn zwei Teilsätze miteinander zu einer Aussage verknüpft werden, so dass die Wahrheit der verknüpften Aussage allein von der Wahrheit der dabei verknüpften Aussagen abhängt, dann kann eine Ersetzung eines Teilsatzes durch einen dazu äquivalenten den Wahrheitswert der Verknüpfung nicht ändern. Dies zeigt der Vergleich mit einem Satz, welcher scheinbar eine ähnliche Struktur aufweist:

- (3) Jacks Kinn ist gebrochen und Jack ist von der Leiter gefallen.

In (2) und (3) werden die identischen Teilsätze mit einem Konjunktoren verbunden, einmal mit ‚und‘ und einmal mit ‚ist die Ursache für‘. Aber die Substitutionsmethode bringt einen grossen Unterschied zum Vorschein: Während (3) durch beliebige Teilsätze mit dem gleichen Wahrheitswert ersetzt werden kann, ohne dass sich der Wahrheitswert des Gesamtsatzes ändert, so kann eine derartige Ersetzung bei (2) zu einer falschen Aussage führen, wie folgendes Beispiel zeigt: Wenn es zutrifft, dass sich Jack bei seinem Sturz von der Leiter nicht nur das Kinn, sondern auch den Arm gebrochen hat, dann ist die Ersetzung von (3) zu:

- (3') Jack hat ein gebrochenes Kinn und Jack hat einen gebrochenen Arm.

wahrheitserhaltend, während:

- (2') Dass Jack einen gebrochenen Arm hat ist die Ursache dafür, dass Jack ein gebrochenes Kinn hat.

falsch wird. Die logische Struktur einer solchen Kausalaussage ist nicht analog zur Struktur einer wahrheitskonditionalen Verknüpfung zweier Sätze. Die beiden Satzteile, welche durch ‚ist die Ursache für‘ miteinander verknüpft werden, stehen nicht für das, wofür ganze Sätze stehen. Wenn ganze Sätze für Tatsachen stehen, stehen diese nicht für Tatsachen. Die Kausalbeziehung ist entsprechend keine Beziehung zwischen Tatsachen.

Im Vergleich zu (1) ist (2) extensional, aber offenbar gibt es Stufen der Extensionalität: Während bei (3) einzelne Ausdrücke durch dazu koextensionale und Teilsätze durch dazu äquivalente *salva veritate* ersetzt werden können, so ist bei (2) nur ersteres möglich. Daraus wird ersichtlich, dass (2) und (3) nur an der Oberfläche ähnlich sind - anders als bei (3) handelt es sich bei (2) nicht um eine wahrheitskonditionale Verknüpfung. Daraus kann gefolgert werden, dass es nicht das ist, worauf sich Sätze beziehen, was bei Kausalaussagen in Beziehung gebracht wird. Insofern es zutrifft, dass sich Sätze auf Tatsachen beziehen, folgt daraus, dass es sich bei den Relata von Kausalbeziehungen nicht um Tatsachen handelt.

Diese von Davidson vorgetragene Argumentation gegen Tatsachen als Relata kausaler Beziehungen ist meines Erachtens nur halbwegs überzeugend. Hinter dieser Begründung steckt die Idee, dass es sich bei Tatsachen um keine real existierenden Entitäten handelt, und dass diese wegen fehlendem Bezug zur Welt keinen Anker haben, welcher die Ersetzbarkeit verhindern würde. Jemand, der die Auffassung vertritt, dass es sich bei den Relata einer Kausalbeziehung um Tatsachen handelt, muss nicht gleichzeitig die Auffassung vertreten, dass es sich bei der Verknüpfung der beiden Teilsätze um eine wahrheitskonditionale handelt und somit, dass eine Ersetzung der Teilsätze durch dazu äquivalente *salva veritate* möglich ist.

Wozu hingegen die Beobachtung, dass Erklärungen unabhängig von der sprachlichen Ebene korrekt oder inkorrekt sein können, Anlass gibt, ist die Folgerung, dass es sich bei den Relata kausaler Beziehungen um etwas Sprachunabhängiges handelt. Für Tatsachen gilt dies eher nicht. Aber auch dies ist kein zwingendes Argument gegen Tatsachen als Relata kausaler Beziehungen. Auch wenn zugegeben wird, dass es sich bei Tatsachen nicht um existierende Entitäten, sondern um etwas abstraktes handelt, kann gesagt werden, dass diese trotzdem einen Bezug zur Welt herstellen und zwar zu den Bedingungen, welche in der Welt gegeben sein müssen, damit der Satz, welcher die Tatsache ausdrückt, wahr ist: Gegenstände mit bestimmten Eigenschaften in der Welt. Schliesslich sind es diese Gegenstände, welche kausal wirksam sind.¹³ Dann lautete das Argument gegen die Auffassung, dass es gar keine Ereignisse braucht, weil das, was vielleicht als Ereignis bezeichnet wird, auf Gegenstände reduziert werden kann. Und es die Gegenstände sind, welche kausal aktiv sind.

Eine mildere Version des Argumentes ist meines Erachtens aber gültig: Aus der speziellen Position, welche Kausalaussagen auf der Intensional-Extensional-Skala einnehmen, folgt, dass sich die zwei Elemente der Kausalaussage auf etwas beziehen, was direkt mit der kausalen Wirksamkeit zu tun hat. Was auch immer genau eine kausale Verbindung in der Welt ist und welche Entitäten sie miteinander verknüpft - das, worauf sich die Satzteile einer Kausalaussage beziehen, muss in direktem Zusammenhang dazu stehen. Deshalb muss sich die logische Struktur einer Kausalaussage von jener einer wahrheitskonditionalen Satzverknüpfung unterscheiden.

Aus der Demonstration dieser speziellen Mittelposition auf der Intensional-Extensional-Skala schliesst Davidson (Davidson 1967a, 154) auf eine logische Struktur, welche die

¹³So formuliert diese Ansicht Jonathan Bennett: „That rests on the mistaken assumption that causal statements must report relations between shovers and forcers. I grant that facts cannot behave like elbows in the ribs, but we know what items do play that role - namely, elbows. In our world the pushing and shoving and forcing are done by things - elementary particles and aggregates of them - and not by any relata for the causal relation.“ (Bennett 1988, 22).

Existenz von Ereignissen voraussetzt. Dieser Schluss ist jedoch vorschnell. Was hier geschlossen werden kann, ist dass es sich bei der logischen Struktur um eine andere handeln muss, als jene von wahrheitskonditionalen Satzverknüpfungen, dass sich entsprechend die durch ‚ist die Ursache für‘ miteinander verbundenen Teilsätze nicht als Ganzes auf das beziehen können, worauf sich Sätze beziehen. Positiv kann dies so ausgedrückt werden, dass sich die Satzteile konkreter auf etwas beziehen müssen, was für die kausale Beziehung verantwortlich ist. Gleichzeitig konnte bereits festgehalten werden, dass die Kausalaussagen nicht vollständig intensional sind und die gleiche Kausalbeziehung auf unterschiedliche Arten ausgedrückt werden kann, beispielsweise können einzelne Ausdrücke durch dazu ko-extensionale *salva veritate* ersetzt werden, entsprechend muss auch dies in der Analyse gespiegelt werden.

Diese beiden Eigenschaften müssen von einer Analyse eingefangen werden. Ich sehe allerdings nicht, dass dies direkt zur Analyse führt, welche Davidson in „Causal Relations“ vorschlägt, sondern dies muss mit den Ergebnissen weiterer Untersuchungen angereichert werden.

Statt ‚verursacht‘ als eine Satzverknüpfung aufzufassen, soll es als eine zweistellige Relation aufgefasst werden (Davidson 1967a, 154). Davidson begründet diesen Vorschlag mit dem Hinweis auf eine andere Art von Aussagen, welche eine ähnliche Zwischenposition auf der Intensional-Extensional-Skala einnehmen, nämlich temporale Aussagen wie (4):

(4) Jack stürzt von der Leiter, bevor Jack sein Kinn bricht.

Diese Aussage kann ebenfalls nicht als wahrheitskonditionale Satzverknüpfung oder etwas dazu ähnliches aufgefasst werden, da eine Ersetzung des einen Teilsatzes durch einen mit gleichem Wahrheitswert offensichtlich zu einer Veränderung des Wahrheitswertes der Gesamtaussage führen kann. Nach Davidsons Einschätzung ist dies in Bezug auf temporale Aussagen auch nicht der Fall, diese werden in den seltensten Fällen als Satzverknüpfungen, sondern als Relationen betrachtet: „And of course we don’t interpret ‚before‘ as a sentential connective it appears to be, but rather as an ordinary two-place relation true of ordered pairs of times.“ (Davidson 1967a, 154) Um dies in der logischen Form wieder spiegeln zu können, muss bei der Analyse eines Prädikates ein zusätzlicher Platz für Zeitpunkte eingeführt werden und es bedarf eine Ontologie, welche Quantifikation über Zeitpunkte erlaubt. Die logische Form von (4) ist dann:

(4_L) Es gibt Zeitpunkte t und t' , so dass Jack zum Zeitpunkt t von der Leiter stürzt und Jack zum Zeitpunkt t' sein Kinn bricht, und t ist früher als t' .

Temporale Aussagen haben nur eine oberflächliche Ähnlichkeit zu wahrheitskonditionalen Satzverknüpfungen, die eigentliche logische Form ist die einer zweistelligen Relation, welche von Zeitpunkten erfüllt wird. In Anlehnung an (4_L) schlägt Davidson vor, Kausalaussagen wie (2) als zweistellige Relationen, welche von Ereignissen erfüllt werden, aufzufassen:

(2_L) Es gibt Ereignisse e und e' , so dass e ein Sturz von Jack von der Leiter und e' ein Kinnbruch von Jack ist, und e verursacht e' .

Dabei wird beim Prädikat ebenfalls eine zusätzliche Stelle eingeführt, an welche ein Ereignis gesetzt werden kann. Entsprechend bedarf es einer Ontologie, welche Quantifikation über Ereignisse erlaubt.¹⁴

¹⁴Zum Zusammenhang zwischen temporalen und kausalen Aussagen vgl. auch Davidson 2001a, 139.

Wenn (2_L) als logische Form von (2) akzeptiert wird, kann daraus gefolgert werden, dass es sich bei den Relata von Kausalbeziehungen um Ereignisse handelt und insgesamt, dass Ereignisse als eine basale ontologische Kategorie angenommen werden müssen, über welche quantifiziert werden kann. Allerdings erscheint mir die Behauptung, dass (2_L) die logische Form von (2) ist, zu wenig begründet. Erstens beruft sich Davidson dabei darauf, dass es sich bei (4_L) um eine standardmässige Interpretation von temporalen Aussagen handelt, ohne diesen Punkt weiter zu begründen oder die Möglichkeit alternativer Analysen zu erörtern. Und selbst wenn dies akzeptiert wird, ist der Schluss auf die logische Form von Kausalaussagen vorschnell. Es handelt sich dabei um einen Analogieschluss: Ausgehend von der Ähnlichkeit von (2) und (4) in Bezug auf die Position auf der Extensional-Intensional-Skala wird auf eine ähnliche logische Form geschlossen. Dies müsste zumindest weiter begründet werden. Und selbst wenn dieser Analogieschluss gültig ist, bleibt der zentrale Punkt unbegründet: Wenn die logische Form von Kausalaussagen tatsächlich ähnlich derer von temporalen Aussagen ist, dann handelt es sich wohl um eine zweistellige Relation - dass es sich bei den Relata dieser Relation um Ereignisse handeln muss, ist dadurch noch keineswegs begründet. Hier müsste der Nachweis erbracht werden, dass keine andere Analyse möglich ist. Dies kann gegen jede derartige Argumentation eingewendet werden, bei welcher aus der Untersuchung der Art und Weise, wie gesprochen und nachgedacht wird, metaphysische Schlüsse gezogen werden sollen. Aber zumindest müssten Alternativen geprüft werden oder Überlegungen angestellt werden, wieso keine anderen Analysen möglich scheinen. Dies tut Davidson an dieser Stelle nicht. Direkt scheint dies auch nur schwer möglich zu sein, es bietet sich aber eine indirekte Begründung an, nämlich über die Untersuchung von Ereignisaussagen.

Kausalaussagen sind keine Verknüpfungen von zwei Teilsätzen, in dem Sinne, dass der Wahrheitswert der Verknüpfung von den Wahrheitswerten der verknüpften Aussagen direkt abhängig ist. Daraus folgt, dass für die Analyse der logischen Form von Kausalaussagen nicht die Teilsätze als ganzes betrachtet werden können und entsprechend, dass es sich bei den Relata der Kausalbeziehung nicht um Tatsachen handelt. Trotzdem kann die Kausalaussage in zwei Teilsätze zerlegt werden und diese stehen in einer inferentiellen Beziehung zur Kausalaussage, indem sie dadurch impliziert werden. Wenn (2) wahr ist, dann sind nämlich auch die beiden Sätze (i) und (ii) wahr:

- (i) Jack fiel von der Leiter.
- (ii) Jack hat sein Kinn gebrochen.

(i) und (ii) können ebenfalls auf ihre logische Form hin untersucht werden und die Ergebnisse dieser Untersuchungen unterstützen die Behauptung, dass es sich bei (2_L) um eine korrekte Analyse der logischen Form von (2) handelt.¹⁵

(i) und (ii) sind durch diese inferentiellen Beziehung zu (2) bestimmt, es handelt sich also um Satzteile einer Kausalaussage, welche von dieser impliziert werden. Wenn Aussagen dieser Form nun bestimmt sind, bietet es sich an, diese als *Ereignisaussagen* zu bezeichnen. Zwar ist der Begriff eines Ereignisses an dieser Stelle der Untersuchung noch nicht bestimmt, vielmehr zielt die Untersuchung auf eine Klärung dieses Begriffs ab. Aber

¹⁵Davidson zieht diese Untersuchung nicht für die Stützung seiner Behauptung hinzu, er weist aber auf den engen Zusammenhang zwischen der Untersuchung von Kausalaussagen und Aussagen wie (i) und (ii) hin (Davidson 1967a, 155; Davidson 2001a, xviii; 139).

sie können vortheoretisch als Ereignisaussagen dadurch von anderen Aussagen abgegrenzt werden, dass sie eine Aussage darüber machen, was passiert, und nicht darüber, was ist.¹⁶

Geglückte Erklärungen implizieren das bestehen einer Kausalbeziehung, welche durch Kausalaussagen beschrieben werden. Kausalaussagen implizieren Ereignisaussagen.

4.2.3 Die logische Form von Ereignisaussagen

Dass die Implikationen $(2) \rightarrow (i)$ und $(2) \rightarrow (ii)$ gültig sind, gehört zur logischen Form von (2) und allgemein gehört es zur logischen Form von Kausalaussagen, dass sie Ereignisaussagen implizieren. Die Angabe der logischen Form von Kausalaussagen muss diese Beziehungen berücksichtigen. Da es sich nicht um eine wahrheitskonditionale Verknüpfung handelt, kann der Teilsatz nicht als Ganzes Eingang in die Analyse finden, Ereignisaussagen müssen deshalb selbst wiederum auf ihre logische Form hin untersucht werden und diese wird für die logische Form von Kausalaussagen mitbestimmend sein.

Im Aufsatz „The Logical Form of Action Sentences“ führt Davidson eine Untersuchung der logischen Form von Ereignisaussagen durch.¹⁷ Die Untersuchung der logischen Form einer Aussage ist bei Davidson immer eine Untersuchung ihrer inferentiellen Beziehungen. Die Ereignisaussage ‚Jack stürzte von der Leiter‘ folgt aus ‚Jack stürzte unsanft von der Leiter‘ und aus ihr folgen wiederum ‚etwas stürzte von der Leiter‘, ‚Jack stürzte‘ und ‚etwas stürzte‘. Die logische Form der Aussage muss diese inferentiellen Beziehungen abbilden. Nach Davidson (Davidson 1967b, 118) ist dies nur dann möglich, wenn die Aussage so analysiert wird:

(i_L) Es gibt ein Ereignis e , so dass e ein Fallen ist und e von der Leiter ist und e Jack ist.

Eine etwas formale Analyse wäre:

$(i_L) \exists e((\text{Fallen}(e) \ \& \ \text{VonJack}(e) \ \& \ \text{VonDerLeiter}(e)))$ ¹⁸

Ereignisaussagen müssen so analysiert werden, dass die darin vorkommenden Prädikate eine Ereignisstelle aufweisen. Die Aussage wird dann als eine Existenzaussage aufgefasst, welche über Ereignisse quantifiziert. Es ist dann offensichtlich, dass die inferentiellen Beziehungen zu den anderen Aussagen bestehen, dafür braucht es lediglich das Prinzip der Extensionalität (Davidson 1967b, 119). Eine Ereignisaussage ist somit eine Existenzbehauptung: Es wird behauptet, dass ein Ereignis mit bestimmten Eigenschaften existiert.

Da Davidson (Davidson 1967b, 107-119) zeigt, dass keine Möglichkeit einer alternativen Analyse besteht, welche ohne die Annahme von Ereignissen auskommen würde, lässt sich daraus folgern, dass Ereignisse als ontologisch basale Entitäten existieren. Und es ist ein

¹⁶Die Grenze zwischen *passieren* und *sein* kann möglicherweise nicht klar gezogen werden und es könnte sogar sein, dass jede Aussage über etwas, was passiert in eine Aussage über etwas, was ist, umgewandelt werden könnte und umgekehrt. Vgl. dazu Davidson 1969, 173-175 und in dieser Arbeit 5.2.1.

¹⁷Zwar behandelt er mehrheitlich Handlungsaussagen, aber da es sich nach seiner Auffassung bei Handlungen um eine spezielle Art von Ereignissen handelt, lassen sich die Ergebnisse auf Ereignisaussagen im Allgemeinen übertragen (Davidson 1967b, 120).

¹⁸Dies entspricht nicht ganz der Analyse von Davidson. Analog zu seinen Analysen (Davidson 1967b, 119) wäre dies eher: $\exists e((\text{Fallen}(e, \text{Jack}), \text{VonDerLeiter}(e)))$. Der Unterschied besteht darin, dass Davidson zweistellige Prädikate verwendet, deren eine Argumentstelle nach einem Handelnden verlangen. Ich werde im Kapitel 5.3.1 für meine davon abweichende Analyse argumentieren.

Grund dafür anzunehmen, dass Ereignisaussagen auf diese Art analysiert werden sollen, d.h. dass die logische Form von (i_L) und (i) identisch ist.

Wenn wir nun diese Analyse von Ereignisaussagen mit der vorhergehenden Überlegung, dass eine Kausalaussage wie (2) zwar keine wahrheitskonditionale Verknüpfung der Ereignisaussagen (i) und (ii) ist, aber dennoch inferentielle Beziehungen zwischen (2) und (i) bzw. (ii) bestehen, zusammenführen, so bietet sich folgende Analyse für Kausalaussagen an:

- (2_L) Es gibt Ereignisse e und e' , so dass e ist ein Sturz und e ist von der Leiter und von Jack und e' ist ein Kinnbruch und e' ist von Jack, und e verursacht e' .

Somit handelt es sich auch bei einer Kausalaussage um eine Existenzbehauptung, im Unterschied zu einer Ereignisaussage wird nicht nur über eines, sondern über zwei Ereignisse quantifiziert. ‚Ist Ursache für‘ ist keine Satzverknüpfung, sondern ein zweistelliges, relationales Prädikat, welches von Ereignissen erfüllt wird. Während die Prädikate der Ereignisaussagen eine zusätzliche Ereignisstelle aufweisen, weist das Prädikat ‚ist Ursache für‘ zwei Ereignisstellen auf. Diese Analyse bildet die inferentiellen Beziehungen zwischen der Kausalaussage und den Ereignisaussagen, wie auch jene zwischen den darin vorkommenden Ereignisaussagen und anderen Ereignisaussagen ab. Und sie liefert eine Erklärung für die Zwischenposition, welche Kausalaussagen auf der Intensional-Extensional-Skala einnehmen: Ersetzung der Teilsätze durch dazu äquivalente ist nicht *salva veritate* möglich, weil diesen Teilsätzen als Ganzes in der logischen Form nichts entspricht, insofern sind Kausalaussagen nicht vollständig extensional. Hingegen sind Ersetzungen von Ausdrücken durch dazu koextensionale *salva veritate* möglich, weil die Art der Beschreibung keinen Einfluss auf die Kausalbeziehung hat.

Davidsons Untersuchung der logischen Form von Ereignisaussagen kann zur Unterstützung seiner Analyse von Kausalaussagen herbeigezogen werden. Umgekehrt kann die Untersuchung der Kausalaussagen auch die Analyse der logischen Form von Ereignisaussagen unterstützen. Denn problematisch bei Davidsons Untersuchung ist, dass er nicht vorgängig zur Untersuchung klärt, was er unter einer Handlung oder unter einem Ereignis versteht, entsprechend sind auch die Begriffe ‚Handlungsaussage‘ und ‚Ereignisaussage‘ nicht bestimmt.¹⁹ Wenn wir allerdings die Untersuchung in jene über Kausalaussagen einbetten, welche wiederum in den grösseren Rahmen der Untersuchung von Erklärungen eingebettet ist, so ergibt sich eine Bestimmung von Aussagen wie (i) und (ii), welche genau und nur die Aussagen umfasst, welche als Ereignisaussagen bezeichnet werden sollen: Erklärungen implizieren Kausalaussagen; Ereignisaussagen sind die Aussagen, welche aus den Kausalaussagen gefolgert werden können.

Geglückte Erklärungen sind befriedigend und korrekt. Korrekte Erklärungen bedingen das Bestehen einer Kausalbeziehung, diese wird als Kausalaussage formuliert. Kausalaussagen haben eine logische Form, welche Quantifikation über Ereignisse bedingt und als Relata einer Kausalbeziehung Ereignisse annimmt. Für die Untersuchung der logischen Form von Kausalaussagen wurden Ereignisaussagen untersucht, diese stehen in inferentieller Beziehung zu Kausalaussagen. Es zeigte sich, dass es sich dabei um Existenzbehauptungen handelt; sie behaupten die Existenz von Ereignissen, welche auf eine bestimmte

¹⁹Für Davidson scheint das kein Problem zu sein. In Bezug auf Handlungsaussagen sagt er: „By action sentences I mean sentences *in English* about actions.“ (Davidson 2001a, 123, seine Hervorhebung)

Art beschrieben werden können. Im nächsten Abschnitt wird der Zusammenhang zwischen Ereignisaussagen und Ereignissen untersucht.

4.2.4 Von Ereignisaussagen zu Ereignissen

Eine geglückte Erklärung ist befriedigend und korrekt. Damit eine Erklärung korrekt sein kann, muss sie sich auf etwas von ihr unabhängiges beziehen, dabei handelt es sich um Kausalbeziehungen. Das Bestehen einer Kausalbeziehung wird als Kausalaussage formuliert. Kausalaussagen können nicht als Verknüpfung von zwei Teilsätzen aufgefasst werden. Die logische Form von Kausalaussagen ist die einer Existenzbehauptung, dabei wird von zwei Ereignissen behauptet, dass sie existieren und in kausaler Beziehung zueinander stehen. Diese Analyse wird durch die Analyse von Ereignisaussagen unterstützt, welche ebenfalls als Existenzbehauptungen aufgefasst werden müssen. Sowohl die logische Form von Ereignisaussagen wie auch von Kausalaussagen sind Existenzbehauptungen, welche über Ereignisse quantifizieren. Aber die meisten der tatsächlich geäußerten Aussagen erwecken nicht den Eindruck, dass sie von Ereignissen handeln, geschweige den, über Ereignisse quantifizieren.

Ich habe in den letzten Kapitel Aussagen wie ‚Jack fiel von der Leiter‘ als Ereignisaussagen bezeichnet und dargestellt, wie eine davidsonsche Analyse der logischen Form solcher Aussagen eine Ereignisontologie notwendig macht. Mit Hilfe dieser Analyse kann ein Vorschlag für die logische Form von Kausalaussagen wie ‚Jack hat ein gebrochenes Kinn, weil Jack von der Leiter fiel‘ begründet werden, welche ebenfalls eine Ereignisontologie notwendig macht und zudem Ereignisse als Relata kausaler Beziehungen ausweist. Aber weder die Ereignis- noch die Kausalaussage scheinen direkt auf ein Ereignis Bezug zu nehmen. Wie ist das zu erklären?

Dass Ereignisaussagen selten direkt von einem Ereignis handeln, ist eine Feststellung über unseren Sprachgebrauch:

It is obvious that most of the sentences usually said to be about events contain no singular terms that even appear to refer to events, nor are they normally shown to have variables that take events as values when put over into ordinary quantificational notion. (Davidson 2001a, 133; vgl. auch Davidson 1967a, 161-162)

Dies gibt Anlass zur Vermutung, dass Ereignisaussagen gar nicht von Ereignissen handeln. Um zu zeigen, dass diese Vermutung falsch ist, untersucht Davidson die logische Form von Ereignisaussagen. Dabei zeigt er, dass die inferentiellen Beziehungen zwischen Ereignisaussagen nur dann bewahrt werden können, wenn angenommen wird, dass es sich um Existenzbehauptungen über Ereignisse handelt:

Failure to find an ordinary singular term referring to an event in a sentence like ‚Caesar died‘ is properly explained by the fact that such sentences are existential and general with respect to events: we do not find a singular term referring to an event because there is none. (Davidson 1969, 168-169)

Wenn dies die logische Form von Ereignisaussagen ist, dann sind diese auch dann wahr, wenn es mehrere Ereignisse gibt, welche die Aussage erfüllen. ‚Jack stürzte von der Leiter‘

ist wahr, wenn Jack mehrmals von der Leiter gestürzt ist. Es gibt aber Ausdrücke, welche konkret von einem Ereignis handeln und diese Aussagen stehen in engem Zusammenhang zu den als Existenzbehauptungen analysierten Ereignisaussagen. Aus der Ereignisaussage ‚Jack stürzte von der Leiter‘ lässt sich ein Ausdruck ableiten, welcher auf ein einziges Ereignis Bezug nimmt: ‚Jacks Sturz von der Leiter‘. Es handelt sich dabei um eine *Ereignisbezeichnung*. Das durch eine Ereignisbezeichnung bezeichnete Ereignis ist das Ereignis, welches eine als Existenzbehauptung verstandene Ereignisaussage erfüllt.

In einer formaleren Notation wird eine Ereignisbezeichnung als Kennzeichnung behandelt, diese lässt sich aus der formalen Notation der Ereignisaussage gewinnen. Aus der Ereignisaussage:

$$(\exists e)(\text{Stürzen}(e) \ \& \ \text{VonJack}(e) \ \& \ \text{VonDerLeiter}(e))$$

kann die Kennzeichnung:

$$(\iota e)(\text{Stürzen}(e) \ \& \ \text{VonJack}(e) \ \& \ \text{VonDerLeiter}(e))$$

gewonnen werden (Davidson 2001a, 135; Davidson 1967a, 155).²⁰ Diese Kennzeichnung lässt sich normalsprachlich paraphrasieren als ‚es gibt genau ein Ereignis, welches ein Stürzen und von Jack und von der Leiter ist.‘ Diese Ereignisbezeichnung hat die gleiche logische Form wie der Ausdruck ‚Jacks Sturz von der Leiter‘.

Ereignisbezeichnungen können ebenfalls als Teil einer Aussage fungieren, es wird dann eine Aussage *über* ein Ereignis gemacht:

Jacks Sturz von der Leiter war ein schlimmes Ereignis.

bzw. in formaler Notation:

$$\text{Schlimm}((\iota e)(\text{Stürzen}(e) \ \& \ \text{VonJack}(e) \ \& \ \text{VonDerLeiter}(e)))$$

Aber es handelt sich dabei nicht um eine Ereignisaussage von der Form, welche oben untersucht wurde. Solche Aussagen über Ereignisse sind möglich, aber es handelt sich nicht um eine sehr verbreitete Form des Sprechens und es ist wichtig, diese von Ereignisaussagen zu unterscheiden.

Gewöhnliche Ereignisaussagen sind Existenzbehauptungen über Ereignisse. Dass sie in der normalsprachlichen Formulierung oftmals nicht als Aussagen über Ereignisse und schon gar nicht als Existenzbehauptungen über Ereignisse wahrgenommen werden, ist darauf zurückzuführen, dass solche Aussagen ihre logische Form nicht an der Oberfläche tragen.

Kausalaussagen der Form ‚dass Jack von der Leiter stürzte ist die Ursache dafür, dass Jack sein Kinn gebrochen hat‘ sind so zu analysieren, dass es sich dabei um Existenzbehauptungen über zwei Ereignisse handelt. Diese Analyse von Kausalaussagen ist im Einklang mit der Analyse von Ereignisaussagen und wird der Feststellung gerecht, dass die Ereignisaussagen aus der Kausalaussage gefolgert werden können.

Das heisst, dass Kausalaussagen Existenzbehauptungen über Ereignisse sind und auch dann wahr sind, wenn sie von mehr als zwei Ereignissen wahr gemacht werden. Die Kausalaussage ‚dass Jack von der Leiter stürzte, ist die Ursache dafür, dass Jack sein Kinn

²⁰Zur Verwendung des Kennzeichnungsoperators (ιx) siehe Quine 1982, Kap. 43 und Carnap 1968, Kap. 35.

gebrochen hat‘ ist auch dann wahr, wenn Jack mehrmals von der Leiter fiel und sich dabei jedes Mal das Kinn gebrochen hat. Und sie ist auch wahr, wenn Jack mehrmals von der Leiter gefallen ist, und sich mindestens bei einem dieser Stürze das Kinn gebrochen hat. Und sie ist auch wahr, wenn Jack sein Kinn mehrmals gebrochen hat, aber nur einer der Brüche durch den Sturz von der Leiter verursacht wurde. Wir haben aber das Gefühl, dass die Kausalbeziehung, welche einer Erklärung zugrunde liegt, eine Beziehung zwischen zwei konkreten Ereignissen ist.

Mit der Analyse von Ereignisbezeichnungen, welche als singuläre Termini für Aussagen über Ereignisse verwendet werden können, lassen sich Kausalaussagen so formulieren, dass sie diesem Gefühl entsprechen und eine Aussage über nur zwei Ereignisse sind: ‚Jacks Sturz ist die Ursache für Jacks gebrochenes Kinn.‘ Davidson nennt solche Aussagen *singuläre Kausalaussagen* (Davidson 1967a, 155). Die logische Form einer singulären Kausalaussage unterscheidet sich von der logischen Form der allgemeinen Kausalaussage. Die logische Form der singulären Kausalaussage:

Jacks Sturz ist die Ursache für Jacks gebrochenes Kinn.

ist identisch zu jener von:

Es gibt genau ein Ereignis e , welches ein Sturz und von Jack und von der Leiter ist und es gibt genau ein Ereignis e' , welches ein Kinnbruch und von Jack ist und e verursacht e' .

Und das Gleiche etwas formaler:

$$\begin{aligned} &V((\iota e)(\text{Stürzen}(e) \ \& \ \text{VonJack}(e) \ \& \ \text{VonDerLeiter}(e)), \\ &(\iota e)(\text{Kinnbruch}(e) \ \& \ \text{VonJack}(e))) \end{aligned}$$

Dabei ist V ein zweistelliges Prädikat mit der Bedeutung ‚ist die Ursache für‘. In dieser formalen Darstellung wird deutlich, dass es sich bei einer singulären Kausalaussage um eine relationale Aussage mit dem zweistelligen Verursachungsprädikat handelt, welche von zwei konkreten Ereignissen erfüllt wird (Davidson 1967a, 155). Die logische Form einer singulären Kausalaussage unterscheidet sich dadurch deutlich von der logischen Form einer allgemeinen Kausalaussage.

Wir sind mit unserer Untersuchung von Erklärungsprozessen ausgegangen. Damit eine Erklärung korrekt ist, wird das Bestehen einer Kausalbeziehung vorausgesetzt, welche als Kausalaussage formuliert werden kann. In einem ersten Schritt sind wir dabei auf die Formulierung von allgemeinen Kausalaussagen gestossen, aus diesen lässt sich eine singuläre Kausalaussage gewinnen. Diese singuläre Kausalaussage ist die deutlichste Formulierung von dem, was bestehen muss, damit eine Erklärung korrekt ist: eine kausale Beziehung zwischen zwei Ereignissen.

Wenn ich sage, dass aus der allgemeinen Kausalaussage eine singuläre abgeleitet werden kann, ist dies eine Beschreibung des von Erklärungen ausgehenden Untersuchungsprozesses. Dass sie abgeleitet werden kann, bedeutet, dass wenn eine allgemeine Kausalaussage wahr ist, dass dann auch eine singuläre Kausalaussage wahr sein muss.²¹

²¹Und es bedeutet nicht, dass eine singuläre Kausalaussage eine allgemeine Kausalaussage impliziert. Nach Davidson (Davidson 1967a, 155) ist nämlich das umgekehrte der Fall: Singuläre Kausalaussage

Aus einem Erklärungsprozess können ein Explanandum und ein Explanans gewonnen und als Ereignisaussagen formuliert werden. In meiner Darstellung bin ich vom Erklärungsprozess auf eine dadurch implizierte Kausalbeziehung gestossen, welche als Kausalaussage formuliert wird. Es konnte gezeigt werden, dass die logische Form einer Kausalaussage äquivalent zur logischen Form einer Aussage ist, welche die Existenz von zwei Ereignissen und das Bestehen einer Relation zwischen diesen zwei Ereignissen behauptet. Die so behauptete Beziehung kann expliziter formuliert werden als eine singuläre Kausalaussage. Bei singulären Kausalaussagen werden nicht Ereignisaussagen miteinander verknüpft, sondern Ereignisbezeichnungen. Singuläre Kausalaussagen sind extensional und enthalten als einzige Information die behauptete Kausalbeziehung.

Die Untersuchung von Erklärungsprozessen hat ergeben, dass korrekte Erklärungen nach Kausalbeziehungen verlangen, welche als Kausalaussagen formuliert werden können. In einem Erklärungsprozess geht es nicht in erster Linie um Kausalbeziehungen, aber dass solche bestehen ist der Hintergrund, vor welchem eine Erklärung erst funktionieren kann. In den seltensten Fällen wird deshalb explizit eine Kausalaussage formuliert, bereits das Machen der Erklärung impliziert deren Bestehen. Wo aber Erklärungen umstritten sind, kann auf Kausalaussagen Bezug genommen werden. Die Analyse der logischen Form von allgemeinen Kausalaussagen ergibt, dass es sich dabei um Existenzbehauptungen handelt, welche über Ereignisse quantifizieren. Somit müssen Ereignisse existieren. Die Analyse von singulären Kausalaussagen ergibt zudem, dass auf diese Ereignisse eindeutig Bezug genommen werden können muss.

Ich habe kritisiert, dass Davidsons Argumentation auf einem ungenügend spezifizierten Begriff von Ereignissen beruht. Für die dargestellte Untersuchung wurde hingegen kein Begriff eines Ereignisses vorausgesetzt, dieser soll aus der Untersuchung hervorgehen. An dieser Stelle kann folgendes dazu gesagt werden: Ereignisse sind das, was in kausalen Beziehungen miteinander verknüpft wird, während kausale Beziehungen das sind, was von einer korrekten Erklärung vorausgesetzt wird. Dies ist mit den zwei von Davidson formulierten Ansätzen für einen Begriff von Ereignissen zumindest zu vereinbaren. Wenn Davidson sagt, dass Ereignisse das sind, was aufeinanderfolgen kann (Davidson 1967a, 149), könnte diese Eigenschaft von Ereignissen auch auf diesem Weg erreicht werden, indem gezeigt wird, dass das, was die kausale Beziehung miteinander verknüpft, Elemente sind, welche aufeinander folgen. Und die Bestimmung von Ereignissen als datierbare Ereignisse (Davidson 1970b, 209) entspricht der Möglichkeit, auf Ereignisse eindeutig durch Ereignisbezeichnungen Bezug zu nehmen. Dass Ereignisse nicht wiederholbar sind, folgt daraus allerdings noch nicht.

Ereignisse sind also in erster Linie das: Relata von Kausalbeziehungen.

implizieren allgemeine Kausalaussagen. In formaler Notation wird diese Beziehung deutlich:

$$\begin{aligned} & V((\iota e)(\text{Stürzen}(e) \ \& \ \text{VonJack}(e) \ \& \ \text{VonDerLeiter}(e)), \\ & (\iota e')(\text{Kinnbruch}(e') \ \& \ \text{VonJack}(e'))) \\ & \Rightarrow (\exists e, e')(\text{Stürzen}(e) \ \& \ \text{VonJack}(e) \ \& \ \text{VonDerLeiter}(e) \ \& \ \text{Kinnbruch}(e') \\ & \ \& \ \text{VonJack}(e') \ \& \ V(e, e')) \end{aligned}$$

4.2.5 Eigenschaften von Ereignissen

Ein Einwand gegen die Auffassung, dass Ereignisse Relata von Kausalbeziehungen sein können, hängt mit einem falschen Verständnis zwischen den Eigenschaften von Ereignissen und den Ereignissen selbst zusammen. Davidson (Davidson 1967a, 150) verortet die Quelle dieses Missverständnisses historisch bei den Arbeiten zur Kausalität von John S. Mill. Nach Mill (Mill 2011) ist die Ursache für ein Ereignis die Summe der Bedingungen, welche gegeben sein müssen, damit ein Ereignis unweigerlich auf ein anderes folgt. Wenn wir nun nach der Ursache für Jacks gebrochenes Kinn fragen, so scheint dies nicht Jacks Sturz von der Leiter sein zu können, weil nicht jeder Sturz von einer Leiter zu einem Kinnbruch führt. Es muss zusätzlich erfüllt sein, dass der Sturz aus einer minimalen Höhe erfolgte. Aber auch Jacks Sturz aus hoher Höhe kann noch nicht die Ursache sein, da nicht jeder Sturz aus hoher Höhe zu einem Kinnbruch führt, beispielsweise dann nicht, wenn der Boden weich ist, Jacks Knochen unzerbrechlich sind oder Jack nicht mehr wiegt als eine Feder. Dass die Liste dieser zusätzlichen Bedingungen ad infinitum weitergeführt werden kann, scheint offensichtlich. Wenn nun diese Bedingungen als Eigenschaften von Ereignissen aufgefasst werden, könnte daraus gefolgert werden, dass es nicht Ereignisse sein können, welche andere Ereignisse verursachen, weil eine solche Liste von Eigenschaften nie so formuliert werden kann, dass sie das Eintreffen eines Ereignisses notwendig macht.

Diese Folgerung fusst nach Davidson (Davidson 1967a, 156; Davidson 1969, 172) aber auf einem falschen Verständnis von der Beziehung zwischen Eigenschaften von und Kausalbeziehungen zwischen Ereignissen. Ereignisse haben Eigenschaften. Die Analyse der logischen Form von Ereignis- und Kausalaussagen hat gezeigt, dass über Ereignisse nicht nur quantifiziert werden kann, sondern auch Prädikate auf sie angewendet werden können. Jacks Sturz von der Leiter hat die Eigenschaften, dass es ein Sturz ist und dass es von Jack ist. Wenn Jacks Sturz zudem heftig war, so ist eine weitere Eigenschaft des gleichen Ereignisses, dass es heftig war. Es wird dadurch aber nicht zu einem neuen oder anderen Ereignis, sondern es wird präziser beschrieben. Deshalb ist es möglich, dass mit unterschiedlichen Bezeichnungen auf das gleiche Ereignis Bezug genommen wird. Die Ausdrücke ‚Jacks Sturz von der Leiter‘ und ‚Jacks heftiger Sturz von der Leiter‘ können das gleiche Ereignis bezeichnen. In formaler Notation kann dies so ausgedrückt werden:²²

$$((\iota e)(\text{Stürzen}(e) \ \& \ \text{VonJack}(e) \ \& \ \text{VonDerLeiter}(e))) = ((\iota e)(\text{Stürzen}(e) \ \& \ \text{VonJack}(e) \ \& \ \text{VonDerLeiter}(e) \ \& \ \text{Heftig}(e)))$$

Ereignisse haben Eigenschaften. Aber Kausalbeziehungen finden nicht zwischen den Eigenschaften von Ereignissen statt, sondern zwischen Ereignissen. Die Eigenschaften von Ereignissen dienen dazu, auf diese Bezug zu nehmen. Ohne diese Möglichkeit könnten keine Kausalbeziehungen formuliert werden.

Ereignisse haben Eigenschaften, ansonsten könnten keine Prädikate von ihnen wahr sein. Wären die Eigenschaften anders, wären es auch die Kausalbeziehungen. Wäre es kein heftiger Sturz, wäre der dadurch angerichtete Schaden kleiner, somit stünde das Sturzereignis in kausaler Beziehung zu anderen Ereignissen. Aber der Punkt ist, dass es nicht die Heftigkeit des Sturzes war, welche den grossen Schaden angerichtet hat, sondern das Ereignis

²²Dies ermöglicht es, eine Aussage der Form ‚Jacks Sturz von der Leiter war ein heftiger Sturz‘ als eine Identitätsbehauptung über zwei Ereignisse aufzufassen (Davidson 1970a, 181; vgl. dazu 4.3.1).

als solches, welches nun mal ein heftiger Sturz war. Nicht die Heftigkeit und das Ausmass des Schadens stehen in kausaler Beziehung, sondern zwei Ereignisse. Hätten diese andere Eigenschaften, wären es nicht diese Ereignisse.

Hintergrund für diese Lösung des Problems ist, dass zwischen der sprachlichen und der ontologischen Ebene unterschieden wird (Davidson 1967a, 155). Bei einer Erklärung werden sprachliche Ausdrücke miteinander verbunden, bei einer Kausalbeziehung Ereignisse:

Explanations typically relate statements, not events. (Davidson 1967a, 161)

Auf der sprachlichen Ebene werden Ereignisse beschrieben und in kausale Beziehungen zu einander gebracht, die kausale Beziehung besteht aber zwischen den Ereignissen selbst. Davidson formuliert diese Erkenntnis als ein Resultat seiner Analyse von singulären Kausalaussagen:

The salient point that emerges so far is that we must distinguish firmly between causes and the features we hit on for describing them, and hence between the question whether a statement says truly that one event caused another and the further question, whether the events are characterized in such a way that we can deduce, or otherwise infer, from laws or other causal lore, that the relation was causal. (Davidson 1967a, 155)

Dass Erklärungen und Kausalbeziehungen auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt sind, führt zu ihrer Verschiedenheit. Eine Erklärungsaussage ist intensional, weil ihre Formulierung entscheidend dafür ist, ob sie befriedigend ist. Es kann sein, dass die Erwähnung von Jacks Sturz von der Leiter nicht als befriedigende Erklärung für seinen Kinnbruch betrachtet wird, die Erwähnung von Jacks heftigem Sturz aus grosser Höhe hingegen schon. Das ändert aber nichts daran, dass die Erklärung auch dann korrekt ist, wenn das Ereignis lediglich als Sturz von der Leiter beschrieben wird. Eine korrekte Erklärung hängt vom Bestehen einer Kausalbeziehung ab. Kausalbeziehungen werden als Kausalaussagen formuliert. Deshalb ist eine Kausalaussage extensional, weil die kausale Beziehung unabhängig davon ist, auf welche und wieviele Eigenschaften des Ereignisses bei der Beschreibung Bezug genommen wird.

Die Rede von notwendigen und hinreichenden Bedingungen, welche für die Kausalrelation bestimmend sind, fusst auf einer Vermischung dieser Ebenen. Hinreichend oder notwendig sind Beschreibungen von Ereignissen, sie sind hinreichend, wenn das so beschriebene Ereignis als eine befriedigende Erklärung akzeptiert wird und notwendig, wenn nicht mehr zu ihrer Beschreibung verwendet wird, als dass die Erklärung als befriedigend akzeptiert wird.

The relation between a singular causal statement like 'The short circuit caused the fire' and necessary and sufficient conditions seems, in brief, to be this. The fuller we make the description of the cause, the better our chances of demonstrating that it was sufficient (as described) to produce the effect, and the worse our chances of demonstrating that it was necessary; the fuller we make the description of the effect, the better our chances of demonstrating that the cause (as described) was necessary, and the worse our chances of demonstrating that it was sufficient. (Davidson 1967a, 157; vgl. auch Davidson 1967b, 120; Davidson 1969, 171; 172)

Ereignisse sind existierende Einzeldinge. Ereignisse verursachen andere Ereignisse. Ereignisse können unterschiedlich beschrieben werden, entsprechend können die kausalen Beziehungen zwischen Ereignissen unterschiedlich dargestellt werden. Aber dadurch ändert sich nichts daran, dass die kausale Beziehung zwischen zwei Ereignissen stattfindet.

4.3 Identität von Ereignissen

4.3.1 Identitätskriterien für Ereignisse

Im letzten Unterkapitel konnte gezeigt werden, dass sich ein vermeintliches Problem im Zusammenhang mit der Auffassung, dass es sich bei Ereignissen um Relata von Kausalbeziehungen handelt, zum Verschwinden gebracht werden kann, wenn säuberlich unterschieden wird zwischen der sprachlichen Ebene, auf welcher Ereignisse beschrieben werden und auf welcher Erklärungen stattfinden, und der ontologischen Ebene, auf welcher Ereignisse als Einzeldinge existieren und kausal miteinander verknüpft sind. Zentral dabei ist die Idee, dass sich verschiedene Bezeichnungen auf dasselbe Ereignis beziehen können, was in Form von Identitätsaussagen wie ‚Jacks Sturz von der Leiter = Jacks heftiger Sturz von der Leiter‘ zum Ausdruck kommt. Mit solchen Identitätsaussagen und grundsätzlicher dem Thema der Ereignisidentität befasst sich dieses Unterkapitel.

Ich sehe drei verschiedene Motivationen für die Behandlung der Ereignisidentität, dabei ist der dritte der interessanteste - aber es ist auch jener, welcher Davidson nicht explizit thematisiert.

Eine erste Motivation für die Behandlung der Ereignisidentität ergibt sich aus der Umkehrung von Quines (Quine 1957, 20) berühmten Diktum *no entity without identity*: Ohne die Existenz von Entitäten, kann es keine Identitäten geben. Diese Aussage ist plausibel, aber - wie Davidson (Davidson 1969, 164) schreibt - auch offensichtlich: Wenn es nichts gibt, gibt es nichts, was identisch sein kann und es kann keine Identität geben. Dieses umgekehrte Diktum kann ungeachtet seiner Banalität als Grundlage für eine Aussage dienen. Wenn wir nämlich davon ausgehen, dass wir Identitätsaussagen machen und weiter annehmen, dass diese sinnvoll sind, so muss es etwas geben, worauf sich diese beziehen können. Dass wir solche Aussagen machen, ist der Praxis zu entnehmen: „Our ordinary talk of events, of causes and effects, requires constant use of the idea of different descriptions of the same event.“ (Davidson 1967b, 120) Dies ist nicht nur der Fall, wenn wir uns wie im letzten Unterkapitel mit Kausalbeziehungen zwischen Ereignissen beschäftigen, sondern auch in viel alltäglicheren Äusserungen, bspw.: ‚der letzte Versuch war der entscheidende‘. Nach Davidson (Davidson 1970a, 181) kann eine solche Aussage als eine Identitätsaussage von zwei Ereignissen aufgefasst werden: ‚der letzte Versuch = der entscheidende Versuch.‘ Es erscheint plausibel anzunehmen, dass sich eine Identitätsaussage auf etwas existierendes beziehen muss. Somit liesse sich aus der Tatsache, dass wir Identitätsaussagen über Ereignisse machen, auf die Existenz von Ereignissen schliessen. Eine erste Motivation für die Behandlung der Ereignisidentität ist somit, dass sich daraus ein Argument für die Existenz von Ereignissen ableiten lässt (Davidson 1969, 164).²³

²³Vgl. auch Davidson 1970a, 181 für eine leicht andere Formulierung dieser Motivation im Zusammenhang mit Zählbarkeit.

Während die erste Motivation für die Untersuchung von Ereignisidentität über die Umkehrung von Quines Diktum eingeführt werden konnte, hängt der zweite Punkt mit Quines ursprünglicher Aussage zusammen. Quine lehrt uns, dass wir keine Entitäten annehmen können, von denen keine Identitätsbedingungen angegeben werden können (Quine 1957). Ohne dass wir unterscheiden können, ob es sich bei einem Einzelding um das gleiche handelt wie bei einem anderen, kann nicht sinnvollerweise von einem Einzelding gesprochen werden. Übertragen auf Ereignisse bedeutet das: Nur wenn wir sinnvollerweise angeben können, wann zwei Ereignisse das gleiche sind, kann überhaupt von Ereignissen als Einzeldingen gesprochen werden. Um die Behauptung der Existenz von Ereignissen zu rechtfertigen, muss gezeigt werden, dass für ein Ereignis Identitätsbedingungen angegeben werden können. Während es sich bei der ersten Motivation um ein Argument für die Existenz von Ereignissen handelte, handelt es sich bei dieser zweiten um die Verteidigung der Ereignisontologie gegen einen möglichen Einwand:

This paper may be viewed as an indirect defence of events as constituting a fundamental ontological category. A defence, because unless we make sense of assertions and denials of identity we cannot claim to have made sense of the idea that events are particulars. (Davidson 1969, 180)²⁴

Derselbe Punkt kann auch positiver ausgedrückt werden. Dann wird dies nicht als eine Verteidigung gegen einen Einwand betrachtet, sondern als eine Begründung dafür, weshalb es sinnvoll ist, eine Ereignisontologie zu haben. Es wäre schliesslich denkbar, Quine zu widersprechen und an der Möglichkeit von Existenz ohne Identität festzuhalten. Aber eine solche Theorie wäre zumindest im konkreten Fall von Ereignissen nicht interessant. Dies hätte insbesondere Auswirkungen auf den für Davidson zentralen Anwendungsbereich in der Philosophie des Geistes, wo es wichtig ist, mentale Ereignisse mit physiologischen oder physikalischen Ereignissen zu identifizieren (Davidson 1969, 165), und das gleiche gilt für die Anwendung auf Probleme in der Handlungstheorie.

Diese beiden Motivationen für die Behandlung der Ereignisidentität werden von Davidson explizit genannt, die dritte nicht. Wie ich am Ende des letzten Unterkapitels erwähnte, ist an diesem Punkt der Untersuchung zwar die Existenz von Ereignissen bewiesen, aber es fehlt ein klares Verständnis davon, was Ereignisse sind. Über die Bestimmung der Identitätsbedingungen für Ereignisse lässt sich etwas darüber ableiten, was Ereignisse sind und somit ein Ereignisbegriff bestimmen.²⁵ Auch wenn Davidson dies nicht als Motivation für die Untersuchung der Ereignisidentität bezeichnet und auch keine expliziten Schlüsse

²⁴Er nimmt dieses Vorgehen, bereits zwei Jahre vor dem Erscheinen dieses Aufsatzes vorweg: „Before we enthusiastically embrace an ontology of events we will want to think long and hard about the criteria for individuating them.“ (Davidson 2001a, 137)

²⁵Eine ähnliche Untersuchung schlägt Jonathan Bennett vor, wenn auch er zu anderen Resultaten gelangt: „Whether it is true depends upon what sort of item an event is, i.e. on what event-identity statements are true.“ (Bennett 1985, 195) Das Problem, welches Bennett zur Untersuchung von Ereignisidentität führt, ist aber ein anderes: Er bezweifelt, dass Davidsons Nichtberücksichtigung von bestimmten, sogenannten Verb-abhängigen Adverbien (wie bspw. ‚langsam‘) zu Beginn von „The Logical Form of Action Sentences“ gerechtfertigt ist. Die Probleme mit solchen Verben, welche dazu führen, dass Davidson bevorzugt, diese nicht zu beachten, ist, dass unter der Annahme, dass ‚mein Schwimmen über den Chanel‘ und ‚meine Reise über den Chanel‘ das gleiche Ereignis bezeichnen, die Aussagen ‚ich schwamm langsam über den Chanel‘ und ‚ich reiste langsam über den Chanel‘ die gleichen Wahrheitswerte haben, was aber nicht der Fall ist, wenn ich dafür 15 Stunden brauchte. Davidson (Davidson 1967b, 106-107) rechtfertigt das Nicht-

daraus zieht, so sehe ich keinen Grund, dass er dem Vorhaben widersprechen würde und nicht einverstanden wäre mit dem Vorschlag, über die Identitätsbedingungen etwas über das Wesen von Ereignissen zu erfahren.

In der folgenden Untersuchung von Davidsons Arbeit zur Ereignisidentität werde ich diese unter zwei Gesichtspunkten beurteilen: 1. Können sie Identitätskriterien festlegen, die es erlauben, dass sinnvollerweise von Ereignissen als Entität gesprochen werden kann und somit die ersten beiden Motivationen befriedigt sind? 2. Lässt sich ausgehend von den angegebenen Kriterien für die Identität von Ereignissen etwas Interessantes darüber ableiten, was Ereignisse sind.

4.3.2 Identitätskriterien für Ereignisse

Wann sind zwei Ereignisse identisch? Davidson bemerkt zu Beginn seiner Erörterung dieser Frage, dass sie für eine Konfusion sorgen kann, welche allerdings leicht beseitigt werden kann: Wenn wir die allgemeine Feststellung, dass etwas immer und nur mit sich selbst identisch ist, akzeptieren und auf Ereignisse übertragen, folgt daraus, dass *zwei* Ereignisse nie identisch sein können. Wenn die Identität von zwei Ereignissen behauptet wird, ist diese trivialerweise falsch. Diese oberflächliche Konfusion kann mit den bisherigen Ergebnissen der Untersuchung beseitigt werden, indem diese dazu verwendet werden, die Frage präziser zu formulieren. Zu den bisherigen Ergebnissen gehört, dass zwischen einem Ereignis und seiner Beschreibung unterschieden werden muss und dass das gleiche Ereignis auf verschiedene Arten beschrieben werden kann. Fragen zur Kausalität zwischen Ereignissen betreffen die ontologische Ebene. Fragen zu Erklärungen die sprachliche Ebene, auf welcher die Ereignisse beschrieben werden. Die Frage nach der Identität von Ereignissen betrifft beide diese Ebenen. Gegenstand der Identitätsaussage ist ein Ereignis an sich, für dieses gilt, dass es immer und nur mit sich selbst identisch ist. Bei der Frage nach der Identität zweier Ereignisse werden zwei Beschreibungen miteinander in Verbindung gebracht und es wird gefragt, ob diese beiden Beschreibungen auf das gleiche Ereignis Bezug nehmen. Sodann können wir sagen, dass zwei Ereignisse identisch sind, ohne dass dies trivialerweise falsch ist.²⁶

Leider nimmt Davidson in der Folge seine eigene Unterscheidung nicht genügend ernst und die Formulierung der Frage birgt sämtliche Quellen für Konfusion, von welchen er zu Beginn des Aufsatzes warnt. Seine Formulierung der Frage lautet:

if x and y are events, then $x = y$ if and only if _____. (Davidson 1969, 172)

berücksichtigen dieser Fälle mit dem Verweis auf ähnliche Probleme im Zusammenhang mit bestimmten Adjektiven (bspw. ‚gross‘). Bennett überzeugt das nicht und er wünschte eine Lösung dafür. Dabei bemerkt er, dass das Problem erst unter der Annahme, dass die beiden Ereignisse identisch sind, entsteht. Er nimmt dies zum Anlass, die Identität von Ereignissen genauer zu untersuchen.

²⁶Dies ist von der Struktur her die Lösung Freges für das von ihm formulierte Identitätsproblem (Frege 1892), welches er mit der Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung zu lösen versucht. Bei Frege ist das Problem: Wie kann es sein, dass eine Aussage wie ‚der Morgenstern ist identisch mit dem Abendstern‘ zwar zwei synonyme Ausdrücke miteinander verbindet, aber dennoch einen Informationsgehalt hat und sich dadurch von der Aussage ‚der Morgenstern ist der Morgenstern‘ unterscheidet. Er kann diese Frage mit Hilfe der Unterscheidung zwischen Sinn und Bedeutung beantworten, indem er postuliert, dass zwei Ausdrücke einen unterschiedlichen Sinn haben können und dennoch die gleiche Bedeutung und somit eine Gleichsetzung von zwei synonymen Ausdrücken einen Informationsgehalt haben kann, wenn die Einsicht, dass sich die beiden Ausdrücke die selbe Bedeutung haben, nicht vorhanden war.

Davidson selbst hat festgestellt, dass die Identität von Ereignissen eine Beziehung zwischen der sprachlichen und der ontologischen Ebene ist. In dieser Formulierung wird dem nicht Rechnung getragen. Angenommen, die Token x und y stehen jeweils für dasselbe, also in beiden Fällen für Ereignisse oder für Bezeichnungen von Ereignissen. Dann kann die Lücke nur so ausgefüllt werden:

wenn x und y Ereignisse/Bezeichnungen von Ereignissen sind, dann gilt:

$$x = y \text{ gdw. } \underline{x = y}$$

Denn eine Bezeichnung ist immer und nur mit sich selbst identisch; das gleiche gilt für Ereignisse. Eine sinnvolle Formulierung für ein Identitätskriterium ergibt sich erst, wenn Ereignisse und Bezeichnungen für Ereignisse unterschieden und miteinander in Bezug gesetzt werden:

wenn x und y Ereignisse sind und a eine Bezeichnung von x und b eine Bezeichnung von y ist, dann gilt:

$$x = y \text{ gdw. } \underline{\hspace{2cm}}$$

Eine allgemeine, aber wenig hilfreiche Einsetzung für die Lücke ist dann:

wenn x und y Ereignisse sind und a eine Bezeichnung von x und b eine Bezeichnung von y ist, dann gilt:

$$x = y \text{ gdw. } \underline{a \text{ und } b \text{ das gleich Ereignis bezeichnen}}$$

Für Jack und seinen Sturz ergibt dies die folgende Formulierung:

wenn x und y Ereignisse sind und ‚Jacks Sturz von der Leiter‘ eine Bezeichnung von x und ‚Jacks Sturz aus hoher Höhe‘ eine Bezeichnung von y ist, dann gilt:

$$x = y \text{ gdw. } \underline{\text{‚Jacks Sturz von der Leiter‘ und} \\ \text{‚Jacks Sturz aus hoher Höhe‘ das gleiche Ereignis bezeichnen}}$$

Dies ist deshalb nicht hilfreich, weil es lediglich eine Umformulierung der allgemeinen Frage nach der Identität von Ereignissen ist. Wir wollen ja eben wissen, was es heisst, dass ‚Jacks Sturz von der Leiter‘ und ‚Jacks Sturz aus hoher Höhe‘ dasselbe Ereignis bezeichnen! Aber sie weist in die Richtung, in welcher eine richtige Einsetzung zu finden ist, nämlich dass die Bezeichnungen für die Ereignisse in die Lücke miteinbezogen werden:

wenn x und y Ereignisse sind und a eine Bezeichnung von x und b eine Bezeichnung von y ist, dann gilt:

$$x = y \text{ gdw. } \underline{\text{für } a \text{ und } b \text{ gilt...}}$$

Die Darstellung in formaler Notation hat sich in den letzten Kapiteln oftmals als hilfreich erwiesen, da in dieser Notation die Unterscheidungen zwischen der sprachlichen und der ontologischen Ebene deutlicher zum Vorschein kommen als in umgangssprachlichen Formulierungen. Mit Hilfe des Kennzeichnungsoperators ιx kann die Frage nach den Identitätsbedingungen klarer formuliert werden (wobei die Prädikate A und B als komplexe Prädikate aufgefasst werden, welche die in den Bezeichnungen a und b enthaltenen Informationen enthalten, analog zu ‚Jacks Sturz von der Leiter‘ und $(\iota e)J(e)$):

wenn $(\iota e)A(e)$ und $(\iota e)B(e)$ Kennzeichnungen für Ereignisse sind, dann gilt:

$$(\iota e)A(e) = (\iota e)B(e) \text{ gdw. } \underline{\text{wenn für die Prädikate } A \text{ und } B \text{ gilt ...}}$$

Die Beispiele, in denen wir von der Identität zweier Ereignisse ausgehen, und welche somit Ausgangspunkt für die Frage waren, *wann* dies der Fall ist, erfüllen dieses allgemein formulierte Kriterium. Die Aussage ‚mein erster Versuch war auch mein letzter‘ wurde als eine Identitätsbehauptung über Ereignisse aufgefasst. Dies kann nun genauer so formuliert werden: die Ausdrücke ‚mein erster Versuch‘ und ‚mein letzter Versuch‘ bezeichnen dasselbe Ereignis. Und die Frage lautet nun: Was sind die Kriterien dafür, dass eine solche Identitätsaussage wahr ist?

4.3.3 Ungenügende Vorschläge für Identitätskriterien

Gesucht ist eine Antwort auf die Frage: Was muss in der folgenden Formel:

wenn x und y Ereignisse sind und a eine Beschreibung von x und b eine Beschreibung von y ist, dann gilt:

$$x = y \text{ gdw. } \underline{\text{für } a \text{ und } b \text{ gilt...}}$$

in die Lücke eingesetzt werden, damit mit diesem Kriterium die Identität von Ereignissen bestimmt werden kann? Davidson untersucht vier Vorschläge für Identitätskriterien, das erste beschreibt er so:

Many events are changes in a substance. If an event a is a change in some substance, then $a = b$ only if b is also a change in the same substance. (Davidson 1969,173)

Erneut ist Davidson dabei nicht genügend genau und nimmt seine eigenen Unterscheidungen nicht ernst. In der Formulierung unterscheidet er nicht zwischen Ereignissen und ihren Beschreibungen. Wenn er schreibt, dass viele Ereignisse Veränderungen in einer Substanz sind, könnte dies bedeuten, dass viele Ereignisse als Veränderung einer Substanz *beschrieben* werden, oder aber, dass viele Ereignisse eine Veränderung einer Substanz *sind*. Entsprechend zweideutig ist die konditionale Formulierung, welche einen Vorschlag für das Ausfüllen der Lücke formuliert. Ist sein Vorschlag für das Kriterium so zu verstehen:

K1 wenn x und y Ereignisse sind und a eine Bezeichnung von x und b eine Bezeichnung von y und *und x und y Veränderungen innerhalb einer Substanz sind*, dann gilt:

$$x = y \text{ gdw. } x \text{ und } y \text{ die gleiche Veränderung in der gleichen Substanz sind}$$

Oder ist der Vorschlag so gemeint:

K1' wenn x und y Ereignisse sind und a eine Bezeichnung von x und b eine Bezeichnung von y und a und b Beschreibungen von Veränderungen innerhalb einer Substanz sind, dann gilt:

$x = y$ gdw. a und b die gleiche Veränderung in der gleichen Substanz beschreiben

Die Zweideutigkeit der Formulierung macht es schwierig, Davidsons Kritik an diesem Kriterium darzustellen, da nicht klar ist, welches der Kriterien kritisiert werden soll. Da aber Davidson dieses Kriterium meines Erachtens zurecht ablehnt, stelle ich nicht seine Kritik dar, sondern begnüge mich damit zu zeigen, dass das Kriterium in beiden Fällen ungenügend ist.

Gegen die Annahme, dass *K1* ein brauchbares Kriterium für die Identität von Ereignissen liefert, sprechen mindestens drei Punkte. Erstens würde dies voraussetzen, dass wir etwas sehr wesentliches über das Wesen von Ereignissen bereits wüssten, nämlich dass sie Veränderungen von Substanzen sind. Eine solche Voraussetzung ist aber zu diesem Zeitpunkt der Untersuchung noch nicht gestattet - ein Ziel der Untersuchung der Identität ist es schliesslich über genau dies Auskunft zu erhalten. Und falls dieses Wissen doch vorausgesetzt würde und es also eine wesentliche Eigenschaft von Ereignissen ist, eine Veränderung innerhalb einer Substanz zu sein, wieso trifft das dann nicht ausnahmslos auf alle Ereignisse zu, wie Davidson mit der Formulierung ‚many events‘ andeutet? Zweitens: Auch wenn berechtigterweise angenommen werden könnte, dass alle Ereignisse Veränderungen in einer Substanz sind, müsste genauer erläutert werden, was es bedeutet, eine Veränderung innerhalb einer Substanz zu sein. Denn ich habe den Verdacht, dass dies ohne Bezugnahme auf den Ereignisbegriff nur schwerlich zu bewerkstelligen ist. Und drittens ist es bei *K1* nicht der Fall, dass auf der rechten Seite des Kriteriums auf die Bezeichnungen der Ereignisse Bezug genommen wird, dies habe ich aber im letzten Kapitel als Bedingung für ein sinnvolles Kriterium bezeichnet.

K1' umgeht die drei für *K1* erwähnten Probleme: Auf der rechten Seite des Kriteriums wird Bezug auf die Bezeichnungen genommen und es wird kein Wissen über das Wesen von Ereignissen vorausgesetzt, sondern lediglich über die Art und Weise, wie wir sprechen. Aber da offensichtlich nicht alle Ereignisse als Veränderung innerhalb einer Substanz beschrieben werden, stellt sich die Frage, wie die Identität bei jenen Ereignissen bestimmt werden kann, welche nicht so formuliert werden. Und es droht die Gefahr, dass von der Struktur der Bezeichnung auf die Struktur des Ereignisses geschlossen wird, was sicherlich falsch wäre, wenn wir bedenken, dass auf Jacks Sturz auch mit den Worten ‚das Ereignis, welches June als Antwort auf James' Frage nannte‘ Bezug genommen werden könnte.

Die drei weiteren Kriterien sind ähnlich, werden jedoch von Davidson weniger detailliert abgehandelt. Ich werde diese drei Kriterien gemeinsam darstellen und kritisieren. Das zweite Kriterium schlägt vor, dass Ereignisse identisch sind, wenn sie am gleichen Ort stattfinden. Nach dem dritte Kriterium sind zwei Ereignisse identisch, wenn sie zur gleichen Zeit (während der gleichen Zeitspanne) stattfinden. Das vierte Kriterium nimmt das zweite und dritte zusammen und behauptet Ereignisidentität da, wo zwei Ereignisse zur gleichen Zeit am gleichen Ort stattfinden. In allen drei Fällen bezweifelt Davidson, dass dies sinnvoll möglich ist und nennt Probleme, welche sich daraus ergeben.

So bezweifelt Davidson allgemein, dass der Ort eines Ereignisses in vielen Fällen überhaupt sinnvoll individuiert werden kann, die Frage nach der Ereignisidentität verschiebt sich damit auf die Frage nach der Identität von Orten. In praktischen Fällen haben wir zwar keine Mühe, den Ort eines Geschehens anzugeben und beispielsweise zu entscheiden, ob zwei Geschehnisse am selben Ort stattgefunden haben. Aber wir geraten in Verlegenheit, wenn wir den genauen Ort oder seine Grenzen angeben müssten (Davidson 1969, 176).

Mit der Identität von Orten des Geschehens verhält es sich ähnlich wie mit der Identität von Ereignissen: Wir machen natürlicherweise Aussagen über deren Identität, könnten aber kein genaues Kriterium formulieren, welches diese Aussagen stützt. Da Individuationskriterien für Orte nicht klarer sind als für Ereignisse, ist es wenig hilfreich, die Ereignisidentität über die Identität von Orten zu bestimmen.

Und zudem stellt sich die Frage, ob überhaupt jedes Ereignis einen Ort hat, bzw. ob es bei jedem Ereignis sinnvoll ist, von einem Ort zu sprechen, an welchem es stattfindet - diese Zweifel beziehen sich insbesondere auf mentale Ereignisse, wo Davidson die Ansicht vertritt, dass in den meisten Fällen mentale Ereignisse über die Angabe einer Person ausreichend und erschöpfend lokalisiert sind und es keinen Sinn macht, darüber hinaus nach dem genauen Ort beispielsweise einer Entscheidung oder eines Bedürfnisses zu fragen (Davidson 1969, 176).

Ähnlich ist es mit der Idee, Ereignisse könnten mit dem Verweis auf die Zeitspanne, zu der sie stattfinden, individuiert werden. Zwar sagt Davidson: „No principle of individuation of events is clearer or more certain than this, that if events are identical, they consume identical stretches of time.“ Um gleich im nächsten Satz zu erwidern: „Yet even this principle seems to lead to a paradox.“ (Davidson 1969, 177) Das Paradox ist das Folgende: Ich vergifte das Wasser in einem Kanister eines Spaceshuttles. Die Astronautin fliegt auf den Mars, trinkt dort aus diesem Kanister und stirbt. Es gibt zwei Ereignisse, welche einfach zu unterscheiden sind: mein Vergiften des Wassers und der Tod der Astronautin; das erste geht dem zweiten voraus und verursacht dieses. Es gibt ein drittes Ereignis: mein Töten der Astronautin. Wir können annehmen, dass dieses dritte Ereignis mit meinem Vergiften des Wassers identisch ist. Wenn dem so ist und Ereignisse über die Zeitdauer individuiert werden, dann fand mein Töten der Astronautin vor dem Flug auf den Mars statt und ich habe die Astronautin getötet, lange bevor sie gestorben ist.

Zudem sind das zweite und dritte Kriterium nicht hinreichend, da weder alle zur gleichen Zeit noch am gleichen Ort stattfindenden Ereignisse identisch sind. Wenn ich in der Bibliothek sitze, während draussen die Sonne scheint, sind mein in der Bibliothek Sitzen und das Scheinen der Sonne distinkte Ereignisse, obwohl sie zur gleichen Zeit stattfinden. Dieses gleiche Problem lässt sich auch in Bezug auf den gleichen Ort formulieren.

Diesem letzten Einwand könnte möglicherweise durch das vierte Kriterium, welches aus der Kombination der vorhergehenden entsteht, begegnet werden. Wenn es nicht nur genügt, dass Ereignisse zur gleichen Zeit, sondern auch am gleichen Ort stattfinden, dann sind mein in der Bibliothek Sitzen und das Scheinen der Sonne nicht das gleiche Ereignis, da die Sonne in der Bibliothek nicht scheint. Aber mein in der Bibliothek Sitzen und mein Wunsch, an die Sonne zu gehen finden zur gleichen Zeit am gleichen Ort statt - ist es dasselbe Ereignis?

Davidson weist diese drei weiteren Vorschläge für Identitätskriterien zurück²⁷ und ich halte seine Begründungen für überzeugend.

4.3.4 Identität über Kausalität

Davidson hat vier Vorschläge für Identitätskriterien zurückgewiesen. Im Anschluss an diese Kritik formuliert Davidson ein eigenes Kriterium:

I believe it does [exist], and it is this: events are identical if and only if they have exactly the same causes and effects. (Davidson 1969, 179)

Und ein bisschen formaler:

[W]here x and y are events,
 $(x = y \text{ if and only if } ((z)(z \text{ caused } x \leftrightarrow z \text{ caused } y) \text{ and } (z)(x \text{ caused } z \leftrightarrow y \text{ caused } z)))$.
 (Davidson 1969, 179)

Die Formulierung leidet an der selben Schwäche, wie die bisher betrachteten Formulierungen: Es wird der für die Identität von Ereignissen wichtigen Unterscheidung zwischen der sprachlichen und der ontologischen Ebene keine Rechnung getragen. Wenn diese Schwäche behoben wird, handelt es sich meines Erachtens um ein brauchbares Identitätskriterium für Ereignisse. Bevor ich zu dieser Umformulierung des Kriteriums komme, bespreche ich zwei Kritiken, welche gegen dieses Kriterium formuliert wurden, eine Kritik von Quine und eine von Bennett.

Quine erhebt einen Zirkularitätsvorwurf gegen Davidsons Kriterium: „[I]t purports to identify events by quantifying over events themselves.“ (Quine 1985, 166) Der Vorwurf lässt sich auf Quines zwei bekanntesten Slogans zurückführen: *no entity without identity* (Quine 1957, 20) und *to be is to be the value of a bound variable*.²⁸ Nach dem ersten Slogan kann nur das als Entität angenommen werden, wofür es Identitätskriterien gibt. Nach dem zweiten Slogan kann nur als Entität angenommen werden, worüber quantifiziert werden kann. Damit Ereignisse als Entitäten angenommen werden können, bedarf es eines Identitätskriteriums. In Davidsons Vorschlag für ein Identitätskriterium wird über Ereignisse quantifiziert. Quantifiziert werden kann aber nur über Entitäten, also nur über etwas, wofür Identitätskriterien bestehen. Wenn das Identitätskriterium über jene Entitäten quantifiziert, deren Identität bestimmt werden sollen, dann ergibt sich ein Zirkel.

Wie ich bereits in einer Fussnote im letzten Kapitel erwähnte, akzeptiert Davidson diesen Zirkularitätsvorwurf in seiner Replik auf den Aufsatz von Quine und verwirft sein

²⁷In einem späten Aufsatz - Reply to Quine on Events - kommt Davidson nochmals auf das vierte Kriterium zurück und akzeptiert dieses. Allerdings akzeptiert er in diesem Aufsatz zuerst die Kritik an seinem in Individuation vertretenen Kriterium und ist somit in der ungemütlichen Position, zwischen keinem und einem zuvor als schlecht bezeichneten Kriterium zu wählen. Ich werde dafür argumentieren, dass Davidson besser die Kritik von Quine an seinem eigenen Kriterium zurückgewiesen hätte. Dann hätte er an seiner Kritik an diesem Kriterium festhalten können.

²⁸Wörtlich: „To be assumed as an entity is, purely and simply, to be reckoned as the value of a variable.“ (Quine 1953d, 13)

Kriterium (Davidson 1985b, 309). Ich halte den Vorwurf aber nur für bedingt berechtigt. Meine Kritik ist nicht absolut, insofern ich Quines Argumentation für gültig halte. Aber ich glaube, dass es sich dabei um ein allgemeineres Problem handelt, welches für jede Möglichkeit eines Identitätskriteriums besteht. Insbesondere glaube ich, dass Quines eigener Vorschlag in dieser Hinsicht das selbe Problem hat.

Quine schlägt als Alternative vor, dass es sich bei Ereignissen (wie bei Gegenständen) um materielle Objekte handelt, und dass diese deshalb (wie Gegenstände) über Raum-Zeit-Koordinaten bestimmbar und dadurch individuierbar sind.²⁹ In Analogie zu Davidsons Vorschlag lautet Quines Kriterium:

Wenn x und y Ereignisse sind, $\langle r, z \rangle$ ein Raum-Zeit-Tupel ist und RZ eine Funktion ist, welche Ereignissen eindeutig Raum-Zeit-Tupel zuordnet, dann gilt:

$$x = y \text{ gdw. } ((\langle r, z \rangle)(RZ(x) = \langle r, z \rangle \leftrightarrow RZ(y) = \langle r, z \rangle))$$

Bei diesem Kriterium wird über Raum-Zeit-Tupel quantifiziert. Insofern es ein Identitätskriterium für Ereignisse ist, besteht die von Quine formulierte Zirkularität nicht. Aber wenn die Quantifikation über Raum-Zeit-Tupel erlaubt sein soll, so braucht es auch für Raum-Zeit-Tupel ein Identitätskriterium. Wie könnte ein solches aussehen?

Ich interpretiere Quine so, dass die Zuordnung von Ereignissen zu Raum-Zeit-Tupeln eineindeutig ist (Quine 1985, 167), entsprechend muss die RZ -Funktion bijektiv sein und es lässt sich eine inverse Funktion RZ^{-1} definieren. Für ein Identitätskriterium für Raum-Zeit-Tupel sehe ich dann keine andere Möglichkeit als:

Wenn x eine raum-zeitlich-bestimmte Entität ist, $\langle r_1, z_1 \rangle$ und $\langle r_2, z_2 \rangle$ Raum-Zeit-Tupel und RZ^{-1} eine Funktion ist, welche welche Raum-Zeit-Tupeln eindeutig raum-zeitlich-bestimmte Entitäten zuordnet, dann gilt:

$$\langle r_1, z_1 \rangle = \langle r_2, z_2 \rangle \text{ gdw. } ((x)(RZ^{-1}(\langle r_1, z_1 \rangle) = x \leftrightarrow RZ^{-1}(\langle r_2, z_2 \rangle) = x)$$

Womit auch hier keine Zirkularität der oben beschriebenen Form vorliegt, da das Identitätskriterium für $\langle r, z \rangle$ -Tupel nicht über $\langle (r, z) \rangle$ -Tupel quantifiziert. Aber es wird über raum-zeitlich-bestimmte Entitäten (Gegenstände oder Ereignisse) quantifiziert, so dass die beiden Identitätskriterien zusammen einen Zirkel bilden.

Insofern auch das von Quine als Alternative vorgeschlagene Kriterium mit einem Zirkularitätsproblem konfrontiert ist, ist dies zumindest kein triftiger Einwand gegen Davidsons Vorschlag für die Ereignisidentität.

Davidson akzeptiert den Zirkularitätsvorwurf von Quine und ebenfalls Quines Vorschlag, Ereignisse stattdessen über Raum-Zeit-Koordinaten zu individuieren. Diese Reaktion zeigt (neben der intellektuellen Grosszügigkeit Davidsons), dass Davidson die Voraussetzung Quines akzeptiert, dass es für Einzeldinge Identitätskriterien braucht, ansonsten müsste er nicht direkt von der Akzeptanz der Kritik zur Akzeptanz eines anderen Vorschlages wechseln. Insofern ist Davidsons Reaktion aufschlussreich. Aber sie ist falsch.

Sie ist falsch, weil sie negative Konsequenzen hat. Wenn Davidson die Bestimmung von Ereignissen über Raum-Zeit-Tupel akzeptiert, geht einerseits allgemein die Möglichkeit

²⁹Ich werde diese Auffassung als solche im nächsten Kapitel kritisieren (5.2.2; vgl. dazu auch Pietroski 2013, 100-102).

verloren, Gegenstände von Ereignissen zu unterscheiden.³⁰ Die zweite Konsequenz betrifft die Möglichkeit des Anomalen Monismus und somit eines von Davidsons zentralen Themen. Davidson vertritt die Auffassung, dass mentale Ereignisse mit anderen Ereignissen in kausaler Beziehung stehen können und dennoch nicht unter Gesetze fallen. Dies ist möglich, wenn mentale Ereignisse mit physikalischen Ereignissen auf ontologischer Ebene identisch sind, sich aber durch ihre Beschreibung unterscheiden. Die Identität darf lediglich die Token betreffen, ansonsten eine gesetzesmäßige Beziehung zwischen dem mentalen und dem physikalischen Ereignis etabliert würde, woraus eine gesetzesartige Beziehung zwischen dem mentalen Ereignis und anderen Ereignissen folgen würde. Dies funktioniert aber nur unter der Voraussetzung, dass Ereignisse über Kausalbeziehungen identifiziert werden. Wären sie über Raum-Zeit-Koordinaten bestimmt, dann gäbe es eine von den Erklärungen unabhängige Bestimmung dieser Ereignisse. Dies würde dazu führen, dass sie unter Gesetze fallen müssten.³¹

Quines Zirkelvorwurf kann nicht direkt entkräftet werden. Aber sein alternativer Vorschlag ist erstens ebenfalls mit einem Zirkelproblem konfrontiert und hat zweitens Implikationen, welche für Davidson nicht akzeptierbar sind. Deshalb schlage ich vor, dass trotz der Kritik von Quine an Davidsons kausalem Kriterium für die Identität von Ereignissen festgehalten werden sollte.

Eine andere Kritik formuliert Jonathan Bennett, welcher das Kriterium unabhängig von der von Quine beanstandeten Zirkularität für nicht hilfreich hält, um in konkreten Fällen zu bestimmen, ob zwei Ereignisse identisch sind oder nicht:

Whether or not it is covertly circular, as is sometimes alleged, this 'same causes and effects' condition is certainly not helpful: it doesn't resolve *any* of the controversies over particular cases of event identity. (Bennett 1985, 196)

Zur Illustration des Vorwurfes betrachtet Bennett die beiden Ereignisse

E_1 the Titanic's going down

und

E_2 the Titanic's going down in icy waters

Um zu klären, ob es sich zweimal um das gleiche Ereignis handelt, müsste geklärt werden, ob die beiden so beschriebenen Ereignisse die gleichen Ursachen und Wirkungen haben - genau von dieser Frage aber handelt nach Bennett der Disput zwischen jenen, welche von zwei Ereignissen ausgehen mit jenen, welche es nur für ein Ereignis halten. Während die einen sagen, dass der Untergang der Titanik nur deshalb zum Tod von so vielen Menschen führte, weil dieser in eisigem Wasser stattgefunden hat, und deshalb E_2 , nicht aber E_1 die Ursache für den Tod vieler Menschen ist, weswegen es sich bei E_1 und E_2 um zwei Ereignisse handle, sagen die anderen, dass das Sinken der Titanik und das Sinken der Titanik in eisigem Wasser die gleichen Ursachen und Wirkungen haben, weshalb nach diesem Kriterium die Ereignisse identisch sind.

³⁰Dies ist nur dann ein Problem, wenn wir davon ausgehen, dass diese Unterscheidung wünschenswert ist. Ich werde dafür argumentieren, dass diese Unterscheidung wünschenswert ist (5).

³¹Vgl. dazu meine Rekonstruktion von Davidsons Beweis für die Anomalie des Mentalen in 6.1.3.

Bennets Vorwurf ist, dass das Kriterium gerade auf jene Eigenschaften von Ereignissen abstützt, welche zur Diskussion stehen. Deshalb ist das Kriterium nicht hilfreich, um zu bestimmen, ob zwei Ereignisse identisch sind oder nicht. Der Vorwurf von Bennett ist in dieser Form nicht berechtigt, weil er Metaphysik und Erkenntnistheorie vermischt. Die Frage, welche zur Suche nach einem Identitätskriterium Anlass gibt lautet: Wann sind zwei Ereignisse identisch, wann sind sie verschieden? Die Frage lautet nicht: Wie können wir erkennen, wann und ob zwei Ereignisse identisch sind oder nicht?³² Dass das Kriterium nicht hilfreich ist bei der Bestimmung des Disputs über die Identität von $E1$ und $E2$ ist ein erkenntnistheoretisches Problem, welches an sich noch nicht dagegen spricht, dass es sich um ein metaphysisch brauchbares Kriterium handelt.

Aber in umformulierter Form ist der Vorwurf durchaus berechtigt. Und die von Bennett festgestellte Problematik ist ein Symptom dafür. Es gibt meines Erachtens eine andere Form der Zirkularität, von welcher dieser Vorschlag betroffen ist, diese Zirkularität ist weniger formaler, sondern eher semantischer Art: Nach diesem Vorschlag wird die Identität von zwei Ereignissen über die Kausalbeziehungen dieser Ereignisse bestimmt. Die Formulierung dieses Kriteriums verwendet ein zweistelliges Prädikat ‚verursacht‘, welches von zwei Ereignissen erfüllt wird. Ich behaupte, dass es unmöglich ist, die Bedeutung dieses Prädikates zu bestimmen, ohne auf den Begriff eines Ereignisses Bezug zu nehmen. Insofern aber die Identität von Ereignissen erst durch die Kausalbeziehung bestimmt ist und insofern gilt, dass es ohne Identität keine Entität geben kann, entsteht auch hier eine Form der Zirkularität. Das Kriterium dreht leer, weil es auf einem Kausalitätsprädikat abstützt, welches ohne den Begriff eines Ereignisses nicht definiert werden kann.

4.3.5 Identität über Kausalität über Erklärungen

Ich versuche nun das Kriterium von Davidson so umzuformulieren, dass es zumindest gegen den von Bennett erhobenen semantischen Zirkularitätsvorwurf resistent ist. Das heisst, es muss eine Formulierung gefunden werden, bei welcher kein Zirkel zwischen den Bedeutungen von ‚Ereignis‘ und ‚Kausalität‘ entsteht. Eine Rückführung auf Erklärungen sollte dies ermöglichen.

Die allgemeinen Schwierigkeiten bei der Formulierung eines Identitätskriteriums haben damit zu tun, dass die Identität eine Beziehung zwischen der sprachlichen Ebene und der ontologischen Ebene ist. Formale Notationen können diese Ebenen besser sichtbar machen und helfen, Konfusionen zu vermeiden. Deshalb werde ich die Formulierung des Kriteriums mehrheitlich in formaler Notation vornehmen und nur für das Verständnis dieser Formulierungen auf normalsprachliche Paraphrasen dieser Formulierungen zurückgreifen.

Davidsons Kriterium lautete sinngemäss:

K5 Seien x , y und z Ereignisse, und V stehe für das zweistellige Verursachungsprädikat, welches von zwei Ereignissen erfüllt wird, dann gilt:

³²Dieser Verwechslung leistet Davidson selbst Vorschub, wenn er den diese Frage betreffenden Aufsatz mit den zwei Fragen einleitet: „When are events identical, when distinct? What criteria are there for deciding one way or the other in particular cases?“ (Davidson 1969, 163) Es ist wichtig zu verstehen, dass dies zwei verschiedene Fragestellungen sind und dass eine negative Antwort auf die zweite Frage keine negative Antwort auf die erste impliziert: Auch wenn es nicht möglich sein sollte zu bestimmen, ob zwei konkrete Ereignisse identisch sind oder nicht, heisst das nicht, dass es sich nicht um entweder zwei identische oder distinkte Ereignisse handelt.

$$x = y \text{ gdw. } (z)(V(z, x) \leftrightarrow V(z, y)) \& (z)(V(x, z) \leftrightarrow V(y, z))$$

Diese Formulierung weist die gleiche Schwäche auf, wie die im vorletzten Unterkapitel besprochenen, indem nicht zwischen der ontologischen und der sprachlichen Ebene unterschieden wird. Dieses Problem kann behoben werden, indem Kennzeichnungen verwendet werden:

K5' Seien $(\iota e)A(e)$, $(\iota e)B(e)$ Kennzeichnungen für zwei Ereignisse, f stehe für Ereignisse, und V sei das zweistellige Verursachungsprädikat, welches von zwei Ereignissen erfüllt wird, dann gilt:

$$(\iota e)A(e) = (\iota e)B(e) \text{ gdw. } (f)(V((\iota e)A(e), f) \leftrightarrow V((\iota e)B(e), f)) \& (f)(V(f, (\iota e)A(e)) \leftrightarrow V(f, (\iota e)B(e)))$$

Voraussetzung für diese Formulierung ist, dass Kennzeichnungen eindeutig Ereignisse bestimmen und dass Kausalbeziehungen zwischen Ereignissen bestehen. Beides wurde in den vorhergehenden Kapiteln begründet.

In dieser Formulierung ist die von Bennett beanstandete Zirkularität weiterhin vorhanden, indem der Ereignisbegriff auf den Kausalitätsbegriff (in Form des Prädikats V) abgestützt wird. Um diesem Zirkel zu entkommen, muss das Kriterium auf Erklärungen zurückgeführt werden. Um dies zu tun, wiederhole und präzisiere ich einige der in vorhergehenden Kapiteln erarbeiteten Punkte über den Zusammenhang zwischen Ereignisaussagen, Ereignisbezeichnungen, Erklärungen und Kausalaussagen.

Ereignisaussagen wurden als über Ereignisse quantifizierende Existenzbehauptungen analysiert. Die logische Form der Ereignisaussage ‚Jack stürzte von der Leiter‘ ist identisch zur logischen Form von $(\exists e)(\text{Sturz}(e) \& \text{VonJack}(e) \& \text{VonDerLeiter}(e))$. Um die folgenden Ausführungen zu vereinfachen, betrachte ich nur Ereignisaussagen mit einem Prädikat – wir können uns vorstellen, dass die drei Prädikate, welche bei der Analyse von ‚Jack stürzte von der Leiter‘ vorkommen, als ein komplexes Prädikat zusammengefasst werden können ($\text{SturzVonJackVonDerLeiter}$), welches ebenfalls von einem Ereignis erfüllt wird. Die in der Folge betrachteten Ereignisaussagen haben demnach die Form $(\exists e)A(e)$, wobei A als dieses komplexe Prädikat interpretiert werden kann. Eine Ereignisaussage dieser Form wird, wenn sie wahr ist, von mindestens einem Ereignis erfüllt. Unter der Annahme, dass es nur ein Ereignis gibt, welches diese Aussage erfüllt, kann dies mit der Kennzeichnung $(\iota e)A(e)$ bezeichnet werden.

Singuläre Kausalaussagen behaupten eine Kausalbeziehung zwischen zwei Ereignissen, welche je durch eine Kennzeichnung bestimmt sind. Die allgemeine Form einer singulären Kausalaussage ist $V((\iota e)A(e), (\iota e)B(e))$. Eine gewöhnliche Kausalaussage ist weniger stark als eine singuläre, indem sie keine Kausalbeziehung zwischen zwei bestimmten Ereignissen behauptet, sondern lediglich eine Existenzbehauptung macht. Die allgemeine Form einer gewöhnlichen Kausalaussage ist $(\exists e, e')(A(e) \& B(e') \& V(e, e'))$.

Kausalbeziehungen sind das, was korrekten Erklärungen zugrunde liegt und mit Hilfe von singulären Kausalaussagen formuliert werden kann. Von gewöhnlichen Erklärungen ausgehend gelangt man auf einfache Weise zu einer allgemeinen Kausalaussage, indem das Explanans und Explanandum als Ereignisaussagen formuliert und zu einer allgemeinen Kausalaussage verknüpft werden. Daraus lassen sich Kennzeichnungen für Ereignisse

gewinnen, welche Eingang in singuläre Kausalaussagen finden. Insofern eine Erklärung geglückt ist, ist sie korrekt und insofern sie korrekt ist, kann aus ihr auf dem eben beschriebenen Weg eine singuläre Kausalaussage gebildet werden.

Erklärungen werden als Erklärungsbeschreibungen wiedergegeben, eine Erklärungsbeschreibung der Form ‚ U erklärt V ‘, wobei U und V Ereignisaussagen sind, ist dann wahr, wenn der dadurch beschriebene Erklärungsprozess geglückt ist. Ein Erklärungsprozess ist geglückt, wenn die Erklärung sowohl befriedigend wie auch korrekt ist. Die Korrektheit der Erklärungen ist nicht von der Adressatin oder der gewählten Formulierung abhängig und kann direkt auf das Bestehen von Kausalbeziehungen zurückgeführt werden. Die Korrektheit von Aussagen kann in einer extensionalen Sprache wie der Prädikatenlogik formuliert werden, indem dafür ein zweistelliges Prädikat E eingeführt wird, welches von Ereignisaussagen erfüllt wird.³³ $E(U, V)$ bedeutet dann: ‚Die Ereignisaussage U erklärt die Ereignisaussage V .‘

Das Identitätskriterium kann jetzt auf diesem Weg auf Erklärungen zurückgeführt werden. Nach $K5'$ sind zwei durch eine Kennzeichnung gegebene Ereignisse dann identisch, wenn sie die gleichen kausalen Beziehungen zu anderen Ereignissen haben:

$K5'$ Seien $(\iota e)A(e)$, $(\iota e)B(e)$ Kennzeichnungen für zwei Ereignisse, f stehe für Ereignisse, und V sei das zweistellige Verursachungsprädikat, welches von zwei Ereignissen erfüllt wird, dann gilt:

$$(\iota e)A(e) = (\iota e)B(e) \text{ gdw.} \\ (f)(V((\iota e)A(e), f) \leftrightarrow V((\iota e)(B(e), f))) \& (f)(V(f, (\iota e)A(e)) \leftrightarrow V(f, (\iota e)(B(e))))$$

Auf der rechten Seite des Identitätskriteriums wird über Ereignisse quantifiziert, welche singuläre Kausalaussagen erfüllen. Wenn angenommen wird, dass zu jedem Ereignis genau eine Kausalbeziehung in beide Richtungen besteht, kann auf ein bestimmtes Ereignis, welches diese singulären Kausalaussagen erfüllt mittels einer Kennzeichnung Bezug genommen werden. Dabei wird die Tatsache benutzt, dass es sich auch bei Kausalbeziehungen zwischen Ereignissen um Eigenschaften von Ereignissen handelt, da diese mit einem Prädikat ausgesagt werden. Es handelt sich dabei um eine relationale Eigenschaft, aber auch relationale Eigenschaften sind Eigenschaften. Indem das Prädikat an einer Stelle mit einer Kennzeichnung besetzt wird, wird daraus gewissermassen ein einstelliges Prädikat, wenn darüber quantifiziert wird. Aus

$$(f)(V((\iota e)A(e), f) \rightarrow V((\iota e)B(e), f))$$

kann mit Hilfe der Kennzeichnung

$$(\iota f)V((\iota e)A(e), f)$$

(sprich: das einzige Ereignis, das durch das mit der Kennzeichnung $(\iota e)A(e)$ bezeichnete Ereignis verursacht wird) eine Aussage formuliert werden, welche aus der ursprünglichen folgt:

³³Hierbei kommt die Prädikatenlogik an ihre Grenzen, da nach einem Prädikat verlangt wird, welches über Aussagen handelt.

$$V((\iota e)A(e), (\iota f)V((\iota e)A(e), f)) \rightarrow V((\iota e)B(e), (\iota f)V((\iota e)A(e), f)))$$

Umgangssprachlich, wenn auch holprig, formuliert, heisst das: Wenn das durch die Kennzeichnung $(\iota e)A(e)$ bezeichnete Ereignis die Ursache seiner durch die Kennzeichnung $(\iota f)V((\iota e)A(e), f)$ bezeichnete Wirkung ist, dann ist auch das durch die Kennzeichnung $(\iota e)B(e)$ bezeichnete Ereignis eine Ursache des durch die Kennzeichnung $(\iota f)V((\iota e)A(e), f)$ bezeichneten Ereignisses.

Eine analoge Kennzeichnung lässt sich für die zweite Aussage gewinnen:

$$V((\iota f)V((\iota e)A(e), f), (\iota e)A(e)) \rightarrow V((\iota f)V((\iota e)A(e), f), (\iota e)B(e))$$

Umgangssprachlich: Wenn das durch die Kennzeichnung $(\iota e)A(e)$ bezeichnete Ereignis die Wirkung seiner durch die Kennzeichnung $(\iota f)V((\iota e)A(e), f)$ bezeichneten Ursache ist, dann ist auch das durch die Kennzeichnung $(\iota e)B(e)$ bezeichnete Ereignis eine Wirkung des durch die Kennzeichnung $(\iota f)V((\iota e)A(e), f)$ bezeichneten Ereignisses.

Die Aussagen auf der rechten Seite des Identitätskriteriums können nun durch diese Aussagen ersetzt werden:

K5'' Seien $(\iota e)A(e), (\iota e)B(e)$ Kennzeichnungen für zwei Ereignisse, f stehe für Ereignisse, V sei das zweistellige Verursachungsprädikat, welches von zwei Ereignissen erfüllt wird, dann gilt:

$$\begin{aligned} &(\iota e)A(e) = (\iota e)B(e) \text{ gdw.} \\ &V((\iota e)A(e), (\iota f)V((\iota e)A(e), f)) \rightarrow V((\iota e)B(e), (\iota f)V((\iota e)A(e), f)) \text{ \&} \\ &V((\iota f)V((\iota e)A(e), f), (\iota e)A(e)) \rightarrow V((\iota f)V((\iota e)A(e), f), (\iota e)B(e)) \end{aligned}$$

In *K5''* stehen auf der rechten Seite des Kriteriums Implikationen zwischen singulären Kausalaussagen. Die Bedeutung dieser Implikationen lässt sich umgangssprachlich leicht fassen: Wenn etwas eine Wirkung bzw. Ursache von einem Ereignis ist, dessen Identität zu einem anderen Ereignis zur Diskussion steht, dann ist dies auch eine Wirkung bzw. Ursache des anderen.

Aus den singulären Kausalaussagen, die Antezedens und Konsequens der Implikationen auf der Rechten Seite des Kriteriums *K5''* sind, können allgemeine Kausalaussagen gewonnen und ins Kriterium eingesetzt werden:

K5''' Seien $(\iota e)A(e), (\iota e)B(e)$ Kennzeichnungen für zwei Ereignisse, f stehe für Ereignisse, V sei das zweistellige Verursachungsprädikat, welches von zwei Ereignissen erfüllt wird, dann gilt:

$$\begin{aligned} &(\iota e)A(e) = (\iota e)B(e) \text{ gdw.} \\ &(\exists e, f)A(e) \& V((\iota e)A(e), f) \& V(e, f) \rightarrow (\exists e, f)B(e) \& V((\iota e)A(e), f) \& V(e, f) \text{ \&} \\ &(\exists e, f)A(e) \& V((\iota e)A(e), f) \& V(f, e) \rightarrow (\exists e, f)B(e) \& V((\iota e)A(e), f) \& V(f, e) \end{aligned}$$

Die Bedeutung von *K5'''* ist die: Zwei durch Kennzeichnungen gegebene Ereignisse sind dann identisch, wenn immer dann, wenn eines der so bezeichneten Ereignisse mit einem anderen Ereignis in einer durch eine allgemeine Kausalaussage formulierten Kausalbeziehung steht, dann gilt dies auch für das andere dieser Ereignisse.

Aus den allgemeinen Kausalaussagen lassen sich Ereignisaussagen ableiten. Aus:

$$(\exists e, f)A(e) \& V((\iota e)A(e), f) \& V(e, f)$$

(Sprich: Das durch die Kennzeichnung $(\iota e)A(e)$ bezeichnete Ereignis ist die Ursache für die Wirkung dieses Ereignisses) folgten die beiden Ereignisaussagen:

$$(\exists e)A(e)$$

(Sprich: Es gibt ein Ereignis, das die Eigenschaft A hat.) und:

$$(\exists f)V((\iota e)A(e), f)$$

(Sprich: Es gibt ein Ereignis, das die Eigenschaft hat, die Wirkung des Ereignisses mit der Eigenschaft A zu sein.).

Diese und die aus den anderen allgemeinen Kausalaussagen aus $K5'''$ analog gewonnenen Ereignisaussagen können nun mit dem erklärt-korrekt-Prädikat E zu neuen Aussagen verknüpft werden, was zum Identitätskriterium $K5''''$ führt:

$K5''''$ Seien $(\iota e)A(e), (\iota e)B(e)$ Kennzeichnungen für zwei Ereignisse, f stehe für Ereignis, V sei das zweistellige Verursachungsprädikat, welches von zwei Ereignissen erfüllt wird und E das zweistellige erklärt-korrekt-Prädikat, welches von zwei Ereignisaussagen erfüllt wird, dann gilt:

$$\begin{aligned} & (\iota e)A(e) = (\iota e)B(e) \text{ gdw.} \\ & E((\exists e)A(e), (\exists f)V((\iota e)A(e), f)) \rightarrow E((\exists e)B(e), (\exists f)V((\iota e)A(e), f)) \& \\ & E((\exists f)V((\iota e)A(e), f), (\exists e)A(e)) \rightarrow E((\exists f)V((\iota e)A(e), f), (\exists e)B(e)) \end{aligned}$$

Die Bedeutung von $K5''''$ ist: Zwei durch Kennzeichnungen bezeichnete Ereignisse sind genau dann identisch, wenn es der Fall ist, das immer dann, wenn die aus dieser Kennzeichnung gewonnene Ereignisaussage eine andere Ereignisaussage erklärt, dies auch für die aus der anderen Kennzeichnung gewonnene Ereignisaussage gilt, und wenn es der Fall ist, das immer dann, wenn die aus dieser Kennzeichnung gewonnene Ereignisaussage durch eine andere Aussage erklärt wird, dies auch für die aus der anderen Kennzeichnung gewonnene Aussage gilt.

Angewandt auf Jack heisst das: ‚Jacks Sturz von der Leiter‘ und ‚Jacks Sturz aus grosser Höhe‘ sind genau dann identisch, wenn jede Ereignisaussage, welche durch die Aussage ‚Jack stürzte von der Leiter‘ korrekt erklärt wird, auch durch die Aussage ‚Jack stürzte aus grosser Höhe‘ korrekt erklärt wird, und umgekehrt jede Ereignisaussage, welche die Aussage ‚Jack stürzte von der Leiter‘ korrekt erklärt, auch die Aussage ‚Jack stürzte aus grosser Höhe‘ korrekt erklärt.

Der Zirkularitätsvorwurf gegen das kausale Identitätskriterium bestand darin, dass dieses die Identität von Ereignissen auf die Kausalität zwischen Ereignissen zurückführt. Da aber der Kausalitätsbegriff nicht ohne den Ereignisbegriff eingeführt werden kann, ist dies problematisch. Ich habe versucht zu zeigen, dass das davidsonsche Kriterium $K5$ auf ein allgemeineres Kriterium $K5''''$ zurückgeführt werden kann. Zwar kommt auch in $K5''''$ das Verursachungsprädikat V vor, dessen Bedeutung wird jedoch auf den Begriff der korrekten Erklärung zurückgeführt. Es entsteht kein Zirkel zwischen dem Ereignis- und dem Kausalitätsbegriff.

Wenn diese Überlegungen korrekt sind und die Zirkularität von $K5'$ durch Rückführung auf Erklärungen aufgelöst werden konnte, kann fortan $K5'$ als Kriterium für die Ereignisidentität verwendet werden:

K5' Seien $(\iota e)A(e)$, $(\iota e)B(e)$ Kennzeichnungen für zwei Ereignisse, f stehe für Ereignis, und V sei das zweistellige Verursachungsprädikat, welches von zwei Ereignissen erfüllt wird, dann gilt:

$$(\iota e)A(e) = (\iota e)B(e) \text{ gdw.} \\ (f)(V((\iota e)A(e), f) \leftrightarrow V((\iota e)B(e), f)) \& (f)(V(f, (\iota e)A(e)) \leftrightarrow V(f, (\iota e)B(e)))$$

Ich habe drei Motivationen für die Behandlung der Ereignisidentität genannt (4.3.1): Wenn gezeigt werden kann, dass Identitätsaussagen über Ereignisse gemacht werden, ist dies ein Argument für die Annahme von Ereignissen als Einzeldinge. Und um die Behauptung, dass es sich bei Ereignissen um Einzeldinge handelt, gegen einen Einwand zu verteidigen, muss ein Identitätskriterium für Ereignisse angegeben werden können. Wenn meine Argumentation gültig ist, konnte ein solches Kriterium angegeben werden und es kann von Ereignissen als existierende Einzeldinge ausgegangen werden. Die dritte Motivation war, dass durch die Betrachtung der Identität klarer wird, um was es sich bei Ereignissen handelt. Ich möchte im nächsten Unterkapitel zeigen, inwiefern dies durch das angegebene kausale Identitätskriterium gegeben ist.

4.3.6 Ereignisse und Struktur

Was die Unterscheidung über das Wesen von Ereignissen zu Tage förderte: Sie sind das, was als Relata kausaler Beziehungen dienen können, welche wiederum das sind, was durch korrekte Erklärungen impliziert wird. Das sind keine intrinsischen Eigenschaften von Ereignissen, keine Struktur oder andersartige Wesenseigenschaften, sondern allein relationale: Ereignisse sind dadurch bestimmt, dass sie zu anderen Ereignissen in bestimmter Relation stehen. Zudem konnte ein Identitätskriterium für Ereignisse formuliert werden, welches allein auf diesen relationalen Eigenschaften beruht: Zwei Ereignisse sind genau dann identisch, wenn sie die gleichen kausalen Beziehungen zu anderen Ereignissen aufweisen.

Was haben wir dadurch über das Wesen von Ereignissen in Erfahrung gebracht? Ich möchte folgende Antwort vorschlagen: Alles, was es über Ereignisse auf dieser allgemeinen Ebene in Erfahrung zu bringen gibt. Ereignisse sind genau das, was in kausaler Beziehung zueinander stehen kann. Kausalbeziehungen sind durch unsere Erklärungen gegeben. Die Art und Weise, wie wir die Welt erklären, entscheidet, welche Ereignisse angenommen werden müssen. Wenn wir von Erklärungen ausgehen und Ereignisse über ihren Beitrag zu Erklärungen bestimmen, ist die einzige Aussage, die wir allgemein über Ereignisse machen können, dass sie in kausaler Beziehung zu anderen Ereignissen stehen. Ereignisse haben demnach keine intrinsische Struktur. Aber diese Ereignisse bilden die Struktur der Welt, insofern unser Zugang zur Welt über Erklärungen erfolgt.

Würden wir radikal verschiedene Fragen stellen oder ganz andere Antworten auf die gestellten Fragen als korrekte Erklärungen akzeptieren, dann müssten wir möglicherweise andere Ereignisse als existierend annehmen. Eine solche Unbestimmtheit in den Resultaten der Untersuchung ist charakteristisch für eine deskriptive Metaphysik (vgl. Strawson 1959, 63). Das heisst aber keinesfalls, dass die Resultate einer solchen Untersuchung beliebig sind. Indem die Untersuchung auf die tatsächliche Praxis des Erklärens zurückgeführt wird, besteht eine robuste Basis für die Untersuchung. Die Resultate der von dieser Basis

ausgehenden Untersuchung könnten nicht wesentlich anders sein. Wir reden und denken nun mal so, wie wir reden und denken (vgl. Davidson 1967a, 162; Davidson 1985b, 311).

Ereignisse auf diese Art zu bestimmen, heisst negativ formuliert, dass abgesehen von den kausalen Beziehungen keine weiteren allgemeinen Eigenschaften für Ereignisse bestimmt werden. Bei der Suche nach einem Identitätskriterium wurden implizit einige Vorschläge für derartige Eigenschaften genannt, namentlich, dass Ereignisse Veränderungen innerhalb einer Substanz sind, oder durch einen Ort und eine Zeitspanne bestimmt werden. Wieso auf diesen Grundlagen kein Identitätskriterium gefunden werden konnte, ist meines Erachtens einfach zu begründen: Weil es nicht stimmt, dass Ereignisse im Allgemeinen eine solche Struktur haben. Wir können leicht zu solchen Annahmen über die Struktur und allgemeine Eigenschaften verleitet werden, wenn wir nicht sorgfältig zwischen der Sprache, in welcher Ereignisse beschrieben werden, und den Ereignissen selbst, unterscheiden. Denn sprachliche Beschreibungen sind notwendigerweise strukturiert, daraus folgt aber nicht, dass Ereignisse eine ähnliche oder überhaupt so etwas wie eine intrinsische Struktur aufweisen. Dies ist meines Erachtens eine der wichtigsten Lehren von Donald Davidson.

4.4 Zusammenfassung

Ereignisse existieren. Ereignisse sind Relata von Kausalbeziehungen. Kausalbeziehungen werden durch Kausalaussagen impliziert. Kausalaussagen liegen korrekten Erklärungen zugrunde. Erklärungsprozesse zeugen aber nicht nur von der Existenz von Ereignissen, sondern sorgen auch für ihre Identität. Ereignisse werden über ihr Vorkommen in Erklärungsprozessen bestimmt und individuiert. Das heisst aber auch, dass über Ereignisse nicht mehr bekannt ist als das, was durch die den Erklärungen zugrundeliegenden Kausalbeziehungen bestimmt ist. Ein Ereignis hat einen Platz in einem so bestimmten Netz von kausalen Beziehungen, aber es hat keine innere Struktur.

Dass Ereignisse keine innere Struktur haben, widerspricht unseren durch die Sprache geformten Intuitionen. ‚Die Brücke stürzt ein‘, ‚Jack fällt von der Leiter‘ und ‚Hannah hat die Absicht, den Sonnenuntergang zu sehen‘ sind Beschreibungen von unterschiedlichen Ereignissen und haben unterschiedliche Formen - allen Beschreibungen gemein ist eine Subjekt-Prädikat-Struktur. Die Auffassung, dass Ereignisse auf Gegenstände zurückgeführt und so individuiert werden können, wurde bereits zuvor kurz behandelt und zurückgewiesen (4.3.3). Aber dennoch scheinen alle Ereignisse mit Gegenständen zu tun zu haben. Im nächsten Kapitel geht es um den Zusammenhang zwischen Ereignissen und Gegenständen.

Kapitel 5

Ereignisse und Gegenstände

Nach meinem Vorschlag können Davidsons metaphysische Untersuchungen zu einer überzeugenden Argumentation für die Annahme von Ereignissen als basale Entitäten und als Relata kausaler Beziehungen rekonstruiert werden, wenn diese als eine deskriptive Untersuchung ausgehend von Erklärungsprozessen aufgefasst werden. Ereignisse sind dann die Entitäten, welche in singulären Kausalaussagen miteinander verknüpft werden und singuläre Kausalaussagen beschreiben das, was einer korrekten Erklärung zugrundeliegt. Dies ist im Widerspruch zu Positionen, welche Gegenständen einen ontologisch prioritären Status zuweisen, indem sie Ereignisse auf Gegenstände zurückführen. Wenn sich Ereignisse nicht auf Gegenstände zurückführen lassen, in welcher Beziehung stehen Ereignisse dann zu Gegenständen? In diesem Kapitel versuche ich eine Antwort auf diese Frage zu entwickeln. Dazu stelle ich zuerst knapp die Positionen von Quine und Strawson (5.1), sowie die von Davidson dagegen erhobene Kritik (5.2) dar, um in Abgrenzung dazu zuerst darzustellen, was Davidsons Position *ist* (5.3.1), was ich daran kritisiere (5.3.2) und wie sie meines Erachtens *sein sollte* (5.3.3). Zum Schluss des Kapitels erörtere ich die Konsequenzen, welche sich aus dieser korrigierten Auffassung für Handlungen und Handlungsbeschreibungen ergeben.

5.1 Die Positionen von Strawson und Quine

5.1.1 Strawsons Position

Strawson betrachtet Ereignisse durchaus als Einzeldinge (Strawson 1959, 15), aber innerhalb der Klasse von Einzeldingen macht Strawson eine prinzipielle Unterscheidung zwischen zwei Arten von Einzeldingen: basale und nicht-basale Einzeldinge. Nicht-basale Einzeldinge können auf basale Einzeldinge zurückgeführt und reduziert werden, während eine solche Reduktion für basale Einzeldinge nicht möglich ist. Zu den basalen Einzeldingen (basic particulars) gehören nach Strawson nur materielle Körper (für welche ich in der Folge die Bezeichnung ‚Gegenstand‘ verwende) und Personen; zu den nicht-basalen Einzeldingen zählt Strawson unter anderem Ereignisse. Eine erste und sehr deutliche Formulierung für diese Unterscheidung findet sich zu Beginn von *Individuals*:

Suppose, for instance, it should turn out there is a type of particulars, β , such that particulars of type β cannot be identified without reference to particulars

of another type, α , whereas particulars of type α can be identified without reference to particulars of type β . Then it would be a general characteristic of our scheme, that the ability to talk about β -particulars at all was dependent on the ability to talk about α -particulars, but not vice versa. This fact could reasonably be expressed by saying that in our scheme α -particulars were ontologically prior to β -particulars, or were more fundamental or more basic than they. (Strawson 1959, 17)

Diese erste Formulierung Strawsons ist noch sehr grob. Für Strawsons Vorgehen ist es charakteristisch, dass die Begriffe und Unterscheidungen, auf welche sich seine Untersuchung stützen, im Laufe der Untersuchung erst erarbeitet und stetig verfeinert werden. So geschieht dies auch mit der Unterscheidung zwischen basalen und nicht-basalen Einzeldingen, was ausgehend von dieser anfänglichen Formulierung nachgezeichnet werden kann.

Der erste Teil dieser Formulierung stellt sich später als zu stark heraus, würde dies in Bezug auf Ereignisse doch bedeuten, dass auf ein Ereignis nie ohne Bezugnahme auf ein Einzelding einer grundlegenden ontologischen Kategorie Bezug genommen werden könnte. Dies stimmt aber nach Strawson nicht - beispielsweise können wir auf einen Blitz (ein Ereignis) mit der Äusserung ‚dieser Blitz‘ oder auch ostentativ mit einem Fingerzeig Bezug nehmen, ohne dabei auf einen Gegenstand Bezug nehmen zu müssen.

Strawson untersucht, welche Voraussetzungen für die Bezugnahme auf ein Einzelding gegeben sein müssen. Er stellt fest, dass Bezugnahme eindeutige Identifikation erfordert. Ein Einzelding zu identifizieren bedeutet, sagen zu können, wann ein Einzelding mit einem anderen Einzelding identisch ist und wann nicht. Voraussetzung für die Möglichkeit der Identifizierung eines Einzeldings ist, dass dieses weder privat noch unbeobachtbar ist. Beide Voraussetzungen sind für zahlreiche Ereignisse erfüllt, unter anderem für Blitze.

The minimum conditions of independent identifiability for a type of particulars were that its members should be neither private nor unobservable. Many kinds of state, process, event or condition satisfy these two conditions. In suitable circumstances such a particular can be directly located and thus identified without any reference to any other particular at all. Even when not directly locatable, such a particular *may* be identified without any reference, explicit or implicit, to any particular which is not itself a state, process, event or condition, as the case may be. But the cases in which this intra-typical identification is possible are severely restricted. (Strawson 1959, 53)

Aber die Möglichkeiten, auf Ereignisse Bezug zu nehmen, ohne dabei auch auf Gegenstände Bezug zu nehmen, sind beschränkt. Es gibt viele Ereignisse, welche nur identifiziert werden können, indem auf Gegenstände Bezug genommen wird. Während umgekehrt auf Gegenstände durchaus Bezug genommen werden kann via Bezugnahme auf Ereignisse, aber in jedem Fall könnte auf ein Gegenstand auch ohne Bezugnahme zu einem Ereignis Bezug genommen werden.

Die diesbezügliche Verschiedenheit von Ereignissen und Gegenständen zeigt Strawson am Beispiel des Ereignis-Begriffs ‚Geburt‘ und des Gegenstand-Begriffs ‚Lebewesen‘. Die Implikation ‚das ist ein Lebewesen \rightarrow es gibt eine Geburt, die die Geburt dieses Lebewesens ist‘, ist nach Strawson möglich, somit ist es möglich, auf den Gegenstand ‚Lebewesen‘

über das Ereignis ‚Geburt‘ Bezug zu nehmen. Aber diese Folgerung kann paraphrasiert werden als ‚das ist ein Lebewesen \rightarrow das wurde geboren‘, womit gezeigt wird, dass die Bezugnahme über das Ereignis nicht notwendig ist. Für die umgekehrte Folgerung ‚das ist eine Geburt \rightarrow es gibt ein Lebewesen, von dem das die Geburt ist‘ gibt es keine Paraphrase, welche ohne Bezugnahme zu einem Gegenstand auskommt. Diese Asymmetrie zeigt für Strawson, dass Ereignisse immer auf Gegenstände, aber umgekehrt Gegenstände nicht auf Ereignisse zurückgeführt werden können.

We can paraphrase one entailment so as to eliminate what logicians call quantification over births; but we cannot paraphrase the other so as to eliminate quantification over animals. In other words, the admission into our discourse of the range of particulars, *births*, conceived of as we conceive of them, does require the admission into our discourse of the range of particulars, *animals*; but the admission into our discourse of the range of particulars, *animals*, conceived of as we conceive of them, does not require the admission into our discourse of the range of particulars, *animals*. Strawson 1959, 52)

Und die Möglichkeit direkt auf Ereignisse Bezug zu nehmen ist nicht nur in vielen einzelnen Fällen eingeschränkt, sondern auch noch in einem allgemeineren Sinn: Nur vor dem Hintergrund der Praxis des Bezugnehmens auf Gegenstände ist es überhaupt möglich, auf Ereignisse Bezug zu nehmen. Das heisst, auch in den beschränkten Fällen, in denen direkt auf Ereignisse Bezug genommen werden kann, ist dies nach Strawson nur deshalb möglich, weil es insgesamt eine Praxis des Bezugnehmens auf Gegenstände gibt. In diesem Sinn ist auch eine direkte Bezugnahme auf ein Ereignis derivativ zur Bezugnahme auf Gegenstände.

Der erste Teil der ursprünglich formulierten Unterscheidung (Suppose, for instance, it should turn out there is a type of particulars, β , such that particulars of type β cannot be identified without reference to particulars of another type, α , whereas particulars of type α can be identified without reference to particulars of type β .) hat sich als zu stark erwiesen. Statt dessen müsste es heissen, dass die Möglichkeit, überhaupt und insgesamt auf β -Einzeldinge Bezug zu nehmen, abhängig ist von der Möglichkeit auf α -Einzeldinge Bezug zu nehmen. Das lässt die Möglichkeit zu, dass wir auf einzelne β -Einzeldinge Bezug nehmen, ohne dabei auf α -Einzeldinge Bezug nehmen zu müssen; dass wir dazu aber nur vor dem Hintergrund der Praxis der Bezugnahme zu α -Einzeldingen in der Lage sind, während umgekehrt die Bezugnahme auf ein α -Einzelding möglich wäre, auch wenn es keine β -Einzeldinge gäbe.

Der zweite Teil der ursprünglichen Formulierung („Then it would be a general characteristic of our scheme, that the ability to talk about β -particulars at all was dependent on the ability to talk about α -particulars, but not vice versa.“) kommt dieser Bedeutung bereits ziemlich nahe, was Strawson zu einem späteren Zeitpunkt seiner Untersuchung noch deutlicher formuliert:

Suppose that β s are necessarily β s of α s (e.g. that births are necessarily births of animals). Then, though on a particular occasion I may identify a particular β without identifying the α it is of, yet it could not in general be possible to identify β s unless it were in general possible to identify α s. For we could not

speak of β s as we do speak of them, or have the concept we do have of β s, unless we spoke of α s; and we could not speak of α s unless it were in principle possible to identify an α . So, in a general sense, β s show identifiability-dependence on α s. (Strawson 1959, 51)

Der Grund für die asymmetrische Beziehung zwischen Ereignissen und Gegenständen sieht Strawson darin, dass Gegenstände raum-zeitlich bestimmt sind und Ereignisse nicht. Die raum-zeitliche Bestimmung von Gegenständen etabliert ein einheitliches, gesamtheitliches und hinreichend komplexes typen-homogenes Referenz-Framework (Strawson 1959, 25; 53), welches die Identifizierung von Gegenständen in allen Fällen ermöglicht. Zwei Gegenstände sind dann identisch, wenn sie die gleiche raum-zeitlichen Koordinaten aufweisen. Da Ereignisse nicht raum-zeitlich bestimmt sind, fehlt ein solches typen-homogenes Referenzsystem. Viele Ereignisse können deshalb ausschliesslich über Bezugnahme zu Gegenständen identifiziert werden. (Strawson 1959, 53) Und dass überhaupt auf Ereignisse Bezug genommen werden kann, ist nur möglich, weil es vor dem Hintergrund eines solchen Referenzsystems für Gegenstände stattfindet.

Alle Ereignisse können via Bezugnahme auf einen Gegenstand identifiziert werden. Grund dafür ist, dass gemäss Strawson Ereignisse eng mit Gegenständen verknüpft sind:

A large class of particular states and conditions, events and processes, are conceived of as necessarily states and conditions of, or as performed or suffered by, particulars of other types, notably things which are or have material bodies. (Strawson 1959, 52)

Gegenstände und Ereignisse gehören unterschiedlichen ontologischen Kategorien an. Gegenstände sind grundlegende Einzeldinge, Ereignisse nicht. Da aber jedes Ereignis auf Gegenstände zurückgeführt werden kann, ist die Möglichkeit der Bezugnahme auch auf Ereignisse sichergestellt und es handelt sich um Einzeldinge.

Dieses Argument wird durch eine zusätzliche Bedingung für Einzeldinge verstärkt. Um auf ein Einzelding Bezug nehmen zu können, ist es nicht nur notwendig, dieses identifizieren zu können, also zu sagen, wann es sich bei zwei Einzeldingen um eines handelt, was durch die raum-zeitliche Bestimmung für Gegenstände gegeben ist. Es ist zusätzlich notwendig, Einzeldinge zu Re-Identifizieren, das heisst, zu sagen, wann es sich bei zwei Einzeldingen mit unterschiedlichen Zeitkoordinaten um dasselbe Einzelding handelt. (Strawson 1959, 33) Da die Zeit unterschiedlich ist, kann die Re-Identifikation nicht in der Gleichheit der Raum-Zeit-Koordinaten bestehen. Aber Strawson zeigt, dass dies wegen der raum-zeitlichen Bestimmtheit für zumindest einige Gegenstände möglich ist. Die Möglichkeit beruht aber auf der grundsätzlichen raum-zeitlichen Bestimmtheit von Gegenständen. (Strawson 1959, 32-35) Insofern diese für Ereignisse nicht gegeben ist, können diese nicht re-identifiziert werden, bzw. besteht die einzige Möglichkeit der Re-Identifikation von Ereignissen über ihre Reduzierbarkeit auf Gegenstände.

These considerations taken together suggest that, if material bodies are basic from the point of view of referential identification, they must also be basic from the point of view of reidentification. [...] If, for example, we take any familiar process-name, such as 'thaw' or 'battle', we shall find it impossible to give a

detailed account of means of identifying a particular process of the kind concerned as *the same again*, which do not involve any reference to some material bodies or other - either those which make up its setting, its surroundings, or the places through which it passes; or some causally connected with it in some way; or some which the process involves more directly, e.g. the body or bodies undergoing or taking part in it; or some in some other way connected with the identity of the process. (Strawson 1959, 55)

Die Möglichkeit der Identifikation wie auch der Re-Identifikation von Ereignissen beruht auf der Möglichkeit, diese auf Gegenstände zurückzuführen. Darin zeigt sich für Strawson ein grundlegender Unterschied zwischen den beiden Arten von Einzeldingen. Gegenstände sind basale Einzeldinge, Ereignisse nicht.

5.1.2 Quines Position

Während Strawson Ereignisse auf Gegenstände zurückführt, setzt Quine Ereignisse mit Gegenständen gleich. Für Quine ist die Unterscheidung zwischen Ereignissen und Gegenständen höchstens gradueller Natur. In den meisten Fällen kann das, was als Ereignis aufgefasst wird, auch als ein Gegenstand beschrieben werden - und umgekehrt.

Diese Position ist eine direkte Konsequenz aus Quines Untersuchungen zur Identität von Ereignissen. Wie wir in einem früheren Teil der Arbeit (4.3.4) gesehen haben, kritisiert er das von Davidson vorgeschlagene kausale Identitätskriterium. Da aber nach Quine nur dann von der Existenz einer Art von Einzeldingen ausgegangen werden darf, wenn für diese klare Kriterien der Individuation gegeben sind (*no entity without identity!*), muss ein anderes Identitätskriterium gefunden werden. Für Gegenstände besteht nach Quine ein Identitätskriterium, weil diese raum-zeitlich bestimmt sind. Anders als Strawson bestimmt er nun die Identität von Ereignissen nicht dadurch, dass er Ereignisse auf die raum-zeitlichen Gegenstände zurückführt, sondern diese mit ihnen gleichsetzt. Gegenstände und Ereignisse gehören derselben ontologischen Kategorie der physikalischen Objekte an:

A physical object, in the broad sense in which I have long used the term, is the material content of any portion of space-time, however small, large, irregular, or discontinuous. I have been wont to view events simply as physical objects in this sense. If Sebastian chews gum all the way across Bologna, and no longer, that event of his chewing and that event of his walking have been for me identical; they take up the same place-time. (Quine 1985, 167)

Physikalische Objekte sind raum-zeitlich bestimmt, dies gilt gleichsam für Gegenstände wie für Ereignisse. Somit ist das Problem der Identität von Ereignissen gelöst:

The problem of individuation of events would seem to be dissolved now by the assimilation of events to physical objects or to some sort of constructs upon physical objects. For physical objects are well individuated, being identical if and only if spatiotemporally coextensive. (Quine 1985, 167)

Quine lässt den Unterschied zwischen Ereignissen und Gegenständen verschwinden. Alles, was es in diesem Sinne¹ gibt, sind physikalische Objekte.

Selbstverständlich würde Quine nicht leugnen, dass wir in unserem alltäglichen Sprachgebrauch gewisse Einzeldinge als Ereignisse und andere als materielle Gegenstände bezeichnen und dass diese Einteilung praktisch sein kann. Durch diese sprachliche Praxis wird aber keine grundlegende ontologische Unterscheidung etabliert. Denn oftmals können Aussagen, die eher von einem Ereignis zu handeln scheinen, in eine Aussage umgewandelt werden, welche eher von einem Gegenstand zu handeln scheint und umgekehrt.

Und Quine behauptet auch nicht, dass die Individuation eines Ereignisses über Raum-Zeit-Koordinaten in konkreten Fällen immer genau erfolgen kann. Aber dies ist analog zu Gegenständen. In beiden Fällen ist es schwierig, genau anzugeben, was die Raum-Zeit-Koordinaten eines bestimmten Gegenstandes oder eines bestimmten Ereignisses sind. Aber in den meisten Fällen ist eine genaue Bestimmung für die praktischen Zwecke nicht notwendig. Und in den meisten Fällen könnten solche Bestimmungen auch präzisiert werden, wenn dies die praktischen Zwecke erfordern. Ein Apfel kann - bei Bedarf - auf genauere Art bestimmt werden, indem er über die Moleküle, aus denen er besteht, bestimmt wird. Genauso kann ein Ereignis wie der Apfelbiss - bei Bedarf - genauer bestimmt werden, indem es über Teile des Apfelbeissens bestimmt wird. Es gibt aber deshalb den Apfelbiss nicht weniger als es den Apfel gibt (Quine 1953b, 168).

5.1.3 Die Positionen von Strawson und Quine im Vergleich

Die Positionen von Quine und Strawson sollen helfen, die Position von Davidson besser darstellen zu können. Bevor die beiden Positionen kritisiert werden, versuche ich die beiden mit Hilfe einer tabellarischen Darstellung zu vergleichen. Für die Tabelle werden zwei Gegenüberstellungen betrachtet. Einerseits die Gegenüberstellung von zwei Positionen in Bezug auf die ontologischen Kategorien, welchen Ereignisse und Gegenstände angehören, und andererseits eine Unterscheidung zwischen zwei Positionen der begrifflichen Reduzierbarkeit.

Die erste Gegenüberstellung ist sehr einfach: Ereignisse und Gegenstände gehören entweder der gleichen ontologischen Kategorie an oder sie gehören zwei unterschiedlichen ontologischen Kategorien an. Quine vertritt die erste, Strawson die zweite Position.

Ein Begriff ist auf einen anderen reduzierbar, wenn dieser Begriff auf einen anderen zurückgeführt und anschliessend ohne Verlust an Ausdruckskraft aus der Sprache gestrichen werden könnte. Nach Quine gilt dies gleichsam für Ereignisbegriffe wie auch für Gegenstandsbegriffe und es wäre nach ihm vorstellbar, eine Sprache nur mit Gegenstands- oder nur mit Ereignisbegriffen zu haben. Dies kann so ausgedrückt werden, dass für Quine Gegenstände und Ereignisse gegenseitig reduzierbar sind. Nach Strawson können Ereignisbegriffe auf Gegenstandsbegriffe zurückgeführt und anschliessend aus der Sprache gestrichen werden, ohne dass dies unsere Art über die Welt zu sprechen grundsätzlich einschränken würde. Das Umgekehrte gilt aber nicht. Deshalb sind für Strawson Gegenstände und Ereignisse nicht gegenseitig reduzierbar.

¹Ich schreibe 'in diesem Sinne', weil es nach Quine nicht nur physikalische Objekte gibt, sondern auch Klassen (vgl. Quine 1953d), diese lassen sich klar von physikalischen Objekten unterscheiden, insofern für sie eine andere Art der Identifizierung besteht; eine analoge Möglichkeit für eine prinzipielle Unterscheidung zwischen Ereignissen und materiellen Körpern gibt es aber nicht.

Die beiden Gegenüberstellungen ergeben ein Viererfeld von möglichen Positionen, wovon je einer Strawson bzw. Quine zugeordnet werden können:

	Ereignisse und Gegenstände sind nicht gegenseitig reduzierbar	Ereignisse und Gegenstände sind gegenseitig reduzierbar
Ereignisse und Gegenstände gehören der gleichen ontologischen Kategorie an		Quine
Ereignisse und Gegenstände gehören unterschiedlichen ontologischen Kategorien an	Strawson	

Die beiden Unterscheidungen betreffen unterschiedliche und an sich voneinander unabhängige Aspekte einer Position. Die eine betrifft die Einteilung in ontologische Kategorien, die andere begriffliche Reduzierbarkeit. Trotzdem scheint die Einteilung gemäss der einen Unterscheidung nicht gänzlich unabhängig von der Unterscheidung gemäss der anderen Position. Wenn die Positionen von Quine und Strawson im durch diese beiden Positionen aufgespannten Viererfeld an möglichen Positionen verordnet werden, so ergibt sich, dass die jeweilige Einteilung in der einen Unterscheidung gut mit der Einteilung in der anderen zusammenpasst.

Wenn nach Quine Gegenstandsbegriffe auf Ereignisbegriffe und umgekehrt Ereignisbegriffe auf Gegenstandsbegriffe zurückgeführt werden können, so gibt es im Rahmen von Quines Philosophie keine Möglichkeit, an einer ontologischen Unterscheidung zwischen Gegenständen und Ereignissen festzuhalten. Wenn umgekehrt Ereignisse und Gegenstände der gleichen Kategorie der physikalischen Objekte angehören und diese durch die raumzeitliche Bestimmbarkeit der dieser Kategorie angehörenden Einzeldinge charakterisiert ist, ist ein als ein Ereignis beschriebenes Einzelding identisch mit einem als Gegenstand beschriebenen Einzelding, solange beide die gleichen Raum-Zeit-Koordinaten haben und deren Identität ermöglicht die gegenseitige begriffliche Reduktion.

Als explizit deskriptiven Metaphysiker sind für Strawson die beiden Unterscheidungen noch enger miteinander verbunden als für Quine. Die Ontologie zeigt sich nach Strawson in unseren Begriffen und unserer Sprache und eine Untersuchung von Sprache und Denken ist auch die einzige Möglichkeit, Metaphysik zu betreiben. Die Untersuchung der Zusammenhänge zwischen Gegenstands- und Ereignisbegriffen führt Strawson zur Annahme der Verschiedenheit der ontologischen Kategorien. Da Gegenstände nicht auf Ereignisse reduziert werden können, gehören diese einer ontologisch grundlegenden Kategorie an. Ereignisse bilden zwar keine grundlegende ontologische Kategorie, grundsätzlich könnte all unser Denken und Sprechen über die Welt auch ohne die Annahme von Ereignissen bestehen. Aber es wäre ein anderes Denken und ein anderes Sprechen. Unsere Sprache lässt eine klare Unterscheidung zwischen Gegenstandsbegriffen und Ereignisbegriffen zu, weshalb es sich um unterschiedliche ontologische Kategorien handelt.

Davidsons Position weicht von den beiden soeben eingeführten von Strawson und Quine ab. Davidson widerspricht Quine darin, dass kein wesentlicher Unterschied zwischen Ereignissen und Gegenständen bestehe. Und er widerspricht Strawson darin, dass es sich bei Ereignissen um weniger grundlegende ontologische Entitäten handelt als bei Gegenständen. Stattdessen vertritt er die Ansicht, dass Ereignisse und Gegenstände begrifflich stark voneinander abhängig sind, ohne dass jedoch der eine auf den anderen reduziert werden könnte. Bevor ich zu einer Darstellung von Davidsons Position komme, stelle ich Davidsons Kritik an den Positionen von Strawson und Quine dar.

5.2 Kritik an Strawson und Quine

5.2.1 Kritik an Strawson

Nach Strawson bilden Gegenstände eine grundlegendere ontologische Kategorie als Ereignisse, Davidson bestreitet dies. In diesem Kapitel soll die Kritik Davidsons an Strawsons Position rekonstruiert werden.

Das Hauptargument Strawsons beruht auf der Behauptung, dass zwischen Aussagen über Ereignisse und über Gegenstände eine Asymmetrie bestehe, insofern letztere auf erstere zurückgeführt werden können, während die umgekehrte Rückführung von Aussagen über Gegenstände auf Aussagen über Ereignisse nicht möglich ist. Daraus schliesst Strawson, dass es sich bei Gegenständen, nicht aber bei Ereignissen um eine basale ontologische Kategorie handelt. Die festgestellte Asymmetrie und die daraus abgeleitete Behauptung der ontologischen Hierarchie untermauert Strawson mit zwei weiteren Argumenten, welche sich aus seinen Untersuchungen zur Identifikation und Re-Identifikation ergeben. Dabei kommt Strawson zum Schluss, dass Gegenstände direkt identifiziert werden können, während dies für Ereignisse nicht gilt. Den Grund dafür sieht er darin, dass im Gegensatz zu Gegenständen für Ereignisse ein hinreichend komplexes und typen-homogenes Referenz-Framework fehlt, so dass keine eindeutige Bezugnahme und folglich weder Identifikation noch Re-Identifikation möglich ist. Deshalb ist nur die Kategorie der Gegenstände eine basale Kategorie.

Davidson behandelt direkt nur das erste dieser Argumente, die anderen zwei Argumente lassen sich aber im Sinne Davidsons ebenfalls kritisieren. In der Folge stelle ich Davidsons Kritik am Asymmetrie-Argument dar und entwickle eine Kritik an den anderen beiden Argumenten.

Gegen die Asymmetriethese richtet sich Davidson im Aufsatz „The Individuation of Events“ (1969, 173-175). Die Darstellung dieser Kritik ist mit einer Schwierigkeit verbunden. Davidson behandelt das entsprechende Argument Strawsons nicht direkt im Zusammenhang mit der Asymmetriethese, sondern im Zusammenhang mit der Besprechung und Zurückweisung eines Vorschlages für ein Identitätskriterium für Ereignisse.² Nach diesem Kriterium sind zwei Ereignisse genau dann identisch, wenn es sich bei beiden um die gleiche Veränderung innerhalb der gleichen Substanz handelt. Dies kann nur dann als Identitätskriterium dienen, wenn jedes Ereignis auf eine Substanz zurückgeführt werden kann, innerhalb derer es eine Veränderung darstellt. Wenn wir die Begriffe ‚Gegenstand‘ und ‚Substanz‘ grosszügig synonym verwenden (wie es Davidson in dieser Passage tut),

²Vergleiche meine Darstellung dieser Kritik im Unterkapitel 4.3.3.

ergibt sich, dass dieses Identitätskriterium nur dann funktioniert, wenn die strawsonsche Behauptung von der Reduktion von Ereignissen auf Gegenstände zutrifft. Durch die Kritik der Asymmetriethese versucht Davidson zu zeigen, dass diese Reduktion nicht möglich ist und es sich deshalb nicht um ein annehmbares Identitätskriterium handelt.

Wie ich bereits gezeigt habe (5.1.1), hängt Strawsons Argumentation von der Behandlung der Folgerungsbeziehungen zwischen ‚das ist ein Lebewesen‘ und ‚das ist eine Geburt ab‘. Dabei betrachtet Strawson die Implikation ‚das ist ein Lebewesen \rightarrow es gibt eine Geburt, die die Geburt dieses Lebewesens ist‘, welche zeigt, dass die Gegenstandsaussage des Antezedens auf eine Ereignisaussage im Konsequens zurückgeführt werden kann. Für diese Implikation gibt es aber eine Paraphrase, welche ohne eine Ereignisaussage auskommt: ‚das ist ein Lebewesen \rightarrow das wurde geboren‘, woraus Strawson schliesst, dass die Rückführung auf eine Ereignisaussage nicht notwendig ist. Anders verhält es sich bei einer Implikation, welche von einer Ereignisaussage ausgeht: ‚das ist eine Geburt \rightarrow es gibt ein Lebewesen, dessen Geburt das ist‘. Hier wird die Ereignisaussage im Antezedens auf eine Aussage über einen Gegenstand im Konsequens zurückgeführt. In diesem Fall aber gibt es nach Strawson keine Paraphrase der Implikation, in welcher das Konsequens ebenfalls eine Ereignisaussage ist. Dies offenbart für Strawson eine grundlegende Asymmetrie zwischen Aussagen über Ereignisse und Gegenstände, welche auf eine hierarchische Ordnung hinweisen.

Davidson kritisiert die Paraphrase, welche für Strawson bei der ersten Implikation möglich ist und auf welcher die Asymmetriehypothese beruht. Denn wenn ‚das ist ein Lebewesen \rightarrow das wurde geboren‘ eine Paraphrase von ‚das ist ein Lebewesen \rightarrow es gibt eine Geburt, die die Geburt dieses Lebewesens ist‘ ist, dann ist ‚das wurde geboren‘ eine Paraphrase von ‚es gibt eine Geburt, die die Geburt dieses Lebewesens ist‘. Wenn wir nun davon ausgehen, dass bei einer Paraphrase die logische Form einer Aussage beibehalten wird und ‚das wurde geboren‘ eine Aussage über ein Lebewesen ist, so muss entweder auch ‚es gibt eine Geburt, die die Geburt dieses Lebewesens ist‘ eine Aussage über ein Lebewesen sein, oder aber es handelt sich dabei nicht um eine Paraphrase. Wenn es eine Paraphrase ist und somit eine Aussage über ein Objekt, dann gibt es nach Davidson keinen Grund zur Annahme, dass es überhaupt Ereignisse gibt, weil dann jede Ereignisaussage durch eine Objektaussage ersetzt werden könnte. Oder aber es handelt sich dabei nicht um eine Paraphrase und die Asymmetrie zur Folgerungsbeziehung ‚das ist eine Geburt \rightarrow es gibt ein Lebewesen, von dem das die Geburt ist‘ besteht nicht mehr. Das Argument beweist nach Davidson entweder zu wenig oder zu viel: Es beweist zu viel, wenn es zeigt, dass es keinerlei Ereignisontologie bedarf, weil alle Ereignisaussagen durch Objektaussagen ersetzt werden können. Es beweist zu wenig, wenn es Ereignissätze gibt, welche nicht durch eine Objektaussage paraphrasiert werden können.

Es versteht sich von selbst, dass es für Davidson zu wenig beweist, weil er der Ansicht ist, dass es Ereignisaussagen gibt, die nicht auf eine Art paraphrasiert werden können, ohne dass dabei auf Ereignisse Bezug genommen wird (Davidson 1967b, vgl. 4.2.4). Daraus schliesst Davidson, dass ‚das wurde geboren‘ keine Paraphrase ist von ‚es gibt eine Geburt, die die Geburt dieses Lebewesens ist‘. Die erste Aussage ist eine Ereignisaussage, die zweite eine Aussage über ein Objekt.³

³Obwohl gerade dies nach seiner Analyse derartiger Aussagen nicht stimmt. Er sollte zum Schluss kommen, dass es sich um eine Paraphrase handelt, da beide die gleiche logische Form haben, aber die logische Form ist nicht wie von Strawson angenommen die einer Objektaussage, sondern einer Aussage

Es wird deutlich, dass Davidsons Kritik an Strawsons reduktionistischer Analyse auf den Resultaten seiner Untersuchungen zur Ereignisontologie beruht. Deren Resultate selbst sind kontradiktorisch zu jenen von Strawson: Ereignisse sind grundlegende Einzeldinge vs. Ereignisse sind nicht grundlegende Einzeldinge. Insofern nun die Kritik von Davidson an Strawson auf diesen Resultaten abstützt, hat sie einen zirkulären Charakter: Strawsons Ansicht, dass Ereignisse nicht grundlegende Einzeldinge sind ist falsch, weil Ereignisse grundlegende Einzeldinge sind.

Dieser Zirkularitätsvorwurf an die Adresse Davidsons ist beschränkt auf die Kritik an der Position von Strawson und gilt nicht allgemein für seine Untersuchungen zur Ereignisontologie. Die Untersuchung der Ereignis- und Kausalaussagen hat bereits ergeben, dass Ereignisse als grundlegende Einzeldinge angenommen werden müssen und dies allein ist bereits ein Widerspruch zu Strawson. Die Zirkularität entsteht erst da, wo darauf eine Kritik an Strawsons Argument aufgebaut werden soll. Um direkter Strawson anzugreifen, könnte Davidson hinzufügen, dass es auch für Strawson zu viel beweist, möchte doch auch Strawson an der Unterscheidung zwischen Ereignissen und Objekten festhalten, weil diese in unserem Begriffsapparat etabliert ist. Es stellt sich dann die Frage, wieso in unserem Begriffsapparat eine solche Unterscheidung vorkommt, wenn sie keine Entsprechung in der Ontologie hat. Wenn dies das Ergebnis einer metaphysischen Untersuchung ist, ist es dann noch deskriptive Metaphysik?

Gemäss Strawson ist die Asymmetrie, welche sich in der Sprache manifestiert, auf die Diskrepanz in der Möglichkeit der Identifizierung zwischen Gegenständen und Ereignissen zurückzuführen. Dies fusst auf der Behauptung, dass es für Gegenstände Kriterien der Identität gibt, nicht aber für Ereignisse. Ereignisse können nach Strawson nur indirekt via Gegenstände identifiziert werden. Dieser Punkt kann zurückgewiesen werden, indem entweder gezeigt wird, dass auch für Ereignisse eine direkte Identifizierung möglich ist oder indem gezeigt wird, dass die von Strawson behauptete indirekte Identifizierung via Gegenstände nicht möglich ist. Sodann wären Ereignisse gar nicht identifizierbar, und das Argument von Strawson wäre ungültig. Da aber Davidson von der Identifizierbarkeit von Ereignissen ausgeht, bleibt nur der erste Weg.

Davidson vertritt zu unterschiedlichen Zeitpunkten zwei unterschiedliche Identitätskriterien für Ereignisse (vgl. 4.3.4); gemäss dem ersten werden Ereignisse über ihre Kausalbeziehungen, gemäss dem zweiten über ihre Raum-Zeitkoordinaten bestimmt. Nach beiden Kriterien sind Ereignisse direkt - ohne Rückgriff auf Gegenstände - identifizierbar. Unabhängig von der Wahl des Identitätskriteriums kann das Argument von Strawson zurückgewiesen werden. Wenn dieses Argument zurückgewiesen wird, bricht eine entscheidende Stütze für die Behauptung, dass Ereignisse weniger basal als Gegenstände seien weg. Selbst wenn das Asymmetrieargument zutreffen sollte, ist die Behauptung ohne die Stützung durch das Identitätsargument stark geschwächt - es könnte sich bei der festgestellten Asymmetrie um eine rein kontingente Unterscheidung in der Sprache handeln, welche keine derart weitreichenden metaphysischen Behauptungen rechtfertigen würden.

Strawson hält Ereignisse nicht für direkt identifizierbar, weil es kein ausreichend komplexes und typen-homogenes Bezugssystem gibt, in welchem diese verordnet werden könnten. Wenn das von Davidson später vertretene Identitätskriterium korrekt ist, dann ist

über ein Ereignis. Dadurch wird sein Einwand aber stärker und lässt sogar noch eine viel deutlichere Gegenposition zu jener von Strawson zu, dazu komme ich im nächsten Kapitel.

das Argument von Strawson leicht zu entkräften: Da nach diesem Kriterium Ereignisse ebenfalls über Raum-Zeit-Koordinaten identifiziert werden und Strawson selbst Raum-Zeit-Koordinaten als den paradigmatischen Fall eines solchen Bezugssystems sieht, so wäre sofort gegeben, dass dieses auch die direkte Identifizierung von Ereignissen erlauben würde. Wenn hingegen das kausale Identitätskriterium korrekt ist, so muss dies bedeuten, dass Kausalbeziehungen ein derartiges Bezugssystem schaffen. Falls das kausale Identitätskriterium akzeptiert wird, ist es plausibel anzunehmen, dass die Kausalbeziehungen ebenfalls ein solches Bezugssystem liefern.⁴

Strawson fordert für basale Einzeldinge nicht nur, dass diese identifiziert, sondern auch re-Identifiziert werden können. Nach Strawson ist dies für Gegenstände zumindest manchmal direkt möglich, während es für Ereignisse wiederum nur indirekt über die Bezugnahme auf Gegenstände möglich ist. Das Argument Strawsons gegen die Möglichkeit der Re-Identifikation von Ereignissen setzt voraus, dass diese nicht über Raum-Zeit-Koordinaten bestimmt werden. Wenn nun nach Davidsons später vertretenen Position Ereignisse ebenfalls über Raum-Zeit-Koordinaten identifiziert werden, dann verliert dieses Argument an Gültigkeit. Ereignisse könnten dann genau wie Gegenstände re-Identifiziert werden, weil das Bezugssystem, über welche diese identifiziert werden, dies zulässt. Allerdings habe ich an früherer Stelle dafür argumentiert, dass Davidson den Vorschlag von Quine, Ereignisse ebenfalls über Raum-Zeit-Koordinaten zu identifizieren, besser abgelehnt hätte (vgl. 4.3.4). Aber auch wenn Ereignisse nicht über Raum-Zeit-Koordinaten identifiziert werden, kann das Re-Identifikationsargument von Strawson zurückgewiesen werden.

Das Re-Identifikationsargument soll zeigen, dass Ereignisse weniger basal sind als Gegenstände, weil re-identifizierende Bezugnahme auf Ereignisse nur indirekt über Bezugnahme auf Gegenstände möglich ist.

If, for example, we take any familiar process-name, such as 'thaw' or 'battle', we shall find it impossible to give a detailed account of means of identifying a particular process of the kind concerned as *the same again*, which do not

⁴Im Zusammenhang mit der Diskussion über die Möglichkeit der Re-Identifikation macht Strawson eine interessante Bemerkung. Ereignisse an sich können nicht re-identifiziert werden, hingegen können Ereignisse via Bezugnahme auf Objekte re-identifiziert werden. Dafür verantwortlich ist, dass Ereignisse mit Objekten zusammenhängen. Dabei zählt Strawson einige Möglichkeiten auf, wie Ereignisse mit Objekten zusammenhängen (Strawson 1959, 55). Wir können in Bezug auf ein Ereignis unmöglich sinnvoll die Kriterien für die Re-Identifikation eines Ereignisses angeben, wenn dieses Kriterium nicht in der einen oder anderen Form Bezug zu einem Objekt herstellt, welches in der einen oder anderen Form mit dem Ereignis in Beziehung steht. Die Arten dieser Beziehungen können verschieden sein - unter anderem nennt Strawson, dass sie auch kausal sein könnte. Das ist nur eine kurze Bemerkung, und vielleicht sollte nicht zu viel Gewicht darauf gelegt werden. Sie ist aber doch in zweierlei Hinsicht interessant: Erstens verdeutlicht es, wie unklar diese Beziehung zwischen Objekten und Ereignissen ist, welche für die Reduktion von Ereignissen auf Objekte vorausgesetzt werden müsste. Wenn Strawson hier verschiedene aufzählt - meint er damit, dass alle diese möglich sind? Oder handelt es sich letztlich nur um eine Art Beziehung, welche unter verschiedenen Aspekten beschrieben wird? Und speziell die genannte Kausalbeziehung: Ist das so zu verstehen, dass ein Objekt kausal mit einem Ereignis verbunden ist - heisst das gar, dass Strawson vorschlagen möchte, dass die Relata von Kausalbeziehungen je einmal ein Objekt und einmal ein Ereignis sind? Aber genug der Polemik - der zweite Punkt, weshalb ich die Bemerkung interessant finde ist der, dass damit Strawson bereits in die Richtung der von mir vorgeschlagenen Antwort zeigt: Kausalbeziehungen können das geforderte Framework, welches eine Identifikation zulässt, bilden. Aber es sind nicht Kausalbeziehungen zwischen Ereignissen und Objekten, sondern zwischen Ereignissen.

involve any reference to some material body or other [...]. (Strawson 1959, 55, seine Hervorhebung)

Damit dieses Argument gültig ist, muss aber vorausgesetzt werden, dass wir uns tatsächlich re-identifizierend auf Ereignisse beziehen. Wenn nicht re-identifizierend auf Ereignisse Bezug genommen wird, kann nicht behauptet werden, dass diese Bezugnahme nur indirekt ist. Der Unterschied zwischen Ereignissen und Gegenständen in Bezug auf ihre Re-Identifizierbarkeit wäre dadurch grösser, da sie im Fall der Ereignisse gar nicht stattfinden würde. Aber die Gültigkeit des Schlusses auf die unterschiedliche Basalität wäre dann nicht mehr ohne weiteres gültig: Es müsste dann gezeigt werden, dass Re-Identifizierbarkeit an sich ein Kriterium für eine Vorzugsbehandlung in Bezug auf ontologische Grundsätzlichkeit darstellt. Solange ein solches fehlt, ist der Schluss ungültig: Es wird gezeigt, dass Gegenstände eine Eigenschaft aufweisen, welche Ereignisse nicht aufweisen und daraus geschlossen, dass Gegenstände grundsätzlicher sind. Ohne eine zusätzliche Begründung, weshalb dieser Unterschied den Rückschluss auf die Positionierung in der ontologischen Hierarchie zulässt, kommt dies einer Auszeichnung einer willkürlich gewählten Eigenschaft als Kriterium für ontologische Priorität zugute.

Das Re-Identifikationsargument gegen Ereignisse als basale ontologische Kategorie ist nur gültig, wenn wir uns tatsächlich re-identifizierend auf Ereignisse beziehen, worauf dann gezeigt werden kann, dass dies nur indirekt über die Bezugnahme auf Gegenstände möglich ist. Davidsons Kritik am Re-Identifikationsargument kann genau hier ansetzen: Er kann bestreiten, dass wir tatsächlich re-identifizierend auf Ereignisse Bezug nehmen.

Einen Gegenstand zu re-identifizieren bedeutet, diesen Gegenstand zu zwei Zeitpunkten als zu sich selbst identisch zu betrachten. (Strawson 1959, 31) Was ich damit behauptete ist, dass es sich um denselben Gegenstand handelt, welcher zu zwei unterschiedlichen Zeitpunkten besteht und abhängig zu diesen unterschiedlichen Zeitpunkten auch unterschiedlich beschrieben werden kann. Wenn ich auf dem Flohmarkt auf ein Fahrrad stosse und in diesem das erste Fahrrad meiner Kindheit erkenne (und zwar nicht nur, dass es vom gleichen Typ ist, sondern dass es *mein* Fahrrad ist) so nehme ich re-identifizierend darauf Bezug. Eine solche Re-Identifikation kann immer als Identitätsaussage formuliert werden, im Fall meines Fahrrades wäre dies: ‚das Fahrrad auf dem Flohmarkt = das erste Fahrrad meiner Kindheit‘. Eine solche Identitätsaussage ist von der speziellen Form, dass zwar numerische Identität behauptet wird, dass die zwei Gegenstände, von denen numerische Identität behauptet wird, dennoch sinnvollerweise voneinander unterscheiden werden können, was durch unterschiedliche Zeit, zu welcher dieser als existierend betrachtet wird, ermöglicht wird. Re-identifizierenden Bezugnahmen zugrundeliegende Identitätsbehauptungen sind somit von der allgemeinen Form ‚dieser Gegenstand zum Zeitpunkt t_1 = dieser Gegenstand zum Zeitpunkt t_2 ‘. Numerische Identität über die Zeit setzt offensichtlich Persistenz voraus. Ungeachtet der Schwierigkeiten, welche das Konzept der Persistenz mit sich bringt, scheint es keine umstrittene Aussage zu sein, dass wir in dieser Art und Weise auf Gegenstände Bezug nehmen. Re-Identifikation von Gegenständen ist ein zentraler Bestandteil unserer sprachlichen Praxis und unseres Denkens über die Welt und hat einen etablierten und stabilen Platz in unserem Begriffssystem. Für Ereignisse jedoch gilt dies nicht.

Die Begründung dafür ist einfach und folgt direkt aus Davidsons Bestimmung von Ereignissen (Davidson 1970b, 209): Wenn Ereignisse datierbare, nicht-wiederholbare Einzeldinge

sind, so ist ausgeschlossen, dass ein solches zu unterschiedlichen Zeitpunkten stattfinden kann. Eine Bezugnahme auf das gleiche Ereignis zu unterschiedlichen Zeitpunkten kann deshalb nicht korrekt sein.

Strawson begründet nicht, dass wir uns re-identifizierend auf Ereignisse beziehen, er scheint dies als gegeben vorauszusetzen und nennt lediglich zwei Beispiele von Ereignissen, auf die wir uns re-identifizierend beziehen würden: Schlachten (battles) und Tauen (thaws).⁵ Strawson beschreibt aber nicht, wie eine solche Bezugnahme abläuft, sondern belässt es bei der vagen Feststellung, dass wir uns auf ein Ereignis als *the same again* beziehen. Ich möchte also behaupten, dass keine Re-Identifikation von Ereignissen stattfindet. Was Strawson zur gegenteiligen Annahme veranlasst haben könnte, sind Fälle, welche von der oberflächlichen Struktur ähnlich sind wie Re-Identifikationen. Ich unterscheide in der Folge drei solche Fälle. Bei allen drei Fällen lässt sich zeigen, dass es sich nicht um eine re-identifizierende Bezugnahme auf ein Ereignis handelt, indem gezeigt wird, zu welchen nicht-re-identifizierenden Bezugnahmen auf Gegenstände diese analog sind.

Strawson nennt Schlachten als Beispiel für Ereignisse, auf welche wir uns re-identifizierend beziehen. Damit könnte er meinen, dass wir uns auf die Schlacht von Sempach zu unterschiedlichen Zeitpunkten beziehen. Ich kann gestern davon gesprochen haben und ich spreche heute davon. Dabei beziehe ich mich zu verschiedenen Zeitpunkten auf ein Ereignis, welches ich als mit sich selbst identisch betrachte. Wenn ich dies aber in eine Identitätsaussage umwandle, ergibt dies ‚die Schlacht von Sempach auf die ich mich heute beziehe = die Schlacht von Sempach, auf die ich mich gestern bezogen habe‘. Dies ist von anderer Form als die Identitätsaussagen, welche einer Re-Identifikation zugrunde liegen. Nicht die Ereignisse finden zu einem unterschiedlichen Zeitpunkt statt, sondern die Bezugnahme. Es wird in diesem Fall nur auf ein Ereignis Bezug genommen, es handelt sich um den einfachen Fall einer Identifikation. Bezugnahme auf das gleiche Objekt zu unterschiedlichen Zeitpunkten ist auch bei Gegenständen möglich. Ich kann heute vom Apfel sprechen, den ich gestern gegessen habe. Es handelt sich dabei nicht um eine re-identifizierende Bezugnahme, da es nur einen Gegenstand gibt, auf den Bezug genommen wird, allerdings findet die Bezugnahme zu zwei unterschiedlichen Zeitpunkten statt. Identifizierende Bezugnahme auf einen Gegenstand oder ein Ereignis zu unterschiedlichen Zeitpunkten dürfen nicht mit re-identifizierenden Bezugnahmen verwechselt werden.

Wenn Strawson Schlachten als Beispiel für re-identifizierende Bezugnahmen nennt, könnte er auch an etwas anderes denken, nämlich an eine Situation, in der sich Historiker darüber unterhalten, ob die Eroberung Barcelonas durch die Anarchisten bereits zum Spanischen Bürgerkrieg gezählt werden soll. Die Frage lautet dann, ob ein Ereignis ein Teil eines anderen Ereignisses ist. Ein Beitrag in dieser Debatte könnte sein: ‚Die Eroberung Barcelonas gehört zum Spanischen Bürgerkrieg.‘ Aber es handelt sich dabei nicht um eine Re-Identifikation. Eine Identitätsaussage der Form ‚die Eroberung Barcelonas durch die Anarchisten = der spanische Bürgerkrieg‘, wäre falsch. Es handelt sich um zwei distinkte Ereignisse. Die Frage ist nicht, ob es dasselbe Ereignis ist, sondern ob ein länger andauerndes Ereignis ein anderes beinhaltet. Auch diese Form des Sprechens über Ereignisse hat ein Analogon beim Sprechen über Gegenstände: Wenn wir uns darüber unterhalten, ob etwas noch zu einem Gegenstand gehört. Wir können fragen, wo der Pilatus beginnt

⁵Die Substantivierung ‚Tauen‘ existiert nach Duden nicht. Das dazugehörige Verb ‚to thaw‘, wird mit ‚tauen‘ übersetzt.

und ob beispielsweise der Sonnenberg bereits dazugezählt werden soll oder nicht. Auch wenn wir die Frage positiv beantworten und den Sonnenberg zum Pilatus zählen, handelt sich dabei nicht um eine Re-Identifikation. Die Beziehung zwischen einem Gegenstand und seinen Teilen, wie auch die Beziehung zwischen einem länger andauernden Ereignis und Ereignissen, aus denen es zusammengesetzt ist, ist kompliziert und schwierig zu fassen.⁶ Aber solche Fälle sind klar von Fällen der Re-Identifikation zu unterscheiden.

Es gibt neben solchen länger anhaltenden Ereignissen, welche auf eine noch unbestimmte Art einzelne Ereignisse von kürzerer Dauer beinhalten, noch eine andere Art von Ereignissen, welche ebenfalls den Anschein erwecken, re-identifiziert zu werden: Es handelt sich dabei um das, was wir ein sich wiederholendes Ereignis nennen können.⁷ Das Wetter ist heute gleich wie gestern. Jeden Tag spaziert Rolf um den See. Oder natürliche Phänomene wie Sonnenauf- und Untergänge, Jahreszeiten und Mondzyklen. Die Aussage, dass Rolf gestern und heute um den See spazierte könnte in eine Identitätsaussage umgeformt werden: ‚Rolfs gestriger Spaziergang um den See = Rolfs heutiger Spaziergang um den See‘. Hierbei wird nicht behauptet, dass es sich um nur ein Ereignis handelt. Vielmehr wird behauptet, dass es sich um Ereignisse vom selben Typ handelt. Die Beziehung zwischen den beiden Relata der Identitätsaussage ist die zwischen zwei Token, welche beide vom gleichen Typ⁸ sind. Es ist keine Aussage numerischer, sondern qualitativer Identität. Und deshalb von grundsätzlich anderer Form als die Identitätsaussagen, welche re-identifizierenden Bezugnahmen zugrunde liegen. Auch zu dieser Art des Sprechens über Ereignisse gibt es eine analoge Art des Sprechens über Gegenstände; und auch dabei handelt es sich nicht um Re-Identifikation. Wir können behaupten, dass zwei Fahrräder vom gleichen Modell sind, dass es sich um zwei Exemplare des gleichen Romans handelt, oder dass zwei Früchte von der gleichen Sorte sind. Aussagen dieser Art legitimieren zwar eine Umformulierung in eine Identitätsaussage, bspw. ‚ich trage denselben Pullover wie du‘, aber in einer solchen Aussage wird keine numerische Identität behauptet, sondern dass zwei Gegenstände in relevanter Hinsicht qualitativ identisch sind.

Es gibt Bezugnahmen auf Ereignisse, welche den Eindruck erwecken könnten, dass es sich um re-identifizierende Bezugnahmen handelt. Es wurden drei solche Fälle unterschieden und von allen konnte gezeigt werden, dass es sich nicht um Fälle von Re-Identifikation eines Ereignisses handelt. Vielmehr handelt es sich bei allen dreien um Fälle von Identifikation. Im ersten Fall geht es darum, zu verschiedenen Zeitpunkten identifizierend auf das gleiche Ereignis Bezug zu nehmen. Im zweiten Fall geht es darum, zwei unterschiedliche Ereignisse zu identifizieren, welche in einem speziellen Verhältnis zueinander stehen. Es handelt sich aber bei diesem Verhältnis nicht um Identität. Beim dritten Fall werden ebenfalls zwei Ereignisse identifiziert und einem gemeinsamen Typ untergeordnet - auch in diesem Fall geht es also nicht darum, zwei Ereignisse als identisch zu bestimmen und es handelt sich nicht um Re-Identifikation. Ich schliesse daraus, dass es nicht stimmt, dass

⁶Vgl. dazu Davidsons Bemerkungen zur Vagheit solcher Angaben (Davidson 1969, 207-208; Davidson 1985b, 310).

⁷Davidson (Davidson 1970a, 184; Davidson 1971b) befasst sich ausführlich mit der Frage nach der Wiederholbarkeit von Ereignissen, und seine Ansichten könnten zu dieser Kritik von Strawson herangezogen werden.

⁸Ob uns diese Art des Redens zur Annahme von Ereignistypen im Sinn von Universalien verpflichtet, ist eine andere Frage. Davidson bezweifelt deren Existenz, lässt die Frage aber letztlich offen (Davidson 1971b, 193; 198).

wir re-identifizierend auf Ereignisse Bezug nehmen. Strawsons Argument wird dadurch ungültig. Wenn wir nicht re-identifizierend auf Ereignisse Bezug nehmen, dann auch nicht indirekt via Bezugnahme auf Gegenstände. Der offensichtliche Unterschied zwischen Gegenständen, auf welche wir re-identifizierend Bezug nehmen und Ereignissen, auf welche wir nicht re-identifizierend Bezug nehmen, lässt keinen Schluss darauf zu, dass es sich bei Ereignissen um weniger basale Einzeldinge handelt, da dies voraussetzen würde, eine Eigenschaft von Gegenständen als wesentlich für basale Einzeldinge auszuzeichnen, was jedoch einer Begründung bedürfte, die Strawson nicht liefert.

Strawson argumentiert dafür, dass Gegenstände grundlegender sind als Ereignisse. Alle von ihm dafür vorgetragenen Argumente können mit Davidson zurückgewiesen werden. Eine unterschiedliche hierarchische Positionierung von Gegenständen und Ereignissen muss nicht angenommen werden. In einem anderen Aspekt jedoch stimmt Davidson Strawson zu: Ereignisse und Gegenstände bilden unterschiedliche ontologische Kategorien. Damit widerspricht er der Auffassung Quines.

5.2.2 Kritik an Quine

Davidson weist Strawsons Argument für die Asymmetrie zwischen Ereignisaussagen und Aussagen über Gegenstände zurück und stimmt stattdessen mit Quine überein, wenn dieser behauptet, dass die Rückführbarkeit zwischen Aussagen über Gegenstände und Aussagen über Ereignisse gegenseitig ist. Aber anders als Quine folgt für ihn daraus nicht, dass es nur eine ontologische Kategorie gibt und die Unterscheidung zwischen Ereignissen und Gegenständen nur graduell ist. Davidson stellt fest, dass wir in unserer Sprache die Ressourcen haben, um eine Unterscheidung zwischen Ereignissen und Gegenständen zu treffen, deshalb sollte die Unterscheidung auch beibehalten werden und in der Ontologie eine Entsprechung haben.

In der ablehnenden Haltung gegenüber Quines egalitärem Vorschlag, erhält Davidson wiederum Unterstützung von Strawson. Zwar sind Ereignisse keine basalen Entitäten, sie gehören einer ontologisch weniger fundamentalen Kategorie an. Daraus folgt aber nicht, dass es keine Ereignisse gibt oder dass die begriffliche Unterscheidung zwischen Ereignissen und Objekten nicht gemacht werden könnte. Strawson beruft sich dabei darauf, dass dies durch die Art, wie wir tatsächlich sprechen, gezeigt wird:

We do in fact distinguish between a thing and its history, or the phases of its history; we cannot appropriately speak of one in the ways appropriate to the other [...]. (Strawson 1959, 57)

Wie wir gesehen haben, begnügt sich Strawson nicht mit der Feststellung, dass die Ressourcen für eine Unterscheidung zwischen Gegenständen und Ereignissen in unserer Sprache angelegt sind. Dies ist letztlich das Resultat seiner gesamten Untersuchung. Indem Strawson zeigt, dass Aussagen über Ereignisse auf Aussagen über Gegenstände zurückgeführt werden können, das Umgekehrte aber nicht gilt, etabliert er einen grundlegenden Unterschied zwischen diesen zwei Arten von Einzeldingen; es ist der Unterschied zwischen basalen und nicht-basalen Einzeldingen. Strawson hat die Unterscheidung auf ontologischer Ebene fixiert - sofern es für einen deskriptiven Metaphysiker je möglich ist, auf

ontologischer Ebene etwas festzumachen. Nachdem Davidson Strawsons Asymmetriethese verworfen hat, kann er die Kategorien nicht darüber unterscheiden.

Auf der anderen Seite präsentiert Quine ein Argument für die Ununterscheidbarkeit von Gegenständen und Ereignissen (Quine 1953b). Dieses hat ähnlich wie das Argument von Strawson einen sprachanalytischen Zug, indem Quine behauptet, dass sich Aussagen über Ereignisse und Aussagen über Gegenstände gegenseitig aufeinander zurückführen und ersetzen lassen. Wie bei Strawson kann dieses aber durch eine direktere metaphysische Annahme gestützt werden. Denn Quine argumentiert dafür, dass Ereignisse und Gegenstände auf die gleiche Art, nämlich über Raum-Zeit-Koordinaten individuiert werden können. Insofern etwas überhaupt ein Einzelding sein kann, muss es sich um ein raumzeitlich-bestimmbares Einzelding handeln, also um ein physikalisches Objekt. Ereignisse und Gegenstände sind physikalische Objekte und somit nicht grundsätzlich voneinander zu unterscheiden.

Ich habe erwähnt und kritisiert (4.3.4), dass Davidson zu einem früheren Zeitpunkt die Position vertritt, dass sich Ereignisse über ihre Kausalbeziehungen individuieren lassen (Davidson 1969), diese Position aber wegen der von Quine vorgebrachten Kritik (Quine 1953b) wieder verwirft und stattdessen Quine zustimmt, dass auch Ereignisse über Raum-Zeit-Koordinaten individuiert werden können (Davidson 1985b). Davidson selbst vermutet, dass ein Grund, welchen ihn dazu veranlasst haben könnte, nach einem alternativen Identitätskriterium für Ereignisse zu suchen, war, dass er befürchtete, dass ansonsten Ereignisse und Gegenstände nicht mehr zu unterscheiden wären (Davidson 1985b, 310). Angenommen, dass Ereignisse auf eine andere Art individuiert werden als Gegenstände, könnten diese einfach voneinander unterschieden und distinkten ontologischen Kategorien zugerechnet werden. Aber Davidson meint, dass er sich darin getäuscht hat. Er kommt zum Schluss, dass zwischen Gegenständen und Ereignissen auch dann unterschieden werden kann, wenn beide über Raum-Zeit-Koordinaten individuiert werden. Als Grund für meine Kritik für Davidsons Verzicht auf das kausale Identitätskriterium habe ich genannt, dass dies sein Argument für den Anomalen Monismus untergräbt und die Unterscheidung zwischen Gegenständen und Ereignissen verunmöglicht. Diesen letzten Punkt bestreitet Davidson in der soeben besprochenen Passage. Ich werde zu einem späteren Zeitpunkt der Arbeit nochmals darauf zurückkommen (5.3.1). An dieser Stelle ist die Passage vor allem insofern interessant, als darin klar zum Ausdruck kommt, dass für Davidson die Unterscheidung zwischen Gegenständen und Ereignissen wesentlich ist und dass er nicht der Meinung ist, dass die Möglichkeit dieser Unterscheidung von unterschiedlichen Identitätskriterien abhängt.

Die Unterscheidung zwischen Gegenständen und Ereignissen ist gemäss Davidson auch bei identischen Identitätskriterien möglich, und zwar deshalb, weil die Unterscheidung nicht auf ontologischer, sondern auf sprachlicher Ebene getroffen wird. Dies scheint nun aber in direktem Widerspruch zur Auffassung zu stehen, welche aus seiner Kritik an Strawson resultierte und worin er mit Quine übereinstimmt: dass keine Asymmetrie zwischen Aussagen über Gegenstände und Aussagen über Ereignisse bestehe und sich diese gegenseitig durcheinander ersetzen lassen. Wenn nun Davidson in deskriptiv metaphysischer Manier aus einer Feststellung über das Funktionieren der Sprache auf die grundsätzliche Verschiedenheit von Ereignissen und Gegenständen schliessen möchte, so ist die Möglichkeit der gegenseitigen Ersetzbarkeit ein Gegenargument zur These, welche er vertreten

möchte und wonach Gegenstände und Ereignisse unterschiedlichen Kategorien angehören.

Dieser Widerspruch kann aufgelöst werden. Dazu muss genauer untersucht werden, was Quine und Davidson jeweils darunter verstehen, wenn sie von der Ersetzbarkeit von Aussagen über Gegenstände durch Aussagen über Ereignisse (und umgekehrt) sprechen. Dazu müssen wir untersuchen, was für sie aus der Möglichkeit der Ersetzung auf sprachlicher Ebene für die Ontologie folgt.

Für Quine folgt aus der Feststellung, dass diese Ersetzungen auf sprachlicher Ebene vorgenommen werden können, dass Gegenstände durch Ereignisse ersetzt werden können und umgekehrt. Das heisst, für Quine deutet die Möglichkeit der Ersetzbarkeit dieser Aussagen darauf hin, dass Gegenstände Ereignisse *sind* (und umgekehrt) (Quine 1953c, 168-171) Was einmal als ein Ereignis beschrieben wird, kann auch als Gegenstand beschrieben werden. Überspitzt formuliert heisst das, dass jeder Gegenstand ein Ereignis ist, bei dem wenig passiert und umgekehrt jedes Ereignis als eine Vielzahl von Gegenständen aufgefasst werden kann, welche aufeinander folgen.⁹

Aber Quines Schluss auf die Gleichheit ist nicht der einzig mögliche, der aus der Feststellung über die gegenseitige Ersetzbarkeit gezogen werden kann. Die Ersetzbarkeit von Aussagen über Gegenstände durch Aussagen über Ereignisse muss nicht so erklärt werden, dass die Gegenstände und Ereignisse durcheinander ersetzbar sind, sondern dass daraus gesamthaft eine äquivalente Aussage entsteht. ‚Der Teller fiel herunter und zerbrach‘ kann als eine Aussage über einen Gegenstand - einen Teller - gelesen werden, während ‚beim Herunterfallen des Tellers zerbrach dieser‘ eher als eine Aussage über ein Ereignis aufgefasst werden kann. Wir können uns nun vorstellen, dass beide Aussagen das gleiche beschreiben und somit durcheinander ersetzbar sind. Dennoch würden wir nicht sagen, dass der Teller auch ein Herunterfallen oder das Herunterfallen auch ein Teller ist. Oder mit einem noch einfacheren Beispiel: Die Aussage ‚Hans wirft den Stein‘ kann ersetzt werden durch: ‚der Stein wird von Hans geworfen‘, wobei ersteres eine Aussage über Hans, letzteres eine Aussage über den Stein ist. Daraus folgt aber keinesfalls, dass Hans und der Stein miteinander identisch sind oder auch nur, dass es irgendwelche Schwierigkeiten gäbe, diese voneinander zu unterscheiden. In diesem Sinn verstehe ich Davidsons Aussage, wenn er zwar zugibt, dass eine Aussage über die Überquerung des Ozeans einer Welle durch eine Aussage über das, was einer Welle widerfährt ersetzt werden kann, nicht folgt, dass kein Unterschied zwischen dem Ereignis und dem Gegenstand gemacht werden könnte:

The undulations of the ocean cannot be identified with the wave or the sum of waves that cross the sweep of ocean [...]. Occupying the same portion of space-time, event and object differ. (Davidson 1985b, 310)

Und dies gilt selbst dann, wenn angenommen wird, dass sie sich am gleichen Ort zur gleichen Zeit befinden. Wenn die gegenseitigen Ersetzbarkeit so verstanden wird, dann besteht kein Widerspruch zwischen der Feststellung, dass Aussagen über Ereignisse durch Aussagen über Gegenstände ersetzt werden können und der These, dass Gegenstände und Ereignisse unterschiedlichen ontologischen Kategorien angehören. Es ist möglich, dass Gegenstände und Ereignisse unterschiedlichen ontologischen Kategorien angehören. Aber dass

⁹Zwar macht Davidson ebenfalls Bemerkungen, welche in diese Richtung gehen (Davidson 1985b, 309-310), aber dies eher zu rhetorischen Zwecken.

dem tatsächlich so ist, dafür bedarf es eines Argumentes. Und ich glaube, dass Davidson den Ansatz zu einem solchen Argument liefert.

Den Ansatz zu diesem Argument orte ich in derselben Passage von „Individuation of Events“, in welcher er Strawsons Asymmetriethese zurückweist (Davidson 1969, 173-175). Davidson geht mit Quine von einer symmetrischen Beziehung zwischen Gegenstandsaussagen und Ereignisaussagen aus, aber diese ist für ihn nicht der Ununterscheidbarkeit von Ereignissen und Gegenständen, sondern einem gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis geschuldet:

This symmetry in the treatment of substances and their changes reflects, I think, an underlying symmetry of conceptual dependence. Substances owe their special importance in the enterprise of identification to the fact that they survive through time. But the idea of survival is inseparable from the idea of surviving certain sorts of change - of position, size, shape, colour, and so fourth. (Davidson 1969, 175)

Der Begriff eines Gegenstandes kann demnach nicht ohne Rückgriff auf den Begriff eines Ereignisses verstanden werden, insofern es sich bei einem Gegenstand wesentlich um das handelt, was bei Ereignissen gleich bleibt. Und umgekehrt könnte der Begriff eines Ereignisses nicht verstanden werden, ohne Rückgriff auf den Begriff eines Gegenstandes, insofern Ereignisse Veränderungen sind, die sich an Gegenständen abspielen.

Die Unterscheidung - so Davidsons Vorschlag - kann auf sprachlicher Ebene festgemacht werden. Für einen deskriptiven Metaphysiker ist dies die einzige Möglichkeit, eine solche Unterscheidung zu treffen. Es ist aber ebenfalls klar, dass nicht jede Unterscheidung auf sprachlicher Ebene eine Unterscheidung auf ontologischer Ebene reflektiert (Davidson 1971b, 180). Der vorsichtige deskriptive Metaphysiker ist nun bestrebt, jene Unterscheidungen auf sprachlicher Ebene zu bestimmen, welche tatsächlich relevant sind für ontologische Fragen. Um jene sprachlichen Strukturen offenzulegen, welche für ontologische Fragen relevant sind, bedient sich Davidson bekanntlich der Methode der logischen Analyse. Angewandt auf Ereignisaussagen ergibt die Methode nun nicht nur, dass es entgegen der Ansicht Strawsons keine hierarchische Beziehung zwischen Gegenständen und Ereignissen gibt, sondern zudem entgegen Quine, dass daraus nicht die Ununterscheidbarkeit von Ereignissen und Gegenständen folgt. Der Ansatz zu dieser Argumentation entnehme ich folgender Bemerkung Davidsons:

In my view, a sentence like ‚John struck the blow‘ is about two particulars, John and the blow. The distinction between singular terms and predicates is not abolished: rather, striking is predicated alike of John and the blow. (Davidson 1969, 175)

Davidsons logische Analyse von Ereignisaussagen (Davidson 1967b), welche ich im Kapitel 4 bereits intensiv besprochen habe, ergibt folgende allgemeine Struktur für eine Ereignisaussage der Form ‚Jack fällt‘:

$$(\exists e)S(Jack, e)$$

Dies wird gelesen als: Es gibt ein Ereignis, welches von Jack ist und ein Sturz ist. Demnach ist die Aussage gleichermassen eine Aussage über Jack, wie auch über einen Sturz. Weder der Gegenstand noch das Ereignis können eliminiert werden, auf der Ebene der logischen Form können sie aber auch nicht durcheinander ersetzt werden. Alltagssprachliche Formulierungen, welche die logische Form nur teilweise widerspiegeln, sind oftmals so formuliert, dass sie das Ereignis oder den Gegenstand stark betonen, wie beispielsweise:

Der Teller fiel herunter und zerbrach.

Beim Herunterfallen zerbrach der Teller.

Während die erste Aussage eine Aussage über einen Teller ist, handelt die zweite Aussage von einem Herunterfallen, ungeachtet dieser oberflächlichen Verschiedenheit haben aber beide die gleiche logische Form, nämlich:

$$(\exists e)F(Teller, e) \& H(Teller, e)$$

Die logische Analyse ergibt, dass beide dieselbe logische Form haben, was erklärt, dass sie durcheinander ersetzt werden können. Das heisst aber nicht, dass dabei auch Gegenstände und Ereignisse ununterscheidbar werden. Im Gegenteil: Da sie nicht weiter analysierbare Bestandteile der logischen Form sind, sind sie klar voneinander unterschieden.

5.3 Davidsons Position

Ich habe in den letzten Kapiteln die Ontologien von Quine und Strawson dargestellt und aus Sicht von Davidson Kritik daran formuliert, um in Abgrenzung dazu eine von Davidson geprägte Position entwickeln und darstellen zu können. Dabei werde ich zuerst versuchen, die Position, welche nahe an den konkreten Äusserungen Davidsons ist, mit den anderen Positionen zu vergleichen. Dabei wird sich herausstellen, dass für eine solche Position kein Platz ist zwischen den Positionen von Quine und Strawson. Danach schlage ich vor, wie die Position von Davidson korrigiert werden kann, dass sie mit Davidsons Kritik an den Positionen von Quine und Strawson zu vereinbaren ist und dennoch einen eigenständigen Platz einnehmen kann.

5.3.1 Die Position Davidsons

Ich habe vorgeschlagen, dass die Positionen von Quine und Strawson in einem von zwei Unterscheidungen aufgespannten Viererfeld an Möglichkeiten verortet und miteinander verglichen werden können. Die beiden Positionen nehmen in diesem Viererfeld entgegengesetzte Positionen ein. Wie ich ausgeführt habe, sind die beiden Unterscheidungen für die Positionen von Quine und Strawson gut aufeinander passend, insofern die Entscheidung hinsichtlich einer der Unterscheidungen die Entscheidung hinsichtlich der anderen begründen kann. Es fragt sich nun, ob die beiden Unterscheidungen dennoch als unabhängig betrachtet werden können, so dass die beiden nicht von Quine und Strawson eingenommenen Möglichkeiten ebenfalls echte Möglichkeiten darstellen. Und weiter, ob eine dieser Möglichkeiten von Davidson eingenommen werden könnte.

Sehr deutlich ist Davidsons Kritik an Strawsons Behauptung, dass eine asymmetrische Beziehung zwischen Aussagen über Ereignisse und Gegenstände besteht, worin sich für Strawson die hierarchische Beziehung zwischen Gegenständen und Ereignissen manifestierte. Dies steht im grundsätzlichen Widerspruch zu Davidsons Ereignisontologie. Das leere Feld oben links ist somit keine für Davidson akzeptable Position. Obwohl er die Asymmetriethese Strawsons ablehnt und Aussagen über Gegenstände und Ereignisse mit Quine für gegenseitig ersetzbar hält, geht Davidson von zwei unterschiedlichen ontologischen Kategorien aus. Ich habe ebenfalls gezeigt, wie Davidson verhindern kann, dass eine Ablehnung der strawsonschen Asymmetriethese ihn direkt in die Arme von Quine treibt, da Davidson mit Hilfe der logischen Analyse von Ereignisaussagen ein Argument entwickelt, welches die Distinktheit der beiden ontologischen Kategorien zum Resultat hat. Somit wäre die im Feld unten links dargestellte Position eine echte Möglichkeit, welche von Davidson eingenommen werden könnte.

	Aussagen über Ereignisse und über Gegenstände sind gegenseitig reduzierbar	Aussagen über Ereignisse und über Gegenstände sind nicht gegenseitig reduzierbar
Ereignisse und Gegenstände gehören der gleichen ontologischen Kategorie an	Quine	
Ereignisse und Gegenstände gehören unterschiedlichen ontologischen Kategorien an	Davidson (?)	Strawson

Ich werde nun zeigen, dass dies für Davidson keine Möglichkeit ist. Wenn Gegenstände mit Quine aufeinander reduzierbar sind und gegenseitig durcheinander ersetzt werden könnten, dann scheint mir für Davidson, insofern er als deskriptiver Metaphysiker daran festhält, dass die einzige Quelle der Metaphysik unser Denken und Sprechen ist, keine Möglichkeit zu bestehen, an der ontologischen Verschiedenheit von Ereignissen und Gegenständen festzuhalten. Und umgekehrt folgt daraus, dass es sich um unterschiedliche Kategorien handelt, gerade weil die Distinktheit der Kategorien nur durch Unterschiede in der Sprache und in den Begriffen konstituiert wird, dass die Begriffe nicht gegenseitig reduzierbar sind.

Ich behaupte, dass Quine und Strawson die einzigen möglichen Positionen in diesem Viererfeld von Möglichkeiten einnehmen und die Position Davidsons in diesem Viererfeld von Möglichkeiten keinen Platz findet. Die vier Möglichkeiten reduzieren sich auf zwei, das heisst, dass die beiden Unterscheidungen, welche dieses Viererfeld aufspannen, nicht voneinander unabhängig sind. Dies gilt aber nur, insofern wir uns zu einem grundsätzlich deskriptiven Zugang zur Metaphysik bekennen. Eine revisionäre Metaphysikerin könnte grundsätzlich alle vier Positionen einnehmen, da sie nicht auf eine solch enge Beziehung zwischen Sprache und Ontologie festgelegt ist. Da ich davon ausgehe, dass Davidson selbst

sich zu einem deskriptiven Zugang bekennen müsste, kann dies keine Möglichkeit sein. Davidsons Position hat keinen Platz.

5.3.2 Kritik an Davidsons Position

Um die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen ontologischen Kategorien trotz fehlender Asymmetrie in den Aussagen über Gegenstände und Ereignisse zu begründen, beruft sich Davidson auf ein Ergebnis der logischen Analyse, wonach Ereignisaussagen oftmals gleichzeitig von Ereignissen und Gegenständen handeln. Ich habe ein solches Argument im letzten Kapitel (5.2.2) rekonstruiert. In der Folge kann Ersetzbarkeit der Aussagen als ein Zeichen der gegenseitigen Abhängigkeit von Ereignis- und Gegenstandsbegriffen aufgefasst werden, und nicht wie nach Quine als ein Zeichen dafür, dass Ereignisse Gegenstände sind (bzw. umgekehrt). In der Folge unterziehe ich diese Argumentation einer kritischen Prüfung.

Davidson kommt zum Schluss, dass die logische Form einer Ereignisaussage:

(1) Jack stürzt.

identisch ist zur logischen Form von:

(2) $(\exists e)S(Jack, e)$

Dies soll zeigen, dass es sich bei (1) um eine Existenzbehauptung handelt, welche gemeinsam von Jack und seinem Sturz wahr gemacht wird. Jack und sein Sturz erfüllen zusammen das zweistellige Sturz-Prädikat. Von dieser Form der Aussage liest Davidson ab, dass solche Aussagen sowohl von Jack, wie auch vom Sturz handeln, also sowohl von einem Gegenstand wie auch von einem Ereignis. Und daraus wiederum folgert er, dass weder auf die Existenz von Gegenständen noch von Ereignissen als grundlegende Entitäten verzichtet werden kann. Eine genauere Untersuchung dieser Analyse zeigt jedoch, dass diese zumindest sonderbar ist und nicht ohne weitere Begründungen akzeptiert werden sollte.

Der Sturz und Jack, von welchen die Aussage gleichermassen handeln soll, tragen auf sehr unterschiedliche Art zur Form dieser Aussage bei. Während über das Ereignis e existenzquantifiziert wird, wird für den Gegenstand ein Name gewählt. Wie kann das begründet werden? Der Unterschied rührt nicht in erster Linie daher, dass für Jack der Name ‚Jack‘ verwendet wird. ‚Jack‘ könnte durch eine Kennzeichnung ersetzt werden, ohne die logische Form der Aussage zu verändern. Angenommen $(\iota x)J(x)$ ist eine Kennzeichnung, welche eindeutig auf den mit ‚Jack‘ bezeichneten Gegenstand Bezug nimmt,¹⁰ dann resultiert die folgende Darstellung der Aussage:

(3) $(\exists e)S((\iota x)J(x), e)$

Nun kommt kein Name mehr vor. Der Unterschied zwischen den beiden Einsetzungen in das Sturzprädikat bleibt - das eine ist eine Variabel, über welche existenzquantifiziert wird, während das andere eine Bezeichnung eines eindeutig bestimmten Einzeldinges ist.

¹⁰Wir können uns das Prädikat J analog zu Quines Prädikat *pegasizes* vorstellen (Quine 1953d, 8), es hätte dann die Bedeutung *jacksonizes*.

Diese Ungleichbehandlung erscheint mir sonderbar. Wir könnten eine Angleichung in zwei Richtungen versuchen. Einerseits könnte versucht werden, die Ereignisstelle im zweistelligen Prädikat ebenfalls durch eine Kennzeichnung zu ersetzen. Die Kennzeichnung müsste das Ereignis bezeichnen, welches die Aussage ‚Jack stürzt‘, aufgefasst als Existenzbehauptung, wahr machte. Wie eine solche Kennzeichnung aus der Ereignisaussage zu gewinnen ist, haben wir in den vorhergehenden Kapiteln wiederholt betrachtet: $(\iota e)S((\iota x)J(x), e)$. Damit ergibt sich als Ereignisaussage:

$$(4) S((\iota x)J(x), (\iota e)S((\iota x)J(x), e))$$

Dies ist offensichtlich zirkulär. Vor allem aber kann nicht behauptet werden, dass es sich dabei um die gleiche logische Form handelt wie bei der ursprünglichen Analyse von ‚Jack stürzt‘, weil es keine Existenzbehauptung mehr ist.

Die Angleichung in die andere Richtung geschieht dadurch, dass auch über den Gegenstand lediglich quantifiziert wird. Dabei müssten zwei unterschiedliche Gegenstandsbereiche vorhanden sein, über welche quantifiziert werden kann, Gegenstände und Ereignisse:

$$(5) (\exists x)(\exists e)(F(x, e))$$

Grundsätzlich ist Quantifizierung über verschiedene Gegenstandsbereiche möglich¹¹ - aber diese müssten voneinander unterschieden werden können. Die Analyse von Aussagen dieser Form dient aber gerade dazu, diese Bereiche voneinander zu unterscheiden, entsprechend kann die Unterschiedenheit nicht für die Analyse vorausgesetzt werden.

Meine Kritik besteht darin, dass es nicht verständlich gemacht werden kann, wie Ereignisaussagen auf formaler Ebene so analysiert werden können, dass die Analyse zeigt, dass sie sowohl von Gegenständen als auch von Ereignissen handeln. Die erwähnten Verbesserungsvorschläge (3) - (5) sind nicht überzeugend und ich sehe nicht, wie dies anders gelöst werden könnte. Stattdessen sehe ich eine viel einfachere Möglichkeit, wie die Ereignisaussage (1) analysiert werden kann. Statt die Aussage mit einem zweistelligen Prädikat zu analysieren, kann diese mit zwei einstelligen Prädikaten analysiert werden. Die logische Form von (1) wäre nach diesem Vorschlag analog zur logischen Form von:

$$(6) (\exists e)St(e) \& vJ(e)$$

Dabei hat das Prädikat *St* die Bedeutung ‚ist ein Sturz‘ und das Prädikat *vJ* bedeutete ‚von Jack‘.¹²

Auch wenn Davidson durchwegs an der von mir beanstandeten Analyse mit zweistelligen Prädikaten in der Form von (2) festhält,¹³ so sehe ich keinen Grund, der grundsätzlich dagegen sprechen würde, dass dieser Satz mit (6) analysiert würde. Und es gibt ein Argument, welches (6) gegenüber (2) klar den Vorzug gibt: Für das Finden der logischen Form

¹¹So quantifiziert Davidson gleichzeitig über Ereignisse und Zeitpunkte (Davidson 1967a, 158).

¹²Ähnliche Prädikate führt Davidson selbst ein, so bspw. ein Prädikat mit der Bedeutung ‚zu‘: Die logische Form von ‚I flew my spaceship to the morning-star‘ beschreibt er als identisch mit jener von $(\exists x)(Flew(I, myspaceship, x) \& To(themorning - star, x))$ (Davidson 1967b, 119), vgl. auch Davidson 2001a, 126-127.

¹³Am nächsten kommt Davidson der von mir vorgeschlagenen Analyse mit dem Vorschlag, ‚es gab eine Explosion im Keller‘ zu analysieren als: $(\exists e)(eistimKeller \& eisteineExplosion)$ (Davidson 1971b, 191). Offenbar tendiert er je eher zu einer solchen Analyse, je weniger ein Akteur involviert ist, vgl. dazu meine Bemerkungen im nächsten Kapitel.

verlässt sich Davidson in erster Linie darauf, dass inferentielle Beziehungen, welche in der Alltagssprachlichen Formulierung gegeben sind, auch bei einer Paraphrasierung in logische Notation erhalten bleibt und formal legitimiert wird. Aus ‚Jack stürzt‘ folgt sowohl ‚etwas stürzt‘ wie auch ‚mit Jack passiert etwas‘. Diese Inferenzen werden durch (2) nicht legitimiert, hingegen durch (6) schon:

$$(I1) (\exists e) St(e) \& vJ(e) \rightarrow (\exists e) S(e)$$

$$(I2) (\exists e) St(e) \& vJ(e) \rightarrow (\exists e) vJ(e)$$

I1 zeigt, dass aus (6) auf eine Aussage mit der Bedeutung ‚es gibt ein Ereignis, welches ein Sturz ist‘ geschlossen werden kann, was als äquivalent zu ‚etwas stürzt‘ aufgefasst werden kann. *I2* zeigt, dass aus (6) auf eine Aussage mit der Bedeutung ‚es gibt ein Ereignis, welches von Jack ist‘ geschlossen werden darf, welches äquivalent ist zu ‚mit Jack passiert etwas‘.

Mein Vorschlag lautet, dass Ereignissätze so analysiert werden, dass sie nur über Ereignisse quantifizieren und dass alle Prädikate nur Ereignisstellen besitzen. Es gibt zweistellige Prädikate, aber diese haben zwei Ereignisstellen. Das prominenteste zweistellige Prädikat ist das Verursachungsprädikat $V(e, e')$, welches von zwei Ereignissen erfüllt wird.

Wenn das stimmt, dann stimmt es aber nicht, dass die Aussage ‚Jack stürzt‘ gleichermassen eine Aussage über Jack wie über den Sturz ist, sondern es ist lediglich eine Aussage über ein Ereignis. Dadurch verliert die auf der Analyse von (1) als (2) beruhende Begründung Davidsons für die Unterscheidbarkeit von Ereignissen und Gegenständen ihre Grundlage. Treibt ihn deshalb die Ablehnung von Strawsons Asymmetriethese direkt in die Arme eines quineschen Egalitarismus?

5.3.3 Korrektur von Davidsons Position

Ein zweiter Blick auf die Unterscheidungen, welche das Viererfeld von Möglichkeiten aufspannten, eröffnet einen Ausweg für Davidson. Die in der ersten Spalte gemachte Unterscheidung ist erschöpfend; entweder gehören Gegenstände und Ereignisse der gleichen Kategorie an oder nicht. Die in der ersten Zeile gemachte Unterscheidung ist jedoch nicht gleichermassen erschöpfend. Die Verneinung von ‚Ereignisse und Gegenstände lassen sich gegenseitig aufeinander zurückführen‘ lautet ‚Ereignisse und Gegenstände lassen sich nicht gegenseitig aufeinander zurückführen‘. Die in der Tabelle angegebene Aussage ‚Gegenstände lassen sich nicht auf Ereignisse reduzieren‘ ist nur eine Möglichkeit der Verneinung. Daneben gibt es noch eine weitere Möglichkeit, nämlich: ‚Ereignisse lassen sich nicht auf Gegenstände reduzieren‘. Und dies eröffnet die Möglichkeit, für Davidson eine Position zu finden, welche mit Quine übereinstimmt in der Auffassung, dass Gegenstände nicht grundlegender sind als Ereignisse, und mit Strawson die Ansicht teilt, dass es sich bei Ereignissen und Gegenständen um unterschiedliche ontologische Kategorien handelt.

	Aussagen über Gegenstände und über Aus- sagen sind gegenseitig reduzierbar	Aussagen über Ereignisse sind auf Aus- sagen über Gegenstände re- duzierbar, aber nicht umgekehrt	Aussagen über Gegenstände sind auf Aus- sagen über Ereignisse re- duzierbar, aber nicht umgekehrt
Ereignisse und Gegenstände gehören der gleichen on- tologischen Kategorie an	Quine		
Ereignisse und Gegenstände gehören un- terschiedlichen ontologischen Kategorien an		Strawson	Davidson

Es ergibt sich für Davidson eine Position, deren Struktur analog zu jener von Strawson ist, aber mit umgekehrten Vorzeichen. Es gibt zwei unterschiedliche ontologische Kategorien, dies manifestiert sich in unserem Begriffssystem, welche diese Unterscheidung deutlich zulässt. Die Verschiedenheit der Kategorien lässt sich dadurch begründen, dass die eine Kategorie weniger grundlegend ist als die andere, insofern eine logische Analyse zeigt, dass nur über Elemente der einen Kategorie quantifiziert werden muss und somit nur Elemente dieser Kategorie als basal angenommen werden müssen. In Umkehrung des Schlusses von Strawson kann daraus darauf geschlossen werden, dass Ereignisse grundlegender sind als Gegenstände.

Ich habe vorgeschlagen, dass Davidsons primärer Zugang zur Welt über Erklärungen stattfindet und beschrieben, wie ausgehend von Erklärungen Kausalbeziehungen etabliert werden, welche wiederum die Identität von Ereignissen bestimmen. Nach dieser Reihenfolge können Gegenstände erst danach bestimmt werden. Gegenstände sind das, was mit den Namen, welche in den Ereignisbeschreibungen vorkommen, bezeichnet wird. Als solche sind sie identifizierbare Einzeldinge, aber sie sind keine grundlegenden Einzeldinge, weil ihre Identifikation vor dem Hintergrund zuvor individuierter Ereignisse stattfindet. Gegenstände können genau in dem Sinn Einzeldinge sein, wie es bei Strawson Ereignisse sind.

„Things change; but are there such things as changes?“ (Davidson 1970a, 181) Mit dieser Wortspielerei eröffnet Davidson den Aufsatz „Events as Particulars“, in welchem er konkret dafür argumentiert, dass es sich bei Ereignissen um eine grundlegende ontologische Kategorie handelt. Die Frage spielt mit der Doppeldeutigkeit von ‚thing‘. In seiner ersten Verwendung steht das Wort für konkrete Dinge oder Gegenstände, während es bei der zweiten Verwendung allgemeiner für existierende Einzeldinge steht. Eine deutsche Übersetzung der Frage, welche die Doppeldeutigkeit vermeidet, könnte lauten: ‚Gegenstände verändern sich; aber sind Veränderungen existierende Einzeldinge?‘ Da Davidson die Frage positiv

beantwortet, handelt es sich um eine Doppeldeutigkeit nicht nur auf der Ebene des Sinns, sondern auch der Extension: Da für ihn Ereignisse auch Einzeldinge sind, unterscheidet sich die Extension von ‚Gegenständen‘ und ‚Einzeldingen‘ (was bei einer negativen Antwort auf die Frage nicht unbedingt der Fall wäre).

Sofort im Anschluss an die Formulierung der Frage stellt Davidson fest, dass unsere Sprache uns zu einer positiven Antwort auf diese Frage motiviert, da sie alle Ressourcen bereithält, um über Ereignisse zu sprechen wie über andere Einzeldinge:

Our language encourages us in the thought that there are, by supplying not only appropriate singular terms, but the full apparatus of definite and indefinite articles, sortal predicates, counting, quantification, and identity-statements; all the machinery, it seems, of reference. If we take this grammar literally, if we accept these expressions and sentences as having the logical form they appear to have, then we are committed to an ontology of events as unrepeatable particulars ('concrete individuals'). (Davidson 1970a, 181)

Aber vorerst mahnt Davidson zur Vorsicht, denn wir dürfen nicht vergessen, dass uns die oberflächliche Struktur der Sprache in die Irre führen kann, wenn es um Fragen der Ontologie geht:

We have learned to be wary, however, of what the surface of language suggests, especially when it comes to ontology. (Davidson 1970a, 181)

Davidson macht damit einmal mehr klar, dass auch ein sich auf die Methode der deskriptiven Metaphysik berufender Philosoph nicht willkürlich von der Struktur der Sprache auf ontologische Begebenheiten schliessen kann, sondern dabei methodisch vorzugehen hat. Davidson entwickelt mit der logischen Analyse eine solche Methode. Und kommt auf diesem Weg schliesslich zum Schluss, dass das, wozu die oberflächliche Struktur der Sprache anzunehmen verleitet, tatsächlich der Fall ist: Ereignisse sind grundlegende Einzeldinge. There are such things as changes!

Dass Gegenstände ebenfalls grundlegende Einzeldinge sind, begründet Davidson nicht. Die Doppeldeutigkeit des Begriffs ‚thing‘ verleitet offenbar auch ihn zur Annahme, dass der Status von Gegenständen als grundlegender Einzeldinge keiner weiteren Begründung bedarf.¹⁴ Und deshalb stellt er die umgekehrte Frage nicht: ‚Changes involve things; but are there such things as things?‘ So wie die Frage in Bezug auf Ereignisse nicht fragte, ob es Ereignisse als Einzeldinge gibt (denn dafür sah sich zumindest Davidson nicht gezwungen zu argumentieren), sondern ob Ereignisse *grundlegende* Einzeldinge sind, so würde diese Frage ebenfalls nicht danach fragen, ob es Dinge als Einzeldinge gibt (dies zu bestreiten wäre angesichts unserer sprachlichen Praxis absurd), sondern, ob Dinge *grundlegende* Einzeldinge sind.

Ich habe eine Argumentation vorgetragen, welche zum Schluss kommt, dass Davidson diese Frage verneinen sollte. Diese Argumentation ist indirekt. Ich ging davon aus, dass es für Davidson wünschenswert ist, zwischen Gegenständen und Ereignissen unterscheiden zu können (gegen Quine, mit Strawson) und zeigte, dass dies unter der Annahme der

¹⁴Ich habe lediglich eine Stelle gefunden, an der Davidson andeutungsweise die Argumentation für die Annahme von Ereignissen als grundlegende Einzeldinge auf Gegenstände überträgt - diese dient in erster Linie der Illustration der Argumentation für Ereignisse (Davidson 1971b, 190).

sprachlichen Reduzierbarkeit von Ereignissen und Gegenständen (mit Quine, gegen Strawson) und seinem Bekenntnis zu einem deskriptiv-metaphysischen Ansatz nicht möglich ist. Deshalb habe ich vorgeschlagen, dass er die Nicht-Reduzierbarkeit auf sprachlicher Ebene aufgeben sollte. Daraus ergibt sich, dass Ereignisse grundlegender sind als Gegenstände.

Diese Aussage steht in direktem Widerspruch zu den Behauptungen Strawsons und ich behaupte keinesfalls, genügend getan zu haben, um die Behauptungen Strawsons direkt zu widerlegen oder meine Behauptung auf direkterem Weg zu begründen. Dies kann ich im Rahmen dieser Arbeit aber auch nicht leisten. Bevor ich mich von diesen metaphysischen Untersuchungen mit dieser steilen, aber nur unzureichend begründeten These verabschiede, möchte ich folgende Sichtweise auf den Konflikt zwischen der Position Strawsons und jener, welche ich Davidson vorschlage einzunehmen, anbieten: Strawson und Davidson betreiben eine deskriptive metaphysische Untersuchung, insofern sie von dem ausgehen, wie wir über die Welt sprechen und denken und danach fragen, wie dies möglich ist. Als Basis gehen sie aber von unterschiedlichen Arten über die Welt zu sprechen und nachzudenken aus. Während Davidson von Erklärungen als der grundsätzlichen Art über die Welt zu sprechen und auf sie Bezug zu nehmen ausgeht, geht Strawson vom Feststellen von Tatsachen aus.¹⁵ Ausgehend von dieser unterschiedlichen Untersuchungsbasis gelangen sie zu kontradiktorischen Aussagen. Dieser Widerspruch muss aber nicht zwingend abgelehnt werden, solange die Aussagen relativ zu den jeweiligen deskriptiv metaphysischen Untersuchungen verstanden werden. Ich schlage vor, die Situation in Anlehnung an Quine (Quine 1969) im Sinne einer ontologischen Relativität zu beschreiben. Unterschiedliche Untersuchungen, ausgehend von unterschiedlichen Basisaussagen, führen zu unterschiedlichen Ergebnissen, welche unterschiedliche ontologische Verpflichtungen mit sich bringen.

Die ontologischen Verpflichtungen sind isoliert nicht miteinander vergleichbar, sie können nur im Kontext der Untersuchung, deren Resultat sie sind, bewertet werden. Und wir können die Untersuchung bewerten, wenn wir die Anwendbarkeit und die Konsequenzen der daraus resultierenden Ontologien bewerten. Für Strawson sind einige dieser Folgen klar, wenn auch ihr Wert sehr unterschiedlich beurteilt wird. Insbesondere gehört es zu den Anwendungen seiner Untersuchung, dass diese eine Möglichkeit anbietet, wie Personen und Handlungen in einer physikalischen Welt verortet werden können (Strawson 1959, Teil 1, Kap. 3). Für den Ansatz Davidsons (bzw. was ich vorschlage, dass er es sein sollte) liegen die Folgerungen nicht auf vergleichbare Weise offen. Die Hoffnung ist aber, dass der verbleibende Teil dieser Arbeit dazu beiträgt, einen Teil dieser Folgerungen darzustellen und für eine Bewertung zugänglich zu machen. Das folgende Unterkapitel soll die Zusammenhänge zwischen der Auffassung, dass es nur Ereignisse gibt und dem grösseren Thema der Arbeit aufzeigen, indem auf die konkreten Konsequenzen dieser Auffassung für die Beschreibung von Handlungen eingegangen wird.

5.4 Handlungen ohne handelnde Subjekte

Die Untersuchungen Davidsons zeigen, dass Ereignisse als basale ontologische Entitäten angenommen werden müssen. Ich habe in diesem Kapitel dafür argumentiert, dass daraus der zusätzliche Schluss gezogen muss, dass *nur* Ereignisse als grundlegende Entitäten

¹⁵Vgl. dazu Imhof 2006, welcher dafür den Begriff *Tatsachenfeststellen* verwendet.

angenommen werden müssen. Zu diesem Schluss gelangt Davidson selbst nicht und seine Analysen von Ereignisaussagen scheinen diesem Schluss direkt zu widersprechen, da diese zweistellige Prädikate enthalten, an deren einen Stelle ein Gegenstand eingesetzt werden muss. Mein Argument gegen die Annahme von Gegenständen als basale ontologische Entitäten war indirekt, insofern ich argumentiert habe, dass unter dieser Annahme Davidsons Festhalten an der grundsätzlichen Unterschiedlichkeit von Ereignissen und Gegenständen nicht möglich ist. Zur Unterstützung dieser indirekten Argumentation habe ich vorgeschlagen, wie Ereignisaussagen analysiert werden können, wenn nur über Ereignisse quantifiziert wird. Dies ist insofern eine Unterstützung der indirekten Argumentation, da dadurch das Gegenargument verunmöglicht wird, wonach die Analyse von Ereignisaussagen wegen der darin enthaltenen Gegenstandsstelle auf die Annahme von Gegenständen als basale ontologische Entitäten verpflichtet. Wenn mein Vorschlag für die Analyse von Ereignisaussagen von Davidson akzeptiert werden könnte, dann bestünde zumindest der Widerspruch meiner Schlussfolgerung zu seiner Analyse nicht mehr.

Könnte Davidson dieser Analyse zustimmen? Das heisst, könnte er zustimmen, dass ‚Jack stürzt‘ als:

$$(6) (\exists e)St(e) \& vJ(e)$$

analysiert wird und entsprechend auf den Einsatz von Prädikaten mit einer Gegenstandsstelle verzichtet werden kann? Um eine Antwort auf diese Frage zu finden, untersuche ich, was Davidson zu seiner Analyse geführt hat. Ich habe den Eindruck, dass die Motivation seiner Analyse der Untersuchung von Handlungsaussagen entspringt.

Davidson macht klar, dass für ihn Handlungsaussagen ein Spezialfall von Ereignisaussagen sind (Davidson 1967b, 120), somit gelten seine Aussagen, auch wenn sie zu einem grossen Teil im Zusammenhang mit Handlungsaussagen entwickelt werden, allgemein für Ereignisaussagen. Auf diesen Zusammenhang zwischen Handlungs- und Ereignisaussagen habe ich meine Untersuchungen zur Ereignisontologie in diesem und dem letzten Kapitel gestützt, insofern ich die mehrheitlich auf Handlungsaussagen konzentrierten Untersuchungen Davidsons auf Ereignisaussagen verallgemeinert habe. Davidson untersucht mehrheitlich Handlungsaussagen, wobei die Resultate allgemein für Ereignisaussagen gelten sollen. Ich habe den Eindruck, dass die Analyse für Ereignisaussagen dadurch stark geprägt ist und insbesondere der Einsatz von zweistelligen Prädikaten dadurch motiviert ist. Schliesslich scheint es ein wesentlicher Aspekt einer Handlung zu sein, dass diese von einer Handelnden ausgeführt wird und ein Weg, dies auf der Ebene der Struktur der Handlungsaussage abzubilden, ist die Einführung zweistelliger Prädikate, an deren einen Stelle eine Handelnde zu stehen kommt. So ist nach Davidson (Davidson 1967b; Davidson 1970a, 185; Davidson 2001a, 135) die logische Form einer Handlungsaussage wie:

$$(7) \text{Jara klettert.}$$

identisch zur logischen Form der Aussage:

$$(8) (\exists e)(K(\text{Jara}, e))$$

Das zweistellige Prädikat K kann verstanden werden als ‚klettert‘ und wird von einem Ereignis und einer Handelnden erfüllt. Der Satz kann gelesen werden als: ‚es gibt ein Ereignis, welches ein Klettern von Jara ist‘ (Davidson 1967b, 118).

Die logische Form einer Handlungsaussage enthält ein zweistelliges Prädikat, an dessen einen Stelle eine Handelnde eingesetzt wird. Und da allgemeine Ereignisaussagen dieselbe Struktur haben sollen wie Handlungsaussagen, werden diese ebenfalls mit zweistelligen Prädikaten analysiert. Ich halte aber erstens diese Verallgemeinerung für problematisch (was geschieht im Übergang von der Ersetzung einer Handelnden zu einem Gegenstand?) und vor allem halte ich diese Analyse von Handlungsaussagen für nicht plausibel. Ich werde in der Folge nur diesen zweiten Punkt begründen. Wenn Handlungsaussagen analysiert werden können, indem allein über Ereignisse quantifiziert wird, so sollte dies allgemein für Ereignisaussagen gelten, insofern diese dieselbe Struktur haben.

Könnte Davidson auf die Verwendung dieser zweistelligen Handlungsprädikate verzichten? Interessant für die Beantwortung dieser Frage ist die folgende Äußerung Davidsons:

Perhaps it is a *necessary* condition of attributing agency that one argument-place in the verb is filled with a reference to the agent as a person; it will not do to refer to his body, or his members, or to anyone else. (Davidson 1967b, 120)

Offenbar hält es Davidson zumindest für denkbar, dass es notwendig ist, Handlungsaussagen mit einem zweistelligen Prädikat zu analysieren. Aus dem Kontext dieser Aussage ergibt sich jedoch, dass dies eher negativ als positiv gemeint ist. Davidson wehrt sich insgesamt gegen die Auffassung, dass sich die Struktur von Handlungsaussagen grundsätzlich von der Struktur von Ereignisaussagen unterscheiden soll. Dass er nun erwägt, dass die Einführung von zweistelligen Prädikaten mit einer speziellen Stelle für eine Handelnde unverzichtbar ist, kann als Zugeständnis an jene gelesen werden, welche davon ausgehen, dass Handlungsaussagen eine spezielle Form aufweisen müssen. Es ist ein Zugeständnis insofern, dass Davidson zuvor (Davidson 1967b, 107-115) bereits viele Elemente aus der Analyse von Handlungsaussagen gestrichen hat, welche diese zu einer speziellen Art von Aussagen gemacht hätten. So enthält die Analyse keinerlei Hinweise darauf, dass die Handelnde eine Absicht haben muss oder darauf, dass die Handelnde die Handlung auf irgendeine Art zustande bringen muss. Er hat bei dieser Reduktion aber meines Erachtens den letzten Schritt nicht gemacht. Das von mir als Zugeständnis gelesene Festhalten an einem handelnden Subjekt, welches via zweistelliges Handlungsprädikat in die Analyse von Handlungsaussagen Eingang findet, ist nicht plausibel und Davidson hätte die Ressourcen, darauf zu verzichten und den letzten Schritt des von ihm gegangenen Reduktionsprozesses zu gehen.

Die Einführung des zweistelligen Handlungsprädikates ist deshalb nicht plausibel,¹⁶ weil es nicht klar ist, was es bedeuten soll, dass auf die Handelnde als Person, und nicht als Körper oder Teil des Körpers Bezug genommen wird. Ist dies nicht gerade das, was jene, die nach einer Analyse von Handlungsaussagen, die sich von Ereignisaussagen unterscheidet, verlangten und in ihren Analyse zum Ausdruck zu bringen versuchten. Meines Erachtens müsste Davidson entweder zeigen, was das bedeutet und somit die Analyse weiter verfeinern, oder aber sich nicht auf ein derartiges Prädikat stützen. So müsste er beispielsweise

¹⁶Auf grundsätzlichere Probleme dieser zweistelligen Prädikate habe ich bereits in Kapitel 5.3.2 hingewiesen. Dabei habe ich bezweifelt, dass es eine plausible Interpretation dieser zweistelligen Prädikate gibt, insofern der Zusammenhang der Elemente, welche an die beiden Stellen gesetzt werden, nicht geklärt ist. Die Kritik hier ist konkreter, indem sie bezweifelt, dass es eine sinnvolle Interpretation von dem gibt, was an die eine Stelle dieses Prädikats gesetzt werden soll (nämlich eine Person).

eine Lösung finden wie damit umzugehen ist, dass offenbar aus der Aussage ‚Jara klettert auf den Kilimandscharo‘ die Aussage ‚Jara befindet sich in Afrika‘ folgt.

Es ist unklar, was diese zweistelligen Handlungsprädikate bedeuten und wie sie zur Analyse von Handlungssätzen beitragen. Aber es gibt keinen Grund für Davidson an diesen festzuhalten. Denn wie ich später ausführlicher darstellen werde (6.3.3), vertritt Davidson eine kausale Handlungstheorie, wonach eine Handlung dadurch ausgezeichnet wird, dass sie auf eine spezielle Art verursacht wird. Wenn sich eine Handlung durch die Art der Verursachung auszeichnet, wird sich das, was sie zu einer Handlung macht, nicht in der Analyse der Handlungsaussage abzeichnen. Um zu sehen, was eine Handlung zu einer Handlung macht, muss die Kausalbeziehung zwischen der Handlung und ihren Ursachen untersucht werden. Für eine Untersuchung in der Art Davidsons heisst dies, dass die Kausalaussagen, welche Handlungen mit ihren Ursachen in Verbindung bringen, analysiert werden.

Handlungsaussagen haben eine Struktur wie jede andere Ereignisaussage auch. Ich habe an früherer Stelle (5.3.2) vorgeschlagen, dass diese nur einstellige Prädikate mit Ereignisstellen beinhalten. Eine Handlungsaussage wie (7) müsste entsprechend die Form von (9) haben:

$$(9) \quad (\exists e)(K(e) \& J(e))$$

Die Handlungsaussage wird nur unter Verwendung von einstelligen Prädikaten mit einer Ereignisstelle analysiert. Das Prädikat K hätte die Bedeutung ‚ist ein Klettern‘ und das Prädikat J bedeutete ‚ist von Jara‘. Die Aussage könnte dann gelesen werden als: ‚Es gibt ein Ereignis, welches ein Klettern ist und welches von Jara ist.‘ Aus dieser Struktur wird kein Unterschied zu Nicht-Handlungsaussagen ersichtlich. Nach der kausalen Auffassung ist dies aber nicht zu erwarten.

Handlungen werden durch die Art ihrer Verursachung ausgezeichnet - das ist die allgemeine Form einer kausalen Handlungstheorie. In der für Davidson spezifischen Ausprägung handelt es sich bei der speziellen Art der Verursachung darum, dass Handlungen durch Gründe verursacht werden. Kausalbeziehungen und Ereignisse werden nach meiner Interpretation Davidsons (vgl. Kap. 4) über Erklärungen bestimmt und individuiert. Dies gilt auch für die Kausalbeziehung zwischen Handlungen und Gründen. Eine Handlung wird durch die Angabe eines Grundes erklärt. Die Erklärung impliziert das Bestehen einer Kausalbeziehung zwischen Grund und Handlung. Diese Kausalbeziehung kann als Kausalaussage formuliert werden. Aus der Analyse dieser Kausalaussage sollte ersichtlich werden, was eine Handlung zu einer Handlung macht.

Eine Erklärung für Jaras in (7) beschriebene Handlung könnte lauten:

$$(10) \quad \text{Jara klettert, weil sie Hanna beeindrucken möchte.}$$

Die Erklärung impliziert das Bestehen einer Kausalbeziehung:

$$(11) \quad \text{Jaras Wunsch, Hanna zu beeindrucken, ist die Ursache dafür, dass Jara klettert.}$$

Das Bestehen der Kausalbeziehung impliziert das Bestehen der zwei dabei verbundenen Ereignisse. Diese können als Ereignisaussagen formuliert werden:

$$(12) \quad \text{Jara hat den Wunsch, Hanna zu beeindrucken.}$$

$$(7) \quad \text{Jara klettert.}$$

Diese Ereignisaussagen lassen sich formalisieren. (12) hat dieselbe logische Form wie:

$$(13) (\exists e)(J(e) \& W(e) \& B(e))$$

Die kann gelesen werden als: ‚Es gibt ein Ereignis, welches von Jara ist und welches ein Wunsch ist und welches ein Wunsch, Hanna zu beeindrucken, ist.‘ Als Formalisierung von (7) habe ich bereits (9) eingeführt. Um die weiteren Schritte der Darstellung zu vereinfachen, vereinfache ich (9) und (13), indem ich die dabei verwendeten Prädikate durch ein komplexes Prädikat ersetze, welches als Konjunktion der darin enthaltenen Prädikate aufgefasst werden könnte. So erhalten wir:

$$(14) (\exists e)G(e)$$

$$(15) (\exists e)H(e)$$

(14) beschreibt das als Ursache angegebene Ereignis (dass Jara einen Wunsch hat) und (15) das als Wirkung angegebene Ereignis (dass Jara klettert). Bei ersterem handelt es sich um die Beschreibung des Grundes, während letzteres die Handlung beschreibt. Aus den Ereignisaussagen (14) und (15) können Kennzeichnungen gewonnen werden, welche für dieses Ereignis stehen, welche die als Existenzbehauptungen formulierten Ereignisaussagen (14) und (15) wahr machen:

$$(16) (\iota e)G(e)$$

$$(17) (\iota e)H(e)$$

(16) steht für Jaras Wunsch, für den Grund. (17) steht für das Klettern, Jaras Handlung. Mit Hilfe dieser Kennzeichnungen und dem zweistelligen Verursachungsprädikat V kann nun die Kausalbeziehung (11), welche von der ursprünglichen Erklärung (10) impliziert wird, ausgedrückt werden:

$$(18) V((\iota e)G(e), (\iota e)H(e))$$

Die Kausalaussage (18) ist nicht zu unterscheiden von Kausalaussagen, welche Nicht-Handlungsereignisse betreffen. Damit diese Unterscheidung möglich wird, müssen wir einen zweiten Ansatz aus Davidsons Handlungstheorie einsetzen. Und zwar, dass es sich bei Gründen, insofern diese mentale Ereignisse sind, um Ereignisse handelt, welche sich nicht unter Gesetze fassen lassen. Gründe sind Ereignisse, deren Angabe die Handlung erklärt, ohne dass diese Erklärung auf ein Gesetz zurückgeführt werden könnte.¹⁷ Dass es sich um eine Handlung handelt, zeigt sich daran, dass sich die Kausalbeziehung (18) nicht unter ein Gesetz fassen lässt. Formal bedeutet dies, dass es keine als Konjunktion von zwei Implikationen (S) und (N) formulierbare Beziehung (Davidson 1967a, 158) geben darf:

$$(S) (e)(n)((G(e) \& t(e) = n) \rightarrow (\exists! f)(H(f) \& t(f) = n + \epsilon \& V(e, f)))$$

&

$$(N) (f)(n)((H(e) \& t(e) = n + \epsilon) \Rightarrow (\exists! f)(G(f) \& t(f) = n \& V(f, e)))$$

¹⁷Dies begründe ich ausführlich in 6.1

Das Bestehen einer solchen Beziehung würde den Übergang von (14) zu (15) zu einem gültigen Schluss machen.¹⁸ Die Kausalbeziehung, welche durch die Erklärung der Handlung durch die Angabe des Grundes impliziert wurde, könnte dann auf ein Gesetz zurückgeführt werden. Insofern der Grund ein mentales Ereignis ist, darf er aber nicht unter ein Gesetz fallen. Deshalb darf es keine solche Beziehung geben, wie sie durch (S) und (N) formuliert werden.

Eine Handlung ist eine Handlung genau dann, wenn zur Erklärung, welche für sie geliefert wird, keine solche Beziehung angegeben werden kann. Dass es sich bei einem Ereignis um eine Handlung handelt, zeigt sich demnach nicht in der Struktur der Handlungsaussage, sondern in einer Eigenschaft der Kausalbeziehung zwischen der Handlung und ihrem Grund.

Nach Davidsons Auffassung über das Verhältnis zwischen mentalen und nicht-mentalenen Ereignissen (vgl. Kap. 6) könnten die Ereignisse, welche als Grund und Handlung beschrieben und über die Erklärung miteinander in Bezug gebracht werden, auch in anderer Sprache formuliert werden und die Beziehung zwischen ihnen könnte dann auf ein Gesetz zurückgeführt werden. In dieser anderen Beschreibung würde es sich entsprechend nicht um eine Handlung und einen Grund handeln. Dies zeigt, dass die Antwort auf die Frage, ob es sich bei einem Ereignis um eine Handlung handelt, von der Art der Beschreibung dieses Ereignisses abhängt. Davidson bezeichnet dies als intensionalen Charakter von Handlungen und als intensionales Kriterium von Handlungen (Davidson 1971a, 47). Dies erweist sich aber als keine spezielle Form von Intensionalität, sondern diese Intensionalität weisen alle Ereignisaussagen innerhalb von Erklärungsprozessen auf. Bei allen Erklärungen ist es so, dass insofern diese an eine Adressatin gerichtet sind, die Formulierungen nicht beliebig geändert werden können, so dass es immer noch eine Erklärung ist. Aber in jedem Fall wären andere Erklärungen möglich (Davidson 1967a, 161; 155).

Daraus folgt, dass in Bezug auf die Intensionalität Handlungen und Gründe keine spezielle Rolle spielen. Die Intensionalität rührt daher, dass diese in Erklärungsprozessen als Explanans und Explanandum beschrieben werden können und es für das Gelingen der Erklärung auf die Formulierung ankommt. Dies gilt für Handlungen und Gründe wie für Wirkungen und Ursachen im Allgemeinen. Die Intensionalität ist aber gerade nicht darauf zurückzuführen, dass bei Gründen und Handlungen eine spezielle Beziehung zwischen einem handelnden Subjekt (oder ihrem Geist) und dem Inhalt eines Gedankens zugrundeliegt. Es handelt sich um die profane Intensionalität gewöhnlicher Erklärungen.

Das Wesen der Handlung kommt in einer Analyse von Aussagen zum Vorschein, es müssen dazu aber jene Aussagen analysiert werden, welche eine kausale Beziehung zwischen der Handlung und ihrer Ursache feststellen. Wenn diese Analyse korrekt ist, dann bedarf es keines zweistelligen Handlungsprädikates mit einer dubiosen Handelndenstelle, um dem Wesen von Handlungen in der Analyse von Handlungsaussagen gerecht zu werden.

Es besteht dann auch kein Anlass, Ereignisaussagen insgesamt mit zweistelligen Prädikaten zu analysieren, zumindest dann nicht, wenn der Anlass dafür der war, die Struktur der Ereignisaussagen jener von Handlungsaussagen anzupassen. Es besteht dann kein Grund, auf die Annahme von Gegenständen als ontologisch grundlegende Entitäten zu verzichten.

¹⁸Dazu genügte bereits die erste Implikation (S), welche formuliert, dass die Ursache hinreichend für die Wirkung ist. Ein echtes Gesetz wird es aber erst durch Konjunktion mit (N), welche formuliert, dass die Ursache notwendig für die Wirkung war.

5.5 Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich untersucht, wie Ereignisse und Gegenstände zusammenhängen. Dabei bin ich davon ausgegangen, dass Davidson zwischen Gegenständen und Ereignissen unterscheiden können muss, dies aber unter der von ihm ebenfalls vertretenen Annahme der sprachlichen Reduzierbarkeit von Ereignissen und Gegenständen und seinem Bekenntnis zu einem deskriptiv-metaphysischen Ansatz nicht möglich ist. Deshalb habe ich vorgeschlagen, dass Davidson die Annahme der Nicht-Reduzierbarkeit auf sprachlicher Ebene aufgeben sollte. Gegenstände lassen sich auf Ereignisse reduzieren. Daraus ergibt sich, dass Ereignisse grundlegender sind als Gegenstände. Ereignisse sind grundlegende ontologische Entitäten, Gegenstände hingegen nicht.

Das Ergebnis dieser Überlegungen hat einen sehr konkreten Bezug zur allgemeinen Fragestellung dieser Arbeit. Welche Wesen verfügen über propositionale Einstellungen und sind folglich rational? Ich habe bereits weiter oben (3.3.4) vorgeschlagen, dass propositionale Einstellungen als Gründe für Handlungen bestimmt werden können. Um das Intensionalitätsargument zu verteidigen, müsste gezeigt werden können, dass Gründe intentional sind. So könnte begründet werden, dass die sprachliche Beschreibung eines Grundes intensional ist. Die Annahme, dass Gründe intentional sind, kann dann begründet werden, wenn der Besitz eines Grundes auf eine intentionale Struktur hinweist. Die im letzten Unterkapitel gelieferte Analyse von Handlungs- und Gründe-Aussagen weist aber nicht in eine Richtung, die eine solche Annahme stützen könnte. Handlungs- und Gründe-Aussagen unterscheiden sich in ihrer Struktur nicht von anderen Ereignisaussagen. Sie sind nur in dem Masse intensional, wie dies für alle Aussagen innerhalb von Erklärungsprozessen der Fall ist. Sie sind nicht auf eine spezielle Art intensional, welche auf das Vorliegen von Intentionalität hinweisen würde.

Nun zeigt sich, dass sich Gründe - wie auch Handlungen - in ihrer Natur als Ereignisse nicht von anderen Ereignissen unterscheiden. Was Handlungen zu Handlungen und Gründe zu Gründen macht, wird über ihre kausale Beziehung zu einander bestimmt. Gründe sind Gründe, weil sie Ursachen von Handlungen sind. Handlungen sind Handlungen, weil sie Gründe als Ursachen haben. Einen ersten Hinweis, wie der Zirkel dieser gegenseitigen Bestimmung durchbrochen werden kann, wurde dabei auch bereits angesprochen: Die kausale Beziehung zwischen Gründen und Handlungen darf nicht unter Gesetze fallen. Dies wird im nächsten Kapitel näher untersucht.

Wenn daraus jedoch folgt, dass die Ereignisse, welche durch ihr Vorkommen in Handlungserklärungen bestimmt werden, nicht intentional sind, dann kann das Intensionalitätsargument zurückgewiesen werden. Insofern das Intensionalitätsargument auch ein Teil des Metüberzeugungsargumentes ausmacht, resultiert daraus auch eine Zurückweisung des Metaüberzeugungsargumentes. Die Ereignisse werden zuerst dahingehend eingeschränkt, ob sie als Gründe von Handlungen beschrieben werden können, ob sie zur Erklärung von Handlungen herbeigezogen werden können. Das heisst, dass die Ereignisse über Erklärungen bestimmt werden. Im weiteren Verlauf der Arbeit werde ich davon Gebrauch machen, dass dies ein zentraler Aspekt von Davidsons Arbeiten ist. Erklärungen spielen eine zentrale Rolle, insbesondere können Ereignisse über Erklärungen bestimmt und individuiert werden. In den weiteren Kapiteln wird untersucht, wie Phänomene über Erklärungen bestimmt werden können. Ich bezeichne es als das grundlegende Vorhaben von Davidsons Metaphysik, Ereignisse über Erklärungen zu bestimmen und zeige, wie dies möglich ist. Ein

Ereignis wird demnach eindeutig bestimmt durch Erklärungen. Erklärungen bestimmen Kausalbeziehungen und diese Ereignisse. Wenn diese Idee konsequent weiterverfolgt wird, zeigt sich, dass dabei Gegenstände aus dem Bereich des ontologisch Basalen herausfallen. Propositionale Einstellungen als intentionale Phänomene zu betrachten, bedingt aber die Annahme eines Gegenstandes: eines Subjekts, welches einen Zugang zum Gedanken hat.

Kapitel 6

Anomalie und Autonomie

In den zwei letzten Kapiteln habe ich den Versuch unternommen, Davidsons Arbeiten zur Ereignisontologie und Ontologie zu rekonstruieren. Dabei bin ich vom allgemeinen Ansatz ausgegangen, dass Davidson ein deskriptiver Metaphysiker ist, der nach den Bedingungen der Möglichkeit dafür fragt, dass wir Erklärungen machen können. Diese Untersuchungen wurden durch ein Ergebniss des vorhergehenden Kapitels motiviert. Propositionale Einstellungen und mentale Ereignisse stehen in engem Zusammenhang zueinander. Dies verwendet Davidson in seiner Philosophie des Geistes, um mentale Ereignisse über propositionale Einstellungen einzuführen, wobei er propositionale Einstellungen über die Art ihrer Beschreibung charakterisiert. Die dafür zentrale Eigenschaft ist, dass solche intensional sind.

Wenn nun diese Art der Charakterisierung propositionaler Einstellungen zur Begründung des Intensionalitätsargumentes herangezogen werden soll, muss zuerst innerhalb des Bereichs des Intensionalen ein Teilbereich des Mentalen bestimmt werden können. Ich habe vorgeschlagen, dies mit Hilfe eines weiteren sprachlichen Kriteriums möglich wäre. Mentale Ereignisse sind solche, deren Beschreibung in Handlungserklärungen vorkommen. Daraus ergab sich die Notwendigkeit zu untersuchen, wie Erklärungen Ereignisse individuieren, dies habe ich in Kapitel 4 unternommen und in Kapitel 5 einige Konsequenzen dieses Vorgehens untersucht. Dabei habe ich mich ein gutes Stück von der ursprünglichen Fragestellung der Arbeit entfernt: Welche Wesen haben propositionale Einstellungen? Stimmt die lingualistische Behauptung, wonach nur sprachfähige Wesen propositionale Einstellungen besitzen können?

Am Ende des letzten Kapitels habe ich einen Ansatz zu einer Beantwortung dieser Fragen formuliert. Aus der allgemeinen Behauptung, dass Davidsons Ereignisontologie am besten so rekonstruiert wird, dass nur Ereignisse basale Entitäten sind, folgt, dass Erklärungen allein mit einstelligen Ereignisprädikaten analysiert werden müssen. Da dies auch für Handlungserklärungen gilt, kann es keine Subjekte geben, die als basale Entitäten angenommen werden könnten. Dies weist schon sehr deutlich in die Richtung einer Antwort auf die ursprüngliche Fragestellung: Aus der Analyse von Sätzen, welche propositionale Einstellungen beschreiben und in Handlungserklärungen als Ursachen für Handlungen angegeben werden, ergibt sich kein Anlass, diese als speziell intentionale Phänomene zu betrachten. Eine propositionale Einstellung zu besitzen, ist ein Ereignis wie jedes andere auch. Es ist allein durch seine kausalen Beziehungen zu anderen Ereignissen bestimmt und weist keine spezielle interne Struktur auf. Es lässt sich daraus nicht begründen, dass der Begriff „eine

propositionale Einstellung besitzen‘ als ‚eine propositionale Einstellung besitzen, deren propositionaler Inhalt auf eine bestimmte Art gegeben ist‘ verstanden werden sollte.

Die beiden verbleibenden Kapitel dieser Arbeit sollen die Verbindungen den metaphysischen Untersuchungen der Kapitel 4 und 5 und der Auseinandersetzung mit der lingualistischen Argumentation aus den Kapiteln 2 und 3 verstärkt sichtbar werden lassen. Die Fragestellung für diese Kapitel lautet: Welche Ereignisse werden als propositionale Einstellungen beschrieben?

Eine erste Antwort auf diese Frage wird in diesem Kapitel in drei Etappen entwickelt. Das erste Unterkapitel (6.1) behandelt die Anomalie des Mentalen und Davidsons Beweis dafür. Die Rekonstruktion dieses Beweises ergibt: Mentale Ereignisse fallen nicht unter Gesetze, weil sie in einer Sprache formuliert sind, welche nicht für Gesetze geeignet ist. Bei dieser Sprache handelt es sich um die Sprache, in welcher propositionale Einstellungen beschrieben werden. Es stellt sich dann die Frage, welche Ereignisse so sind, dass sie in einer solchen Sprache formuliert werden. Ein erster Ansatz für eine Antwort auf diese Frage ergibt sich aus der Betrachtung von Davidsons Autonomiebegriff im nächsten Unterkapitel (6.2): Anomalie ist eine Bedingung für Autonomie. Deshalb müssen autonome Phänomene mit Hilfe von propositionalen Einstellungen beschrieben werden. Auf die daraus resultierende Frage, welche Phänomene autonom sind, entwickle ich im dritten Unterkapitel (6.3) eine Antwort: Autonom sind Handlungen. Autonome Handlungen sind selbstbestimmt und frei. Sie sind deshalb autonom, weil sie durch Gründe verursacht werden. Zusammengefasst ergibt sich aus diesen drei Teilantworten als Antwort auf die ursprüngliche Frage: Als propositionale Einstellungen werden Ereignisse beschrieben, welche Handlungen verursachen.

6.1 Anomalie

Mentale Ereignisse fallen nicht unter Gesetze. Das ist das Prinzip der Anomalie des Mentalen. Davidson begründet dieses Prinzip mit einem Beweis. Der Beweis funktioniert für eine bestimmte Klasse von sprachlichen Ausdrücken, nämlich für solche, welche als Gründe von Handlungen angegeben werden. Die Menge der Phänomene oder Ereignisarten, für welche dieser Beweis zutrifft und für welche entsprechend folgt, dass sie sich nicht unter Gesetze fassen lassen, ist damit kleiner als die Menge von mentalen Phänomenen, welche Davidson zu Beginn von „Mental Events“ in einer Liste aufzählt. So gehören Wahrnehmungen im Sinne von Empfindungen nicht zu den mentalen Ereignissen, ebensowenig Schmerzen. Und die Menge der Ereignisse, auf welche der Beweis zutrifft, ist kleiner als die Menge der intentionalen Phänomene, welche Davidson anfänglich ebenfalls mit der Menge der mentalen Ereignisse gleichzusetzen scheint. Etwas zu suchen, vor etwas zu fliehen oder auf etwas hinzuzugehen sind zwar intentionale Phänomene, aber keine mentalen Ereignisse. Ich habe vorgeschlagen (3.3.4), diese Diskrepanz nicht als Defizit in Davidsons Beweisführung aufzufassen. Die Menge der Ereignisse, welche tatsächlich zu den mentalen gehören, wird erst im Verlaufe von Davidsons Entwicklung des Anomalen Monismus eingeschränkt. Die anfängliche Auflistung kann als eine erste Annäherung verstanden werden und die Gleichsetzung mit intentionalen Phänomenen oder zumindest der Hinweis auf eine Beziehung zur Intentionalität kann als Ausgangspunkt für die Beweisführung verstanden werden. Schliesslich müssen zuerst die drei Prinzipien eingeführt werden, was schwerlich ohne ein

zumindest vages Vorverständnis von mentalen Ereignissen möglich ist. An Davidsons Beweisführung könnte höchstens beanstandet werden, dass er nicht auf diese Anpassung im Gegenstandsbereich des Beweises hinweist.

Mentale Ereignisse sind Gründe für Handlungen. Ich habe vorgeschlagen, den Begriff einer propositionalen Einstellung mit jenem eines mentalen Ereignisses gleichzusetzen (3.3.4). Wenn mentale Ereignisse Gründe für Handlungen sind, so gilt dies auch für propositionale Einstellungen. Wenn die lingualistische Konklusion behauptet, dass der Besitz propositionaler Einstellungen an Sprache gebunden ist, so kann dies umformuliert werden zur Behauptung, dass Gründe für Handlungen an Sprache geknüpft sind. Nur wer sprechen kann, kann Gründe haben. Das Intensionalitätsargument wiederum begründet die lingualistische Konklusion damit, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen semantisch opak sind und dass dies nur bei sprachfähigen Wesen möglich ist. Das kann nach der Gleichsetzung von propositionaler Einstellung mit Gründen für Handlungen ebenfalls umformuliert werden: Die Beschreibung eines Grundes für eine Handlung ist semantisch opak und dies kann nur bei sprachfähigen Wesen der Fall sein. Aus der von Davidson hergestellten Beziehung zur Intentionalität kann der erste Teil dieser Argumentation dadurch begründet werden, dass Gründe intentionale Phänomene und deren Zuschreibung deshalb semantisch opak sind. Daraus ergibt sich nun die Fragestellung, die im weiteren Verlauf der Arbeit untersucht werden soll: Sind Gründe intentionale Phänomene? Sind Zuschreibungen von Gründen immer semantisch opak?

In diesem Kapitel wird die bereits mehrfach erwähnte Beweisführung für die Anomalie des Mentalen rekonstruiert und untersucht. Dabei versuche ich auf einen speziellen Charakter dieser Beweisführung aufmerksam zu machen. Die Beweisführung bezieht sich nicht auf Eigenschaften von Phänomenen, sondern auf Eigenschaften eines Vokabulars oder einer Art zu sprechen. Das ist deshalb speziell, weil diese Beweisführung dadurch keinen Rückschluss darauf zulässt, welche Phänomene sich unter diese Art des Sprechens fassen lassen. Nach der Anomalie des Mentalen fallen mentale Ereignisse nicht unter Gesetze. Bevor ich Davidsons Beweis für dieses Prinzip rekonstruiere (6.1.3, führe ich zwei dafür zentrale Begriffe ein: den Begriff eines Gesetzes (6.1.1) und die Unterscheidung zwischen heteronomen und homonomen Verallgemeinerungen (6.1.2).

6.1.1 Gesetze

Es finden sich bei Davidson wenig explizite Hinweise zu seinem genauen Verständnis von Gesetzen, obwohl der Begriff für viele seiner Arbeiten zentral ist. Ich schlage vor, dass auch dieser Begriff am besten verstanden werden kann, wenn wir Davidson wiederum als einen deskriptiven Metaphysiker lesen. In Bezug auf Gesetze bedeutet das, davon auszugehen, dass wir den Begriff eines Gesetzes in der Praxis in bestimmten Zusammenhängen verwenden und die Frage stellen, worin dieser Begriff bestehen muss, dass er leisten kann, was er in diesen Zusammenhängen leisten muss.

Gesetze spielen eine Rolle in einer bestimmten Art von Erklärungsprozessen, welche Davidson allgemein als Kausalerklärungen bezeichnet. Nun kann gefragt werden, was Gesetze sind, wenn sie die ihnen zugedachte Rolle in Kausalerklärungen spielen sollen:

[W]hat form are causal laws apt to have, if from them and a premise to the effect that an event of a certain (acceptable) description exists, we are to infer

a singular causal statement saying that the event caused, or was caused, by another? (Davidson 1967a, 158)

Gesetze sind dazu da, den Übergang vom Explanans zum Explanandum zu einem gültigen Schluss zu machen. Dabei stützt sich Davidson auf ein bestimmtes Verständnis von Kausalerklärung, wonach eine Erklärung darin besteht, den Übergang von der Ursache zur Wirkung mit Hilfe eines Gesetzes zu einem gültigen Schluss zu machen. Eine solche Auffassung von Erklärungen wird sehr deutlich von Carl Gustav Hempel vertreten und Davidson stimmt dieser im Grundsatz zu (Davidson 1976a, 265):

Causal explanation is a special type of deductive nomological explanation; for a certain event or set of events can be said to have caused a specified ‚effect‘ only if there are general laws connecting the former with the latter in such a way that, given a description of the antecedent events, the occurrence of the effect can be deduced with the help of laws. (Hempel 1965, 300-301)

Hempel charakterisiert Kausalerklärungen unter Rückgriff auf den Begriff eines Gesetzes: Das als Explanans angeführte Ereignis ist eine Erklärung für das Explanandum dann und nur dann, wenn es ein Gesetz gibt, welches den Übergang von Explanans zum Explanandum zu einem gültigen Schluss macht.

Hempel charakterisiert den Begriff ‚Kausalerklärung‘ über den Begriff eines Gesetzes, Davidson wiederum charakterisiert den Begriff ‚Gesetz‘ über den Begriff der Kausalerklärung. Dadurch entsteht eine Art von Zirkularität, welche jedoch nicht als Einwand gegen Davidsons Charakterisierung von Gesetzen erhoben werden muss. Schliesslich sagt er selbst: „There is (in my view) no non-question-begging criterion of the lawlike, which is not to say there are no reasons in particular cases for judgements.“ (Davidson 1970b, 217) Zirkularität ist für Davidson kein Grund, an der Definition oder Charakterisierung eines Begriffs nicht festzuhalten, weil es aus seinem holistischen Verständnis von Semantik und Theoriebildung hervorgeht, dass die Bedeutung von Begriffen in ihrem Zusammenhang zu anderen Begriffen besteht. Begriffe können somit nur über die Beschreibung dieser Zusammenhänge eingeführt werden. Die Definition von fundamentalen Begriffen einer Theorie ist nie frei von Zirkularität (Davidson 1973b, 137).

Gesetze können über ihre Rolle in Erklärungszusammenhängen charakterisiert werden. Sie sind das, was den Übergang vom Explanans zum Explanandum in einer Kausalerklärung zu einem gültigen Schluss macht. Was folgt daraus für Gesetze? Die konkreteste Antwort auf die so formulierte Frage liefert Davidson im späten Aufsatz „Laws and Cause“:

Laws must be universally quantified statements. They also must be lawlike: they must support counterfactuals, and be confirmed by their instances (these conditions are not independent). To qualify as *strictly* lawlike, they should contain no singular terms referring to particular objects, locations or times (strictly lawlike statements are symmetric with respect to the time and location). Strictly lawlike statements do not contain open-ended phrases like ‚other things being equal‘, or ‚under normal conditions‘. (Davidson 1995b, 265-266)

Bevor ich diese Passage und die darin enthaltenen Hinweise zu einer Charakterisierung von Gesetzen untersuche, nehme ich eine terminologische Vereinfachung vor. Davidson

unterscheidet offenbar zwischen ‚Gesetzen‘ und ‚strikten Gesetzen‘, wobei letztere ein Spezialfall von ersteren sind. Wie genau sich die strikten von den nicht-strikten Gesetzen unterscheiden lassen, erschliesst sich weder aus diesem Definitionsvorschlag noch aus Davidsons anderen Bemerkungen zum Thema. So ist nicht klar, ob es sich um eine graduelle Unterscheidung handelt oder ob es für Davidson eine Eigenschaft gibt, welche den Unterschied zwischen strikten und lediglich nicht-strikten Gesetzen markierte. Allerdings sind nicht beide Elemente der Unterscheidung von gleichem Interesse.¹ Für das Argument für den Anomalen Monismus ist es lediglich entscheidend, den Bereich der strikten Gesetze von dem abzugrenzen, was keine strikten Gesetze sind, eine genauere Gliederung innerhalb dieses zweiten Bereichs und somit eine Charakterisierung von nicht-strikten Gesetzen ist nicht notwendig. Da Davidson selbst nicht konsequent von strikten Gesetzen spricht und oftmals einfach ‚Gesetz‘ schreibt, wenn er ‚striktes Gesetz‘ meint, nehme ich eine terminologische Vereinfachung vor, indem ich das, was Davidson mit ‚strikten Gesetzen‘ bezeichnet einfach ‚Gesetz‘ nenne und für das, was Davidson ‚Gesetz‘ nennt, wenn er damit kein striktes Gesetz meint, keinen speziellen Ausdruck verwende.

In der oben zitierten Passage nennt Davidson vier Elemente, welche zur Charakterisierung von Gesetzen dienen. Demnach gilt, dass Gesetze

- i. Aussagen, und somit sprachliche Entitäten sind
- ii. verallgemeinern, d.h. sie können in Form einer Implikation formuliert werden
- iii. keine Bezüge zu konkreten Objekten, Ereignissen oder Zeitpunkten enthalten, d.h. allgemein sind
- iv. keine ceteris-paribus-Klauseln enthalten, d.h. spezifisch sind

Die erste Bedingung ergibt sich aus der Tatsache, dass es sich bei einer Kausalerklärung um etwas Sprachliches handelt.² Ursache und Wirkung sind Ereignisse in der Welt - aber das Gesetz stellt nicht direkt eine Beziehung zwischen diesen Ereignissen, sondern zwischen den Beschreibungen dieser Ereignisse her. Wenn diese Erklärung durch ein Gesetz gestützt werden soll, indem das Gesetz den Übergang zwischen den Beschreibungen dieser Ereignisse zu einem gültigen Schluss macht, so muss ein Gesetz etwas sein, dass zwischen zwei sprachlichen Entitäten vermittelt und es liegt nahe anzunehmen, dass es sich dabei ebenfalls um etwas Sprachliches handelt.

Dass es sich bei einem Gesetz um etwas Sprachliches handelt, bedeutet nicht, dass ein Gesetz nichts mit der Welt oder darin vorkommenden Ereignissen zu tun hat. Insofern ein Gesetz zwischen den Beschreibungen der Ursache und der Wirkung eine Beziehung herstellt und diese Beschreibungen eindeutig Bezug nehmen auf Ereignisse in der Welt, ist zumindest eine indirekte Beziehung zwischen dem Gesetz und Ereignissen in der Welt

¹Zwar sagt Davidson explizit, die Unterscheidung zwischen gesetzesartig und nicht-gesetzesartig sei gradueller Natur (Davidson 1970b, 217). Dabei ist aber nicht klar, ob er mit dieser Aussage die Unterscheidung zwischen strikten und nicht-strikten Gesetzen oder die Unterscheidung zwischen keinem Gesetz und einem nicht-strikten Gesetz beschreibt.

²Vgl. hierzu die Unterscheidung zwischen der Intensionalität/Extensionalität von Erklärungen im Unterkapitel 4.2.

gegeben. Aber wenn es sich bei einem Gesetz um etwas sprachliches handelt, *ist* das Gesetz keine Beziehung in der Welt.³

Die zweite Bedingung lautet, dass es sich um eine Implikation handelt. Einerseits folgt dies durch Überlegungen zur Aussagenlogik. Wenn wir davon ausgehen, dass es sich bei der Form des Argumentes, welches den Übergang von der Ursache zur Wirkung zu einem gültigen Schluss macht, um einen Modus Ponens handelt, wobei die Beschreibung der Ursache eine Prämisse und die Beschreibung der Wirkung die Konklusion bilden, so muss es sich bei einem Gesetz um eine Implikation handeln, welche als zusätzliche Prämisse das Argument gültig macht. Diese logische Überlegung gibt aber noch keinen Aufschluss darüber, was wir uns unter einer solchen Implikation vorstellen sollen. Diese zuerst leere Formel wird lebendiger, wenn wir uns vergegenwärtigen, wozu die Erklärung, zu welcher das Gesetz herangezogen wird, besteht: Bei einer Kausalerklärung wird das Bestehen einer Beziehung zwischen zwei Einzelereignissen behauptet, diese Einzelereignisse werden mit singulären Ausdrücken beschrieben. Um die Kausalerklärung zu stützen, werden diese Einzelereignisse in einen grösseren Zusammenhang gestellt, indem behauptet wird, dass es sich nicht um einen Einzelfall handelt. Dabei werden die Einzelereignisse Klassen von Ereignissen zugeordnet, diese Ereignisklassen werden mit allgemeinen Ausdrücken beschrieben. Es wird behauptet, dass immer wenn ein Ereignis der ersten Klasse auftritt, auch ein Ereignis der zweiten Klasse auftritt. Diese Behauptung hat die Form Implikation, wobei Antezedens und Konsequens allgemeine Ausdrücke sind, welche Ereignisklassen beschreiben. Die zweite Bedingung kann nun präziser formuliert werden: Ein Gesetz ist eine Implikation, wobei es sich beim Antezedens und dem Konsequens um Beschreibungen von Ereignisklassen handelt.

Bei einer Kausalbehauptung werden zwei Ereignisse miteinander in Beziehung gebracht. Ein Gesetz stützt diese Behauptung durch Verallgemeinerung: Es behauptet, dass eine solche Beziehung nicht nur zwischen diesen beiden Ereignissen besteht, sondern, dass diese Beziehung zwischen je zwei Ereignissen, welche zwei bestimmten Ereignisklassen angehören, besteht. So betrachtet wird klar, dass ein Gesetz eine Beziehung zwischen Klassen von Ereignissen herstellt. Wenn ein Gesetz die Form einer Implikation hat, dann sind Antezedens und Konsequens Beschreibungen von Klassen von Ereignissen.

Es ist jedoch zu jedem Paar von Ereignissen, für welche eine Kausalbeziehung behauptet wird, möglich, eine Implikation zu formulieren, welche diese so in Zusammenhang bringt. Ich nenne dies eine *triviale Implikation*. Wenn das mit *a* beschriebene Ereignis das mit *b* beschriebene Ereignis verursacht, lautet die triviale Implikation: ‚Unter normalen Umständen ist es so, dass immer, wenn ein in relevanter Hinsicht zu *a* ähnliches Ereignis besteht, ein in relevanter Hinsicht zu *b* ähnliches Ereignis besteht.‘ Eine triviale Implikation erfüllt diese Bedingungen an ein Gesetz: Es ist eine Implikation, Antezedens und Konsequens sind Beschreibungen von Ereignisklassen. Die Implikation macht das Argument gültig. Nur: wer nach einer Begründung fragt, wird durch die Angabe einer trivialen Implikation nicht befriedigt. Die triviale Implikation wiederholt lediglich die Behauptung, dass *a* die Ursache von *b* ist. Daraus sehen wir, dass es für eine Erklärung nicht genügt, dass ein Gesetz eine Implikation ist, welche den Schluss gültig macht, indem sie die Kausalbeziehung als

³Es ist mit dieser Ansicht vereinbar, dass es eine Beziehung zwischen Klassen von Ereignissen in der Welt gibt und dass das Gesetz diese Beziehung bezeichnet. Es wird aber von dieser Ansicht keine solche Beziehung vorausgesetzt.

einen Fall einer Klasse von Beziehungen ausweist. Damit ein Gesetz nicht nur den Schluss gültig macht, sondern wirklich auch zur Erklärung beiträgt, spielt es eine Rolle, wie die Ereignisklassen beschrieben werden. Dazu dienen die Bedingungen iii. und iv.

Bedingung iii. verlangt, dass ein Gesetz keine Bezugnahme auf konkrete Gegenstände, Orte, Ereignisse oder Zeitpunkte macht. Dies kann als eine Forderung nach Unabhängigkeit gelesen werden. Hintergrund für diese Bedingung ist die Idee, dass mit Hilfe des Gesetzes eine gegebene Kausalbeziehung und die dabei verbundenen Ereignisse in einen allgemeineren Rahmen gebracht und so erklärt werden können. Damit dies zur Erklärung beiträgt, muss dieser allgemeine Rahmen unabhängig von den Einzelereignissen beschrieben werden. Konkret heisst dies, dass die Beschreibungen der Ereignisklassen ohne Rückgriff auf konkrete Einzelereignisse erfolgen sollen. Eine triviale Implikation erfüllt diese Forderung nicht, weil sie die Ereignisklassen mit Bezug auf die Einzelereignisse *a* und *b* mit der Formulierung ‚in relevanter Hinsicht ähnlich‘ beschreibt. Statt dessen sollten die Bedingungen beschreiben werden, die ein Ereignis als dieser Klasse zugehörig auszeichnen. Damit die Implikation etwas zur Erklärung beiträgt, muss angegeben werden, worin die relevante Ähnlichkeit zu den Einzelereignissen besteht.

Die letzte Bedingung iv. ist eine Forderung nach Konkretheit. Die Begründung dafür ist ähnlich wie für Bedingung iii.: Damit die Angabe des Gesetzes etwas zur Erklärung beitragen kann, muss die Beschreibung der Ereignisklassen so konkret wie möglich ausformuliert werden. Deshalb sollten die Beschreibungen keine *Ceteris-Paribus*-Klauseln wie ‚unter normalen Umständen‘ oder ‚in relevanter Hinsicht‘ enthalten. Damit die Angabe der Implikation zur Erklärung dienen kann, muss angegeben werden, worin die normalen Umstände bestehen oder in welcher Hinsicht etwas ähnlich ist.

Wieso ein Verstoss gegen die Bedingungen iii. und iv. dazu führt, dass die Angabe einer entsprechenden Implikation keinen Beitrag zur Erklärung leisten kann, lässt sich exemplarisch an einer trivialen Implikation zeigen. Zur Kausalerklärung ‚weil ich der Überzeugung bin, dass es bald regnen wird und ich nicht nass werden möchte, packe ich einen Regenschirm ein‘ lässt sich eine triviale Implikation bilden, welche den Übergang von der Ursache zur Wirkung zu einem gültigen Schluss macht und wahr ist: ‚Immer wenn ich propositionale Einstellungen haben, welche in relevanter Hinsicht ähnlich sind wie die Befürchtung und die Absicht, die ich in diesem Moment hatte, dann werde ich eine Handlung ausführen, die in relevanter Hinsicht ähnlich ist, wie mein Einpacken des Regenschirmes.‘ Diese Implikation trägt nichts zur Erklärung bei, weil sie gegen die Bedingungen iii. und iv. verstösst.

Aber nicht nur triviale Implikationen verstossen gegen diese Bedingungen, vielmehr ist es so, dass im täglichen Gebrauch Implikationen, welche alle Bedingungen erfüllen, eine Rarität sind:

In our daily traffic with events and actions that must be foreseen or understood, we perforce make use of the sketchy summary generalization, for we do not know a more accurate law, or if we do, we lack a description of the particular events in which we are interested that would show the relevance of the law.
(Davidson 1970b, 219)

Ob für mentale Ereignisse oder andere: Gesetze sind Ausnahmeerscheinungen. Viel häufiger ist es der Fall, dass wir eine Kausalerklärung machen, ohne ein Gesetz zu kennen, unter welches die durch die Erklärung implizierte Kausalbeziehung fallen würde.

6.1.2 Heteronome und homonome Verallgemeinerungen

Mentale Ereignisse fallen nicht unter Gesetze. Aber offensichtlich sind Gesetze auch im Zusammenhang mit nicht-mentalenen Ereignissen selten. Um den allgemeinen Mangel an echten Gesetzen von der Unmöglichkeit von Gesetzen für mentale Ereignisse zu unterscheiden, führt Davidson die Unterscheidung zwischen *homonomen* und *heteronomen Verallgemeinerungen* ein:

On the one hand, there are generalizations whose positive instances give us reason to believe the generalization itself could be improved by adding further provisos and conditions stated in the same general vocabulary as the original generalization. Such a generalization points to the form and vocabulary of the finished law: we may say that it is a *homonomic* generalization. On the other hand there are generalizations which when instantiated may give us reason to believe there is a precise law at work, but one that can be stated only by shifting to a different vocabulary. We may call such generalizations *heteronomic*. (Davidson 1970b, 219)

Verallgemeinerungen werden als Implikationen formuliert. Wenn wir im Fall einer homonomen Verallgemeinerung Schritt für Schritt die Beschreibungen präzisieren, gelangen wir zu einer Implikation, welche die Bedingungen für ein Gesetz erfüllt. Dass diese Anpassungen schrittweise erfolgen, schliesst aus, dass es dabei zu einem Wechsel des Vokabulars kommt.⁴ Bei einer heteronomen Implikation ist eine solch schrittweise Präzisierung hin zu einem Gesetz nicht möglich; eine heteronome Implikation könnte höchstens nach einem Wechsel des Vokabulars in ein Gesetz umformuliert werden.

Viele Implikationen, welche die kausale Beziehung zwischen zwei Ereignissen stützen sollen, erfüllen die Bedingungen an Gesetze nicht. Dies ist bei Erklärungen für mentale wie für natürliche Ereignisse gleichermassen der Fall. Bei homonomen Implikationen besteht jedoch zumindest prinzipiell die Möglichkeit, durch schrittweise Anpassungen zu einem Gesetz zu gelangen, während dies bei einer heteronomen Implikation nicht der Fall ist. Vor dem Hintergrund der Unterscheidung zwischen homonomen und heteronomen Verallgemeinerungen kann das Prinzip der Anomalie des Mentalen folgendermassen formuliert werden: Wenn ein mentales Ereignis in einer kausalen Beziehung zu einem anderen Ereignis steht, gibt es keine homonome Verallgemeinerung, welche die Beziehung zwischen der Ereignisklasse des Explanans und der Ereignisklasse des Explanandums herstellt.

6.1.3 Beweis für das Prinzip der Anomalie

Im Gegensatz zu den beiden anderen Prinzipien liefert Davidson für das Prinzip der Anomalie des Mentalen einen Beweis. Ich glaube, dass auch dieser Beweis als eine Anwendung des deskriptiv metaphysischen Ansatzes von Davidson verstanden werden muss und werde

⁴Dass es keinesfalls klar ist, was es bedeutet, das Vokabular zu wechseln, ist sich Davidson durchaus bewusst: „[T]here is no clear line between changing the subject and changing what one says on an old subject [...]“. Das Fehlen einer klaren Grenze veranlasst Davidson jedoch nicht dazu, diese Unterscheidung fallen zu lassen, denn: „Where there are no fixed boundaries only the timid never trespass.“ (Davidson 1970b, 216)

eine solche Lesart in der Folge vorstellen.⁵ Die Motivation für diese Lesart entnehme ich dem abschliessenden Satz von Davidsons Darstellung des Beweises in ‚Mental Events‘:

We must conclude, I think, that nomological slack between the mental and the physical is essential as long as we conceive of man as a rational animal.
(Davidson 1970b, 223)

Insofern wir uns als rationale Wesen verstehen, müssen wir davon ausgehen, dass keine psycho-physischen Gesetze formuliert werden können. Die Unmöglichkeit psycho-physischer Gesetze ist eine Bedingung der Möglichkeit dafür, uns als rationale Wesen betrachten zu können. Da wir uns als rationale Wesen betrachten, kann es keine psycho-physischen Gesetze geben. Dies ist die Grundstruktur des Argumentes, welches in der Folge detaillierter betrachtet wird.

Hintergrund für diesen Beweis der Unmöglichkeit psycho-physischer Gesetze ist Davidsons Überzeugung, dass Zuschreibungen von Eigenschaften an ein Objekt nur vor dem Hintergrund einer Theorie möglich sind. Dies gilt sowohl für Zuschreibungen von physikalischen wie auch von mentalen Eigenschaften. Davidson erklärt diese Idee am Beispiel von Längenmessungen von Gegenständen.⁶ Wenn wir einem Gegenstand eine Länge zuschreiben, so ist dies nur vor dem Hintergrund einer Theorie des Messens möglich. Diese Theorie klärt, in welchen Masseinheiten die Längen gemessen werden, die Methoden die dabei zur Anwendung gelangen und die Vergleichsmasse. Und da Davidson die strikte Trennung zwischen Theorie und Anwendungen der Theorie ablehnt, gehören zur Theorie auch bereits alle Anwendungen der Theorie. Die Zuschreibung von Längen ist demnach in doppeltem Sinn holistisch. Die Zuschreibung einer Länge an einen einzelnen Gegenstand ist unverständlich, erst im Kontext von Zuschreibungen von Längen an viele Gegenstände erhält die Zuschreibung einer Länge an einen Gegenstand einen Sinn. Und die Zuschreibungen sind nur vor dem Hintergrund der Theorie möglich, welche wiederum durch eine Vielzahl einzelner Messungen gebildet wird. Ohne Theorie, keine Zuschreibung. Ohne viele Zuschreibungen, keine einzelne Zuschreibung. Ohne einzelne Zuschreibung, keine Theorie.

⁵Diese Lesart, und meine für den weiteren Teil der Arbeit darauf basierende Darstellung des Zusammenhangs zwischen Autonomie und Interpretation, ist inspiriert durch Saul Kripkes Interpretation des Privatsprachenargumentes als *skeptische Lösung* für ein skeptisches Problem, und insbesondere durch die im Postskriptum vorgenommene Übertragung einer skeptischen Lösung auf das Problem des Fremdpsychischen (Kripke 1982, 124-145). Es gibt keine Möglichkeit, zu wissen, dass ein anderes Wesen ein Bewusstsein hat. Ich kann folglich auch nicht wissen, ob ein anderes Wesen Schmerzen hat. Dies muss aber nicht zur skeptischen Konklusion führen, wonach es sinnlos ist, diesem Wesen Schmerzen zuzuschreiben. Es ist nämlich nicht so, dass ich einem Wesen Schmerzen zuschreibe, weil ich weiss, dass es ein Bewusstsein hat. Sondern ich habe die Einstellung zu diesem Wesen als ein bewusstes Wesen, weil ich ihm unter anderem Schmerzen zuschreibe. Ich habe nicht Mitleid mit einem Wesen, weil ich weiss, dass es ein bewusstes Wesen ist. Sondern ich halte jene Wesen für bewusst, mit denen ich Mitleid habe. In Anlehnung daran kann mein Vorschlag so formuliert werden: Beschreibungen propositionaler Einstellungen lassen sich nicht unter Gesetze fassen. Wir bedienen uns des Vokabulars propositionaler Einstellungen, wenn wir nicht wollen, dass sich etwas unter Gesetze fassen lässt. Wir wollen nicht, dass sich das Verhalten autonomer Wesen unter Gesetze fassen lässt. Deshalb schreiben wir jenen Wesen propositionale Einstellungen zu, welche wir für autonom halten. Wenn die Wesen rational sind, welchen wir propositionale Einstellungen zuschreiben, dann sind die Wesen rational, welche wir für autonom halten.

⁶Zur Messmetapher im Zusammenhang mit propositionalen Einstellungen vgl. Beckermann 1996 und Matthews 2011.

Die Zuschreibung einer mentalen Eigenschaft kann ebenfalls nur vor dem Hintergrund einer Theorie und holistisch erfolgen:

Just as we cannot intelligibly assign a length to any object of that sort, we cannot intelligibly attribute any propositional attitude to an agent except within the framework of a viable theory of his beliefs, desires, intentions and decisions.
(Davidson 1970b, 221)

Die Zuschreibung einer einzelnen mentalen Eigenschaft an ein Wesen ist nicht möglich - erst vor dem Hintergrund der Zuschreibungen vieler mentaler Eigenschaften bekommt die Zuschreibung einer einzelnen überhaupt einen Sinn. Die Gesamtheit dieser zugeschriebenen mentalen Eigenschaften, sowie allfällige Regeln und Methoden, welche bei diesen Zuschreibungen zur Anwendung gelangen, bilden die Theorie. Erst vor dem Hintergrund einer solchen Theorie ist die Zuschreibung einer einzelnen mentalen Eigenschaft möglich. Ich nenne dies in der Folge eine psychologische Theorie.⁷ Mentale Eigenschaften können einem Wesen nur vor dem Hintergrund einer Theorie zugeschrieben werden.

Zu einer Theorie gehören konstitutive Prinzipien. Um die Idee eines konstitutiven Prinzips einzuführen, betrachtet Davidson wiederum die Längenmessung, welche einen Teilbereich einer jeden physikalischen Theorie ausmacht. Für die Zuschreibung von Längen an Gegenstände ist die folgende Aussage wahr:

T: Die Beziehung ‚länger als‘ ist transitiv.

Wie aber können wir die Wahrheit dieser Aussage begründen? Nach Davidson kann sie nicht analytisch begründet werden - die Transitivität der Länger-als-Relation liegt nicht in der Bedeutung der Begriffe, welche mit der Längenmessung zusammenhängen. Die Verneinung von *T* führt nicht zu einem Widerspruch. *T* muss also eine synthetische Aussage sein. Aber die Wahrheit der Aussage kann nicht empirisch begründet werden, denn die Transitivität ist keine Eigenschaft der gemessenen Objekte. Wenn wir uns vorstellen, wie wir auf den Fund eines intransitiven Triples von Längenmessungen reagieren würden, wird sofort klar, dass es sich nicht um eine empirische Angelegenheit handelt. Wir würden wegen einem solchen Befund nicht sagen, dass *T* falsch sei, sondern vielleicht Nachmessungen anstellen oder die Messmethoden insgesamt in Frage stellen. Die Wahrheit von *T* muss also a priori erkannt werden können. Somit ist *T* nicht analytisch und nicht a posteriori. *T* ist synthetisch a priori.

Zu diesen synthetischen a priori Wahrheiten gelangen wir nach Davidson auf analogem Weg wie Kant: Es handelt sich um Bedingungen einer Möglichkeit - in diesem Fall der Möglichkeit, Physik zu betreiben und physikalischen Aussagen Sinn zu verleihen. Die Transitivität der Beziehung ist weder eine feststellbare Eigenschaft von durchgeführten Messungen, noch handelt es sich um ein Axiom. Viel eher ist es etwas, ohne das wir gar nicht verstehen würden, was Messen überhaupt bedeutet. Ohne die Annahme der Wahrheit von *T* hätten die Aussagen der Physik keine Bedeutung. Die Transitivität der Länger-als-Relation ist ein konstitutives Prinzip, welches zusammen mit anderen Prinzipien die Bedingung der Möglichkeit von Physik und dem Verständnis von physikalischen Aussagen ausmacht:

⁷Eine solche Theorie ist immer nur bezogen auf ein einzelnes Individuum und deshalb nicht zu wechseln mit *der* Psychologie (vgl. Davidson 1974c, 230; Davidson 1976a, 266).

It is better to say the whole set of axioms, laws, or postulates for the measurement of length is partly constitutive of the idea of a system of macroscopic, rigid, physical objects. (Davidson 1970b, 221)

Die Transitivität der Beziehung ist ein konstitutives Prinzip und erst vor diesem Hintergrund bekommen sowohl die Theorie, wie auch die vor dem Hintergrund dieser Theorie gemachten Aussagen, ihre Bedeutung. Nach Davidson sind es die für die physikalische Theorie konstitutiven Prinzipien, welche die Formulierung von homonomen Verallgemeinerungen in diesem Bereich ermöglichen:

I suggest that the existence of lawlike statements in physical science depends upon the existence of constitutive (or synthetic a priori) laws like those of the measurement of length within the same conceptual domain. (Davidson 1970b, 221)

Die der Physik zugrundeliegenden Prinzipien ermöglichen die Formulierung von gesetzmässigen Beziehungen zwischen jenen Ereignissen, welche von diesen Theorien abgedeckt und in ihrem Vokabular beschrieben werden können. Zu den konstitutiven Prinzipien der physikalischen Theorie gehört auch das Prinzip, dass gesetzmässige Aussagen vor dem Hintergrund dieser Theorie möglich sind. Dass gesetzmässige Aussagen innerhalb der Physik möglich sind, ist weder eine Eigenschaft, welche die physikalische Theorie aufweist, noch lässt sich dies aus einer Analyse der physikalischen Begriffe ableiten. Die Möglichkeit gesetzmässiger Aussagen gehört zu den Bedingungen der Möglichkeit einer physikalischen Theorie. Ohne Gesetze, keine Physik.

Für eine psychologische Theorie, vor deren Hintergrund wir mentale Eigenschaften zuschreiben, gelten ebenfalls konstitutive Prinzipien. Das nach Davidson dafür zentrale konstitutive Prinzip ist das *Principle of Charity*⁸: Wenn wir einem Wesen mentale Eigenschaften wie Überzeugungen und Absichten zuschreiben, müssen wir davon ausgehen, dass ihre Überzeugungen im grossen und ganzen wahr und zusammen mit ihren Absichten und Handlungen konsistent sind. Weil Zuschreibungen von mentalen Eigenschaften wie Überzeugungen und Absichten holistisch erfolgen, kann der einzige Massstab für deren Zuschreibung die Verbindung zu den anderen zugeschriebenen mentalen Eigenschaften sein, für deren Korrektheit wiederum alle anderen mentalen Eigenschaften den einzigen Prüfstein darstellen. Damit wir diesen Zirkel aus sich gegenseitig stützenden und rechtfertigenden mentalen Eigenschaften durchbrechen und einem Wesen überhaupt mentale Eigenschaften zuschreiben können, müssen wir annehmen, dass es sich dabei um ein *rationales* Wesen mit mehrheitlich wahren und konsistenten mentalen Eigenschaften handelt (Davidson 1973b, 137; Davidson 1974a, 153; Davidson 1976a, 267; Davidson 1983, 148-149; Davidson 1991b, 211). Das Principle of Charity ist ein konstitutives Prinzip einer psychologischen Theorie.

Die psychologische Theorie eines Wesens besteht aus einer Vielzahl von Überzeugungen und Absichten, welche insgesamt das beschreiben, was wir als *Charakter* eines Wesens

⁸In „Mental Events“ kommt der Begriff ‚Principle of Charity‘ nicht vor. Davidson spricht stattdessen von einem ‚Principle of Rationality‘ (Davidson 1970b; 230), so wie er dieses charakterisiert ist es aber identisch mit dem Principle of Charity, welches dann explizit in den Arbeiten zur Radikalen Interpretation eingeführt wird (Davidson 1967c, 27; Davidson 1973b, 137; Davidson 1974a, 153; Davidson 1975, 159). Ich werde in der Folge die Bezeichnung ‚Principle of Charity‘ verwenden.

bezeichnen. Dabei müssen wir davon ausgehen, dass die einzelnen Elemente, welche den Charakter ausmachen, mehrheitlich einzeln korrekt und zusammen konsistent sind, damit wir dieses Wesen überhaupt als Träger von mentalen Eigenschaften behandeln können. Zur Anwendung des Principles of Charity gehört, dass der Charakter, den wir für ein Wesen annehmen, indem wir ihm eine Menge von Überzeugungen und Absichten zuschreiben, kein starres und eindeutig fassbares, sondern ein dynamisches und ständigem Wandel unterworfenes und nur undeutlich fassbares Gebilde ist. Die Anwendung des Principles of Charity kontrolliert den Prozess der Zuschreibungen, allerdings nicht, indem es die Korrektheit jeder einzelnen zugeschriebenen mentalen Eigenschaft isoliert beurteilt, sondern indem es die Gesamtheit der zu einem Zeitpunkt zugeschriebenen Eigenschaften unter dem Gesichtspunkt der globalen Stimmigkeit beurteilt und sich dabei ständig korrigiert. Die Zuschreibung von mentalen Eigenschaften ist ein sich selbst austarierender und fortlaufender Prozess:

[W]hen we use the concepts of belief, desire, and the rest, we must stand prepared, as the evidence accumulates, to adjust our theory in the light of considerations of overall cogency: the constitutive ideal of rationality partly controls each phase in the evolution of what must be an evolving theory. (Davidson 1970b, 223)

Das Ergebnis eines Interpretationsprozesses, bei dem unter der Kontrolle des Principles of Charity mentale Eigenschaften zugeschrieben werden, besteht nicht in einer Liste von exakten Resultaten, sondern in einem eher diffusen Bild eines Charakters. Dies ist keine Grundlage für die Formulierung von gesetzesartigen Verallgemeinerungen. Der Versuch, ein auf diese Art bestimmtes Ereignis mit anderen Ereignissen in einer gesetzesartigen Implikation zu formulieren, scheitert an den Bedingungen iii. und iv. Ein so bestimmtes Ereignis ist immer in Bezug auf andere Ereignisse bestimmt, weshalb Bedingung iii. nicht erfüllt werden kann. Und wegen dem ständigen Wandel, dem der Interpretationsprozess unterworfen ist, ist die durch Bedingung iv. geforderte Allgemeinheit nicht zu erreichen. Die konstitutiven Prinzipien einer psychologischen Theorie verhindern, dass die durch sie bestimmten und mit ihrem Vokabular beschriebenen Ereignisse in gesetzesartige Beziehung zu anderen Ereignissen gebracht werden können. Die Heteronomität in den Aussagen über das Mentale und die damit einhergehende Unmöglichkeit psycho-physischer Gesetzesmässigkeiten sind eine direkte Folge der konstitutiven Prinzipien, welche einer psychologischen Theorie zugrunde liegen. Die Psychologie ist nicht für Gesetze gemacht.

Auch eine physikalische Theorie befindet sich in ständigem Wandel. Dieser Wandel wird aber durch das konstitutive Prinzip der Gesetzesmässigkeit auf eine ganz andere Art geleitet. Wenn eine Beobachtung einem bis anhin gültigen Gesetz widerspricht, so wird vor dem Hintergrund der Forderung nach Gesetzesmässigkeit entweder die Beobachtung wiederholt oder das Gesetz angepasst. Bei der Weiterentwicklung einer physikalischen Theorie fungieren die Beobachtungen und die Gesetze als zwei Kräfte, welche teilweise in unterschiedliche Richtungen weisen, aber von der Forderung nach Gesetzesmässigkeit zusammengehalten werden und wechselseitig angepasst werden. Wir können deshalb davon sprechen, dass es sich um *eine* Theorie handelt, obwohl diese in ständigem Wandel ist. Ohne die Leitung durch dieses Prinzip wären keine Fortschritte und Entwicklungen einer Theorie erkennbar - es würde sich bei jeder Weiterentwicklung um eine neue Theorie handeln. Ohne Leitung

durch das konstitutive Prinzip wäre kein Fortschritt innerhalb der Physik möglich. Bei einer psychologischen Theorie übernimmt das Principle of Charity eine analoge Aufgabe: Es hält die sich ständig verändernde Theorie zusammen. Weil das Principle of Charity diese Leitungsaufgabe erfüllen kann, sind Gesetze nicht notwendig und werden nicht gefordert. Deshalb gibt es keine gesetzesmässigen Aussagen in der Psychologie.

Physikalische Aussagen bieten die Grundlage für homonome Verallgemeinerungen, weil die Physik dafür gemacht ist. Auf der Grundlage von psychologischen Aussagen sind nur heteronome Verallgemeinerungen möglich, da die Psychologie nicht für Gesetze gemacht ist:

There are no strict psychophysical laws because of the disparate commitments of the mental and physical schemes. It is a feature of physical reality that physical change can be explained by laws that connect it with other changes and conditions physically described. It is a feature of the mental that the attribution of mental phenomena must be responsible to the background of reasons, beliefs, and intentions of the individual. (Davidson 1970b, 222)

Die Psychologie, welche das Vokabular und die Methoden für die Zuschreibung mentaler Eigenschaften liefert, ist nicht für die Formulierung gesetzesartiger Beziehungen gemacht. Denn ein Interpretationsprozess liefert keine eindeutigen Resultate, die in einer Tabelle festgehalten werden und mit anderen Resultaten in Korrelation gebracht werden könnte. Das Ergebnis eines Interpretationsprozesses ist eher ein Bild; ein Bild mit vielleicht diffusen Rändern, das aber trotzdem deutlich etwas ausdrücken kann. Dass eine Interpretation keine Grundlage für homonome Verallgemeinerungen bietet, muss dann auch nicht als Defizit einer psychologischen Theorie verstanden werden, da sich ihr Wert nicht im Vergleich zu den klaren Resultaten und den darauf basierenden gesetzesmässigen Aussagen der Physik bemisst, sondern daran, inwiefern sie hilft, das Verhalten eines Wesens zu erklären.

Aber, so möchte man vielleicht einwenden: Wenn dieses Bild schärfer gemacht werden kann, erklärt es dann nicht sogar noch mehr? Ich meine, dass diesem Einwand ein Vorurteil zugunsten der auf die Möglichkeit gesetzesartiger Beziehungen abzielender Funktionsweise der Physik zugrunde liegt. Demgegenüber vertritt Davidson die Ansicht, dass es sich dabei um unterschiedliche, aber gleichwertige Arten von Theorien handelt. Beide behandeln je unterschiedliche Gegenstandsbereiche und unterschiedliche Ziele, das verbindende Element, ist dass beide zu Erklärungen dienen sollen und dass sie dazu in der Lage sind, ist den ihnen zugrundeliegenden konstitutiven Prinzipien zu verdanken:

There cannot be tight connections between the realms if each is to retain allegiance to its proper source of evidence. (Davidson 1970b, 222)

Wenn die Unmöglichkeit von Gesetzen kein Defizit ist, dann braucht es ein Gegenstück zum Ideal der Gesetzesmässigkeit. Denn auch wenn dieses von Davidson nicht direkt als konstitutives Prinzip der Physik eingeführt wird, so folgt dies doch aus den von ihm genannten konstitutiven Prinzipien und es handelt sich um ein leitendes Prinzip, welches zur Beurteilung der Qualität einer bestimmten physikalischen Theorie herangezogen werden kann. Es ist ein konkretes Ziel einer physikalischen Theorie, gesetzesmässige Verallgemeinerungen zu ermöglichen und die Qualität einer physikalischen Theorie kann sich an ihrem

Vermögen, die Basis solcher Verallgemeinerungen zu liefern, bemessen. Gesetze stellen einen Wert dar, Gesetze sind gut. Wenn die Psychologie demgegenüber nicht als defizitär betrachtet werden soll, bedarf es eines Analogon zum Wert der Gesetzesmässigkeit. Dieses kann nur darin bestehen, dass es einen Wert darstellt, dass diese Ereignisse nicht unter Gesetze fallen, und stattdessen in einem rationalen Muster verortet werden können. Die Anomalie des Mentalen ist ein Wert. Die Qualität einer psychologischen Theorie kann daran bemessen werden, inwiefern sie in der Lage ist, die Ereignisse in nicht-gesetzesartige rationale Zusammenhänge zu bringen.

Erklärungen in der Psychologie und der Physik sind Kausalerklärungen, insofern ihre Korrektheit das Bestehen einer Kausalbeziehung zwischen zwei Ereignissen bedingt. Eine Kausalerklärung behauptet in erster Linie: das, was geschehen ist, ist nicht einfach so geschehen, es ist kein Wunder und nicht dem Zufall geschuldet. Es ist so geschehen, weil eine kausale Beziehung besteht. Physikalische Erklärungen unterscheiden sich von psychologischen in der Art und Weise, wie diese Behauptung gestützt wird. Die Brücke ist eingestürzt, weil die Wirkung der Schwerkraft jene der Stütze übertraf. Dies kann auf ein Gesetz zurückgeführt werden. Die Brücke ist nicht einfach so eingestürzt, weder handelt es sich dabei um ein Wunder, noch um einen Zufall. In der Physik versuchen wir die kausale Beziehung mit der Rückführung unter ein Gesetz zu fassen und damit dem Wunder- oder Willkürgedanken entgegenzuwirken. In der Psychologie geschieht dasselbe mit Hilfe von Rationalisierungen. Sie hat sich für das Ingenieurstudium entschieden, weil sie Brücken konstruieren will. Diese Erklärung kann in einem Muster von vielen weiteren Absichten und Überzeugungen verortet werden. Sie hat nicht einfach so das Ingenieurstudium aufgenommen, sondern aus einem Grund. Es ist kein Wunder und nicht dem reinen Zufall geschuldet, sondern eine begründete Handlung. Sowohl in der Psychologie wie in der Physik behaupten wir mit einer reinen Kausalerklärung bereits etwas wesentliches: Es gibt eine Erklärung (Davidson 1963, 17; Davidson 1976a, 274; Davidson 1999b, 311; vgl. dazu auch Glüer 2011, 193).

Die beobachteten Ereignisse in einem Netz gesetzesmässigen Verallgemeinerungen zu verorten ist das Ziel und gleichzeitig die Bedingung der Möglichkeit der Physik. Die beobachteten Ereignisse in einem rationalen, und damit nicht gesetzesmässigen Muster von Beziehungen zu verorten, ist das Ziel und gleichzeitig die Bedingung der Möglichkeit der Psychologie. Ein Gedankenexperiment kann diesen Unterschied illustrieren.

Bei der Erläuterung des konstitutiven Prinzips der Transitivität von Längenmessungen habe ich die zu erwartende Reaktion bei der Entdeckung intransitiver Tripel von Gegenstandslängen beschrieben: Wir würden nicht das Prinzip in Frage stellen, sondern an den Messmethoden zweifeln. Wir würden solange messen, bis die Resultate transitiv geordnet sind. Ähnlich verhält es sich, wenn wir in der Physik Phänomene beobachten, welche wir nicht unter Gesetze fassen können, bzw. wenn die beste Implikation, welche wir zur Verbindung von zwei beobachteten Ereignissen formulieren können, nicht in die Richtung einer gesetzesartigen Implikation weist. Dies kommt weit häufiger vor als die Entdeckung intransitiver Tripel und ist ein normaler Zustand bei der wissenschaftlichen Arbeit. Aber die Reaktion einer Wissenschaftlerin (es sei denn, sie sei Quantenphysikerin oder Nanochemikerin) auf einen solchen Befund besteht für gewöhnlich nicht in der Aufgabe der Idee, dass eine gesetzesmässige Beziehung gefunden werden kann. Stattdessen wird die Wissenschaftlerin die Messungen erneut durchführen oder die gemachten Hypothesen

überprüfen. Die Möglichkeit gesetzesmässige Verallgemeinerungen zu formulieren ist konstitutiv für das Funktionieren der Wissenschaft und wird durch einzelne Misserfolge nicht in Frage gestellt.

Stellen wir uns hingegen vor, wir könnten für einen Mitmenschen psycho-physische Gesetze aufstellen und mit deren Hilfe ihr Verhalten exakt vorhersagen. Wie würden wir reagieren? Wir wären sicherlich überrascht. Und nach einem ersten Moment der Überraschung würden wir Zweifel hegen, ob es sich wirklich um einen Menschen handelt, ob wir nicht irgendwie getäuscht werden. Unsere Reaktion würde jedoch nicht darin bestehen, dass wir die Annahme aufgeben, dass sich das Verhalten eines Mitmenschen eben nicht unter Gesetze fassen lässt. Wir würden diesen Mitmenschen gar nicht mehr als Mitmenschen betrachten und sie möglicherweise für einen Roboter halten. Und auch sie selbst würde in eine schwere Identitätskrise gestürzt. Es entspricht unserem Selbstbild und dem Bild, dass wir von unseren Mitmenschen haben, dass unser Tun nicht unter Gesetze fällt. Dieses Bild ist konstitutiv für unser Verständnis von uns selbst und unseren Mitmenschen. Es ist die Bedingung der Möglichkeit, uns und andere überhaupt als Menschen zu betrachten und zu verstehen. Ein solcher Fall ist analog zum Fall, indem wir ein intransitives Triple von Längenmessungen vor uns haben.

In beiden Fällen liegt ein Verstoss gegen ein konstitutives Prinzip einer Theorie vor. Und entsprechend sind auch die Reaktionen ähnlich. Wir akzeptieren das Resultat nicht und suchen stattdessen nach Fehlern beim Zustandekommen dieses Ergebnisses. Der Befund führt nicht dazu, dass wir eine neue Erkenntnis in die Theorie integrieren müssen oder bestimmte Annahmen aufgeben, sondern er führt dazu, dass wir gar nicht mehr verstehen, um was es in der Theorie überhaupt geht, die Theorie verliert ihren Sinn.

Der konstitutive Charakter eines Prinzips kommt dort deutlich zum Vorschein, wo im Rahmen einer Erklärung innerhalb einer Theorie scheinbar gegen das Prinzip verstossen wird. Bei konstitutiven Prinzipien besteht die Reaktion auf einen solchen Befund nicht darin, dass das Prinzip in Frage gestellt wird, sondern der Befund selbst.

Der Physik und der Psychologie liegen unterschiedliche konstitutive Prinzipien zugrunde. Die Physik verlangt nach der Möglichkeit, gesetzesartige Beziehungen zu formulieren. Die Psychologie schliesst diese Möglichkeit aus und versucht stattdessen, Phänomene in nach Kriterien der Rationalität strukturierten Mustern zu verorten. Konstitutive Prinzipien können nicht empirisch begründet werden. Weder kann die gesetzesartigkeit des von der Physik behandelten Phänomenbereichs durch die Physik begründet werden, noch der anomale und rationale Charakter der von der Psychologie beschriebenen Wesen. Konstitutive Prinzipien formulieren, was der Fall sein muss, dass eine bestimmte Art von Erklärung möglich ist. Konstitutive Prinzipien können entdeckt werden, wenn nach diesen Bedingungen der Möglichkeit gefragt wird. Die Unmöglichkeit psycho-physischer Gesetze ist eine direkte Konsequenz der konstitutiven Prinzipien, welche der Physik und der Psychologie zugrunde liegen. Die Unmöglichkeit entsteht aber nicht aus der Tatsache, dass diese Prinzipien unterschiedlich sind,⁹ sondern konkret, dass die einen nach gesetzesartigen Zusammenhängen verlangen, während dies von den anderen ausgeschlossen wird.

⁹Zu dieser Lesart verleitet Davidson, wenn er zu Beginn seiner Beweisführung schreibt: 'The direction in which the discussion seems headed is this: mental and physical predicates are not made for one another.' (Davidson 1970b, 218) Aus der Argumentation ergibt sich aber, dass diese Prädikate nicht nur nicht füreinander gemacht sind, sondern dass die einen für und die anderen gegen Gesetze gemacht sind.

Davidsons Beweis für die Anomalie des Mentalen kann als deskriptiv metaphysische Untersuchung gelesen werden. Wir gehen davon aus, dass wir unser eigenes Verhalten und das Verhalten unserer Mitmenschen so beschreiben und erklären, wie wir das tun und fragen uns, unter welchen Bedingungen dies möglich ist. Die Antwort lautet, dass wir annehmen müssen, dass mentale Eigenschaften nicht unter Gesetze gefasst werden können und stattdessen in rationalen Mustern verortet werden. Die Anomalie des Mentalen ist eine Bedingung der Möglichkeit uns und unsere Mitmenschen als rationale Wesen zu betrachten, d.h. als Wesen, deren Handeln mit der Zuschreibung von Absichten und Überzeugungen erklärt werden. So auf jeden Fall interpretiere ich die Aussage Davidsons, welche ich am Anfang dieses Abschnitts zitierte:

We must conclude, I think, that nomological slack between the mental and the physical is essential as long as we conceive of man as a rational animal.
(Davidson 1970b, 223)

Mentale Ereignisse fallen nicht unter Gesetze, weil die Sprache, in welcher wir diese Ereignisse beschreiben, nicht dazu geeignet ist. Wir wählen diese Sprache, weil wir nicht wollen, dass diese Ereignisse unter Gesetze fallen. Nun stellt sich die Frage: Welche Ereignisse sind so, dass wir nicht wollen, dass sie unter Gesetze fallen?

6.2 Autonomie

„Autonomie“ ist kein Begriff, den Davidson häufig verwendet und es wäre übertrieben zu behaupten, dass er eine Theorie der Autonomie entwickelte. Dennoch erscheint mir die *Idee* der Autonomie für Davidson wichtig und als Hintergrund für die von ihm entwickelten Theorien stets präsent zu sein. In diesem Kapitel versuche ich, ausgehend von den wenigen expliziten Verwendungen des Begriffs „Autonomie“ diese Idee zu beschreiben.

6.2.1 Davidsons Begriff der Autonomie

Davidsons Begriff eines mentalen Ereignisses ist aufs Engste mit der Idee der Anomalie verbunden. Mentale Ereignisse lassen sich nicht unter Gesetze fassen, umgekehrt scheinen genau jene Ereignisse nicht unter Gesetze zu fallen, welche mentale Ereignisse sind. Die Idee der Anomalie wiederum ist gleichermassen eng mit einer anderen Idee verknüpft: mit der Idee der Autonomie. Nach meiner Interpretation von Davidson ist das Verhältnis zwischen diesen beiden Ideen so, dass Autonomie Anomalie impliziert, das heisst, dass Anomalie eine notwendige Bedingung für Autonomie ist. Um diese Interpretation zu begründen, werde ich in der Folge auf eine Stelle zu Beginn von „Mental Events“ genauer eingehen und verschiedene Lesarten davon prüfen. Danach versuche ich den Zusammenhang zwischen dieser Auffassung und meiner Fragestellung herzustellen.

Am Ende des ersten Abschnitts von „Mental Events“ bringt Davidson die beiden Begriffe „Autonomie“ und „Anomalie“ in einem Satz zusammen:

Autonomy (freedom, self-rule) may or may not clash with determinism; *anomaly* (failure to fall under a law) is, it would seem, another matter.
(Davidson 1970b, 207, seine Hervorhebungen)

Hinter ‚Autonomie‘ steht eine Klammer, in welcher der Begriff mit jenen der Freiheit und der Selbstbestimmung in Verbindung gebracht wird. Was sagt diese Klammerbemerkung über die Verbindung der beiden Begriffe aus? Die Aussage der Klammerbemerkung kann auf mindestens zwei Arten aufgefasst werden: Erstens so, als würde der Begriff der Autonomie dadurch expliziert. Die beiden in der Klammer aufgeführten Begriffe wären dann als Elemente der Autonomie oder als notwendige Bedingungen für das Bestehen von Autonomie aufzufassen. Oder zweitens so, dass die in der Klammer genannten Begriffe Synonyme für den Begriff der Autonomie sind oder zumindest im Kontext, um den es an dieser Stelle geht, weitgehend die gleich Bedeutung haben. Für und vor allem gegen beide Lesarten sprechen verschiedene Gründe. Ich beginne die Suche nach einer Antwort auf die Frage nach der richtigen Lesart, indem ich Kritik an der zweiten Lesart übe, danach versuche ich die, erste Lesart so stark wie möglich zu machen. Trotz diesem Versuch gelange ich zur Feststellung, dass auch diese Lesart nicht überzeugen kann und deshalb zum Ende vorschlagen, dass die zweite Lesart der ersten vorzuziehen sei, d.h. die Begriffe ‚Autonomie‘, ‚Freiheit‘ und ‚Selbstbestimmung‘ sind im wesentlichen als synonym zu betrachten.

Gegen diese zweite Lesart sprechen zwei Gründe. Erstens: Wenn die Begriffe synonym sind, wieso führt Davidson dann neben dem Begriff der Freiheit, den er bereits in den vorangehenden Zeilen einige Male verwendete und welcher dann auch im darauffolgenden Kantzitat Verwendung findet, einen weiteren Begriff ein? Und wenn er schon Synonyme verwendet: Wieso verwendet er den zweiten Begriff aus der Klammer - ‚Selbstbestimmung‘, - an keiner anderen Stelle?

Zweitens: Die Zitate aus Kants *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* bilden eine Klammer um den ganzen Aufsatz und Davidson suggeriert damit, dass Kant für den Aufsatz eine wichtige Bezugsquelle darstellt. Nun ist für Kant ‚Autonomie‘ sicherlich ein sehr zentraler Begriff und der Begriff ist mit jenem der Freiheit engstens verbunden, aber: die beiden Begriffe sind für Kant nicht synonym (Kant 1785, 89).

Vor dem Hintergrund von Kants Auffassung über den Zusammenhang der beiden Begriffe bietet sich aber eine interessante Interpretation der ersten Lesart - obwohl die Begriffe dann ebenfalls nicht genau wie bei Kant verwendet würden. Kant erklärt Freiheit zuerst negativ und dann positiv. Kant charakterisiert Freiheit negativ, wenn er diese als eine Eigenschaft des Willens vernünftiger Wesen beschreibt und damit meint, dass der Wille unabhängig von fremden Ursachen wirken kann. Damit wird die Freiheit der Naturnotwendigkeit gegenübergestellt. Naturnotwendigkeit ist eine Eigenschaft des Wirkens der vernunftlosen Dinge, welches durch ihnen fremde Ursachen notwendig bestimmt ist. Indem es durch fremde Ursachen bestimmt ist, lässt sich das Wirken vernunftloser Wesen unter Gesetze fassen, welche diesen Wesen fremd sind und gewissermassen von aussen an sie herangetragen werden. Freiheit ist also die Abwesenheit von fremder Verursachung und von Gesetzesmässigkeit und somit negativ erklärt. Für diesen negativen Begriff der Freiheit könnte der Begriff ‚Anomalie‘ verwendet werden, wenn dieser so verstanden wird, dass sich etwas nicht unter einem fremden Gesetz (Heteronomie) fassen lässt.

Da aber der Wille Ursprung unseres Handelns, also eine Kausalität ist und „der Begriff der Kausalität den Begriff von Gesetzen bei sich führt,“ (Kant 1785, 81) muss auch das Wirken des Willens Gesetzen unterliegen. Da aus dem negativen Begriff der Freiheit folgt, dass diese keine fremden Gesetze sein dürfen, folgt daraus der positive Begriff von Freiheit: „Was kann denn die Freiheit des Willens sonst sein, als Autonomie, d.i. die Eigenschaft

des Willens sich selbst ein Gesetz zu sein?“ (Kant 1785, 81)¹⁰

Ausgehend von der negativen und der positiven Bestimmung der Freiheit bietet sich für eine kantianische Auffassung die folgende Formulierung an, welche zumindest formal der Formulierung von Davidson ähnlich ist: Freiheit (Anomalie, Autonomie). Dies wäre dann so zu verstehen: Freiheit setzt beides voraus, die Anomalie (Abwesenheit von fremdem Gesetz) ist eine negative Voraussetzung und die Autonomie (die Fähigkeit, sich selbst ein Gesetz zu geben) ist eine positive Voraussetzung. Analog dazu könnte die Formulierung von Davidson so verstanden werden: Autonomie (Freiheit, Selbstbestimmung) - Autonomie setzt Freiheit und Selbstbestimmung voraus. Dabei wäre ‚Freiheit‘ ein negativer Begriff, der für das Nicht-unter-Gesetze-Fallen steht. Selbstbestimmung dagegen wäre ein positiver Begriff, der dafür steht, dass man sich selbst die Ursache seines Handelns ist. Diese Lesart gleicht die Position Davidsons jener von Kant an, wenn auch mit vertauschten Begrifflichkeiten (wenn Kant ‚Freiheit‘ sagt, sagt Davidson ‚Autonomie‘; sagt Kant ‚Anomalie‘, sagt Davidson ‚Freiheit‘; und statt Kants ‚Autonomie‘ verwendet Davidson ‚Selbstbestimmung‘).

Eine solche Angleichung der Positionen wird durch die ausführlichen Kantzitate zumindest nicht ausgeschlossen. Sie kann aber aus einem relativ klaren Grund nicht korrekt sein: In dem Satz, in welchem Davidson die Klammerbemerkung macht, stellt er dem Begriff der Autonomie explizit den Begriff der Anomalie gegenüber und bestimmt ‚Anomalie‘ genauer als das Nicht-unter-ein-Gesetz-Fallen. Auf diese Art hätte ich aber oben den Begriff der Freiheit auffassen müssen. Es stellt sich dann erstens die Frage, wieso Davidson es nicht so formuliert: Autonomie (Anomalie, Selbstbestimmung). Und noch dringender stellt sich die Frage, inwiefern die Gegenüberstellung der Begriffe ‚Autonomie‘ und ‚Anomalie‘ Sinn macht, wenn letzterer Bestandteil von ersterem wäre. Ich gehe deshalb davon aus, dass die zweite Lesart die von Davidson gemeinte ist: Die Begriffe ‚Autonomie‘, ‚Freiheit‘ und ‚Selbstbestimmung‘ werden als weitgehend gleichbedeutend aufgefasst.

Wenn diese Begriffe als weitgehend synonym aufgefasst werden, können die relativ zahlreichen Bemerkungen über Freiheit direkt mit den Bemerkungen über Autonomie in Bezug gesetzt werden und bei der Beantwortung nach dem Zusammenhang der Begriffe ‚Autonomie‘ und ‚Anomalie‘ helfen. Dadurch ist aber weder der Begriff der Autonomie noch sein Zusammenhang zum Begriff der Anomalie geklärt. Um diesen Zusammenhang klären zu können, betrachte ich im nächsten Abschnitt nicht die Begriffe (bzw. Davidsons Verwendung davon) selbst, sondern die damit zusammenhängenden Probleme und deren Verhältnis: das Problem der Anomalie und das Problem der Autonomie.

6.2.2 Autonomie als Spezialfall

Das Verhältnis zwischen Anomalie und Autonomie erklärt Davidson als eines zwischen einem allgemeinen Problem und einem Spezialfall davon. Das Problem der Anomalie besteht in der Schwierigkeit, die Widerspenstigkeit mentaler Ereignisse gegenüber ihrem Einfangen im nomologischen Netz physikalischer Theorien mit ihrer kausalen Rolle in einer physikalischen Welt und somit dem Fallen unter Gesetze zu vereinbaren. Das Problem der Autonomie hingegen beschreibt Davidson in Bezug auf das Problem der Anomalie:

¹⁰Während ich hier versuche, Davidsons Ansatz mit Hilfe der Philosophie Kants zu verstehen, geht Hud Hudson (Hudson 1994) den anderen Weg, indem er Kants Philosophie als eine Form des Anomalen Monismus deutet.

Reconciling freedom with causal determinism is a special case of the problem if we suppose that causal determinism entails capture in, and freedom requires escape from, the nomological net. (Davidson 1970b, 207)

Wie ist die Aussage zu verstehen, dass es sich dabei um einen Spezialfall des ersten Problems handelt?

Beim Problem der Autonomie sind zwei Ideen miteinander in Konflikt: die Idee, des kausalen Determinismus und die Idee der Freiheit. Der Konflikt besteht allerdings nicht zwischen diesen beiden Ideen bzw. wird er nicht ersichtlich, wenn wir einfach diese beiden Ideen betrachten. Wenn wir jedoch die Implikationen betrachten, die diese Ideen mit sich tragen, dann wird ein Konflikt sichtbar. Der kausale Determinismus geht davon aus, dass jedes Ereignis durch seine Ursache eindeutig vorbestimmt ist, weil der Zusammenhang zwischen einem Ereignis und seiner Ursache durch Gesetze bestimmt ist. Dies muss auch für mentale Ereignisse gelten, wenn wir davon ausgehen, dass mentale Ereignisse Handlungen verursachen. Die Idee der Freiheit auf der anderen Seite geht davon aus, dass wir in der Wahl unserer Handlungen frei sind. Mentale Ereignisse, die die Wahl einer bestimmten Handlung bestimmen, müssen deshalb frei sein. Entsprechend dürfen mentale Ereignisse keinen Gesetzen unterliegen. Wenn wir die Implikationen der beiden Ideen betrachten, tritt der Konflikt deutlich zu Tage: Einerseits sollen sich alle Ereignisse unter Gesetze fassen lassen können und andererseits soll es zumindest einige Ereignisse geben, welche sich nicht unter Gesetze fassen lassen dürfen.

Die Idee der Autonomie beinhaltet zwei Ideen, welche zu einem Problem führen. Das so beschriebene Problem ist dasselbe, wie das zuvor als Problem der Anomalie bezeichnete. Das Problem der Autonomie ist ein Spezialfall des Problems der Anomalie, weil die Ideen, um die es beim Problem der Autonomie geht, die beiden Ideen implizieren, welche beim Problem der Anomalie miteinander in Konflikt stehen. Deshalb kann das Problem der Autonomie nur dann gelöst werden, wenn das Problem der Anomalie gelöst worden ist. Hingegen muss eine Lösung des Problems der Anomalie noch nicht eine Lösung des Problems der Autonomie sein: Es könnte sein, dass die Ideen der Freiheit und des kausalen Determinismus noch andere sich konfliktierende Implikationen mit sich tragen. Insofern das Problem der Autonomie ein Spezialfall des Problems der Anomalie ist, kann es keine Lösung für das Problem der Autonomie geben, wenn es keine Lösung für das Problem der Anomalie gibt. Ohne Anomalie, keine Autonomie:

The anomalism of the mental is thus a necessary condition for viewing action as autonomous. (Davidson 1970b, 225)

Es kann also nach diesen Ausführungen nicht sein, dass das Problem der Autonomie gelöst ist, das Problem der Anomalie aber weiterhin bestehen bleibt. Wie ist es also zu verstehen, wenn Davidson weiter behauptet:

But the broader issue can remain alive even for someone who believes a correct analysis of free action reveals no conflict with determinism. Autonomy (freedom, self-rule) may or may not clash with determinism; anomaly (failure to fall under a law) is, it would seem, another matter. (Davidson 1970b, 207)

Wenn meine Interpretation vom Zusammenhang der Probleme der Anomalie und der Autonomie korrekt ist, so steht diese Aussage im Widerspruch dazu, wenn Davidson damit meint, dass das, was ich als Problem der Anomalie bezeichnet habe, weiterbestehen könne, während das, was ich als Problem der Autonomie bezeichnete, gelöst ist. Also was könnte Davidson damit gemeint haben?

Der Widerspruch könnte umgangen werden, wenn wir Davidson so interpretieren, dass er damit meint, dass eine Analyse von Freiheit, welche keinen Widerspruch zur Idee des Determinismus erkennen lässt, eine Analyse ist, bei der die Ideen der Freiheit und des kausalen Determinismus nicht die Implikationen haben, welche es auf das Problem der Anomalie zurückführen lassen. Eine solche Analyse des Problems setzt also nicht dabei an, das Problem der Anomalie zu lösen, sondern besteht in der Behauptung, dass aus dem Problem der Autonomie nicht das Problem der Anomalie folgt. In diesem Fall wäre es möglich, dass das Problem der Autonomie gelöst ist und jenes der Anomalie weiterbesteht. Allerdings: Wer eine solche Analyse vorschlägt, widerspricht direkt Davidson's Behauptung, dass es sich beim Problem der Autonomie um einen Spezialfall des Problems der Anomalie handelt. Eine Lösung des Problems der Autonomie *im Sinne Davidsons* muss deshalb immer auch eine Lösung des Problems der Anomalie enthalten.¹¹

6.2.3 Zwei Bedingungen für Autonomie

Zum Zusammenhang zwischen Autonomie und Anomalie lässt meine Rekonstruktion der Anfangspassagen folgende Interpretation zu: Autonomie impliziert Anomalie, in dem Sinne, dass Anomalie eine notwendige Bedingung für Autonomie ist. In diesem Sinne ist es gerechtfertigt, beim Problem der Autonomie von einem Spezialproblem des Problems der Autonomie zu sprechen. Das heisst aber auch, dass zur Autonomie mehr gehört, als lediglich Anomalie. Worin besteht Autonomie und was ist das spezielle Problem der Autonomie? Darauf lässt sich direkt aus Davidsons Arbeiten nichts weiteres in Erfahrung bringen. Auf der Grundlage der Annahme, dass Autonomie Anomalie bedingt, aber sich darin nicht erschöpft, wage ich eine Interpretation.

Ein Wesen ist autonom, wenn es über sein Tun selbst bestimmen kann; das Tun eines Wesens ist selbstbestimmt, wenn es vom Wesen selbst bestimmt ist. Damit ich selbst über mein Tun bestimmen kann, darf a) nicht jemand oder etwas anderes über mein Tun bestimmen, d.h. ich muss in der Bestimmung meines Tuns frei sein. Und b) muss mein Selbst in der Lage sein, das Tun zu bestimmen, d.h. das Selbst muss etwas bestimmen können. Es handelt sich dabei um eine sehr allgemeine Charakterisierung von Autonomie, welche viele Fragen offen lässt und mit unterschiedlichen präziseren Auffassungen vereinbar ist. Das Problem der Autonomie, welches sich daraus ergibt, besteht entsprechend dieser Auffassung darin, dass entweder Bedingung a) oder Bedingung b) nicht erfüllt sind.

Ich interpretiere dies nun weiter so, dass Bedingung a) erfüllt ist, wenn die Bestimmung meines Tuns nicht unter ein Gesetz fällt. Das heisst, ich verstehe ‚frei sein in der

¹¹Diese Interpretation wird allerdings durch die scheinbar gleichgültige Formulierung *may or may not* gleich wieder in Frage gestellt. Eine weitere Bemerkung Davidsons lässt diese Interpretation ebenfalls als zweifelhaft erscheinen: „[...] since Kant believed freedom entails anomaly.“ (Davidson 1970b, 208) Deutet Davidson mit dieser Formulierung nicht zumindest an, dass für ihn selbst dieser Zusammenhang nicht so klar ist? Ich vermag die Zweifel an meiner Interpretation nicht zu beseitigen, ebenso wenig kann ich aber eine andere Interpretation liefern und werde deshalb mit dieser weiterarbeiten.

Entscheidung, x zu tun‘ als ‚die Beziehung zwischen der Entscheidung für x und dem Ausführen von x fällt nicht unter ein Gesetz‘. Ich erkläre mein Tun, indem ich angebe, wodurch es bestimmt wurde; die dadurch implizierte Kausalbeziehung soll nicht unter ein Gesetz fallen. Diese Kausalbeziehung fällt dann nicht unter ein Gesetz, wenn eines der Ereignisse als propositionale Einstellung beschrieben wird. Die durch die Erklärung implizierte Kausalbeziehung fällt dann nicht unter ein Gesetz, wenn das Tun durch die Angabe eines Grundes erklärt wird. Mein Tun ist in diesem Sinn frei, wenn es durch die Angabe eines Grundes erklärt werden kann. Die erste Bedingung der Autonomie ist erfüllt, wenn etwas durch einen Grund erklärt wird. Diese Bedingung verlangt nach einer Lösung für das Problem der Anomalie, weil sie verlangt, dass eine Kausalbeziehung zwischen zwei Ereignissen nicht unter ein Gesetz fällt. Die zweite Bedingung ist damit aber noch nicht erfüllt.

Wie ist es möglich, dass ich mein Tun selbst bestimme? Diese Frage ergibt sich aus der zweiten Bedingung für Autonomie und diese ist mit einer Lösung des Problems der Anomalie nicht gelöst. Meines Erachtens hat Davidson auch auf diese Frage eine Antwort, diese muss allerdings zuerst explizit entwickelt werden.

6.3 Autonome Handlungen

Autonomie setzt Anomalie voraus. Deshalb muss das Problem der Anomalie gelöst sein, damit eine Lösung für das Problem der Autonomie möglich ist. Das Problem der Autonomie ist dadurch aber noch nicht gelöst, Autonomie erschöpft sich nicht in der Anomalie. Es genügt nicht, dass mein Tun nicht unter Gesetze fällt, verlangt wird eine nähere Beziehung zwischen mir und meinem Tun, welche es verständlich macht, dass ich es bin, der mein Tun bestimmt. In diesem Unterkapitel werden Lösungen für das Problem der Anomalie und das Problem der Autonomie dargestellt. Diese Lösungen setzen eine bestimmte Auffassung von Handlungen voraus: Handlungen sind Ereignisse, welche durch Gründe verursacht werden. Im ersten Abschnitt wird eine solche Auffassung als Resultat von Davidsons deskriptiv-metaphysischem Ansatz entwickelt (6.3.1). Darauf aufbauend können Lösungen für die beiden Probleme formuliert werden. Bei der Lösung für das Problem der Anomalie (6.3.2) handelt es sich um eine Darstellung von der Lösung wie sie Davidson präsentiert. Bei der vorgeschlagenen Lösung für das Problem der Autonomie (6.3.3) handelt es sich um den Versuch einer Weiterentwicklung.

6.3.1 Kausale Handlungsbestimmung

Kausale Handlungstheorien gehen davon aus, dass Handlungen sich nicht durch intrinsische Eigenschaften von anderen Ereignissen unterscheiden, sondern durch die Art und Weise, wie Handlungen verursacht werden. Davidson wird oftmals als prominenter Vertreter eines solchen Ansatzes bezeichnet (Davies 2013). Diese Einschätzung ist nicht falsch, aber die exegetische Grundlage für diese Behauptung ist nicht so eindeutig. Denn dort, wo Davidson am konkretesten eine Antwort auf die Frage versucht, was eine Handlung zu einer Handlung macht, lautet diese: „[A] man is the agent of an act if what he does can be described under an aspect that makes it intentional.“ (Davidson 1971a, 46) Handlungen unterscheiden sich von anderen Ereignissen dadurch, dass sie auf eine bestimmte

Art beschrieben werden können. Diese Art der Beschreibung zeichnet sich dadurch aus, dass es das Tun einer Akteurin als absichtlich erscheinen lässt. Die daraufhin unternommenen Versuche, zu bestimmen, was ein Tun zu einem absichtlichen Tun macht, weisen in die Richtung von kausalen Erklärungen, insofern sie dies wiederum als Resultat einer bestimmten Art der Verursachung bestimmen. Davidson hält dies für den besten, aber letztlich unbefriedigenden Ansatz: „We end up, then, with this incomplete and unsatisfactory account of acting with an intention: an action is performed with a certain intention if it is caused in the right way by attitudes and beliefs that rationalize it.“ (Davidson 1971a, 87) Davidsons Unzufriedenheit mit der Analyse sind meines Erachtens vorwiegend auf Probleme in Zusammenhang mit dem Begriff einer Absicht zurückzuführen, und haben nicht direkt mit dem Begriff einer Handlung zu tun. Ich versuche deshalb eine wie oben allgemein charakterisierte kausale Handlungstheorie ohne den Umweg einer Absicht auf Davidson zurückzuführen.¹²

Ich habe vorgeschlagen, Davidson als deskriptiven Metaphysiker zu lesen (4.1.2) und diese Lesart im Verlauf der Arbeit mehrfach angewendet. Konkreter habe ich vorgeschlagen, dass Davidson davon ausgeht, dass wir Erklärungen machen und sich danach die Frage stellt, unter welchen Bedingung diese Praxen möglich sind (vgl. 4.2.1). Daraus ergibt sich diese allgemeine Fragestellung für seine Untersuchungen:

Was sind *A* und *B* und in welcher Beziehung stehen *A* und *B*, wenn es der Fall ist, dass *A* eine Erklärung für *B* ist?

Begründet habe ich dies unter anderem mit Verweis auf die von Davidson am Anfang von *Actions, Reasons, and Causes* formulierte Frage:

What is the relation between a reason and an action when the reason explains the action by giving the agent's reason for doing what he did?
(Davidson 1963, 3)

Dabei habe ich erwähnt, dass ich vorschlagen werde, den Gegenstandsbereich der Frage von der Beziehung auf die Relata der Beziehung auszuweiten, wodurch ich zu einer Frage der obigen Form für die allgemeinen metaphysischen Untersuchungen gelangte. Für die Handlungstheorie ergibt sich durch die Ausweitung des Gegenstandsbereichs die Frage:

¹²Ich werde allgemein den Begriff ‚Absicht‘ vermeiden. Der Begriff ist bei Davidson Quelle einer Reihe von Problemen, und ich glaube, dass umgekehrt der Verzicht keinen Verlust darstellt. So glaube ich nicht, dass es reine Absichten (pure intendings) in einem problematischen Sinn gibt. Das, was Davidson als solche bezeichnet (Davidson 1978a, 83; 89-91), kann als eine bestimmte Art von Handlungen aufgefasst werden. Wenn ich beabsichtige, ein Haus für die Eichhörnchen zu bauen, ist dies bereits eine Handlung, insofern die Absicht darin besteht, dass ich mir darüber Gedanken mache und im Kopf einen Plan entwerfe. Und ich glaube auch nicht, dass der Begriff für die Unterscheidung zwischen absichtlichen und nicht-absichtlichen Handlungen (Davidson 1971a, 44-46) notwendig ist. Nach meiner Auffassung gibt es nur absichtliche Handlungen und das, was Davidson als nicht-absichtliche Handlungen bezeichnet, sind keine Handlungen. Meines Erachtens sollte Davidson auf den Begriff insgesamt verzichten, ich kann dies allerdings nicht begründen. Ich hoffe aber, dass meine Darstellung auch ohne die Verwendung des Begriffs verständlich wird. Und insofern die skizzierten Ansätze für Weiterentwicklungen von Davidsons Auffassung überzeugend sind, könnte dies mindestens ein Hinweis darauf liefern, dass der Begriff vielleicht tatsächlich entbehrbar ist.

Was sind Handlungen und was sind Gründe und was ist die Beziehung zwischen Handlungen und Gründen, wenn es der Fall ist, dass Gründe Handlungen erklären?

Die Fragestellung muss auf die Relata der Beziehung ausgeweitet werden, weil am Anfang einer solchen Untersuchung möglichst wenige und vor allem keine zentralen theoretischen Begriffe vorausgesetzt werden sollen. ‚Handlung‘ und ‚Grund‘¹³ sind zentrale Begriffe und dürfen nicht vorgängig als gegeben betrachtet werden. Das heisst nicht, dass diese *Wörter* nicht vorkommen können, sonst könnte die Frage gar nicht formuliert werden. Aber die Bedeutung dieser Wörter muss im Verlaufe der Untersuchung bestimmt werden.

Wir gehen davon aus, dass Handlungen Gründe erklären. Um die Frage zu verstehen genügt ein vorthoretisches Verständnis dieser Begriffe. Es gibt Dinge, die wir tun und Handlungen nennen. Nicht alles was wir tun, sind Handlungen. Aber es scheint ein wesentliches Merkmal von jenem unserem Tun zu sein, welches wir als Handlungen bezeichnen, dass wir dieses durch die Angabe von Gründen erklären. Gründe erklären dies auf eine Art, dass die Handlung dadurch gerechtfertigt wird. Dies nennen wir eine Rationalisierung (Davidson 1963, 5). Rationalisierungen sind spezielle Erklärungen (Davidson 1963, 3), sie lassen etwas als rational erscheinen. Davon gehen wir aus. Was muss der Fall sein, dass dies möglich ist?

Ich habe gezeigt (4.2), wie ausgehend von Erklärungen über kausale Beziehungen Ereignisse bestimmt und individuiert werden können. Die durch Erklärungen gegebenen Kausalbeziehungen sind eine hinreichende Basis für die Identifizierung von Ereignissen und sie sind auch alles, was wir über ein Ereignis und seine Struktur wissen können. Weil es sich nach Davidson bei der Erklärung einer Handlung durch die Angabe eines Grundes um Kausalerklärungen handelt, kann dieses Verfahren auf Handlungen und Gründe angewendet werden.

Zum Schluss, dass es sich bei Handlungserklärungen um Kausalerklärungen handelt, kommt Davidson über die Feststellung, dass es nicht genügt, dass die angegebenen Wünsche und Überzeugungen eine Handlung rational erscheinen lassen; Gründe müssen in einem direkteren Verhältnis zur Handlung stehen:

Central to the relation between a reason and an action it explains is the idea that the agent performed the action *because* he had the reason. (Davidson 1963, 9)

Es geht um die Frage nach der erklärenden Kraft: Woher hat die Angabe von Gründen erklärende Kraft? Die einzig mögliche Antwort darauf ist für Davidson, dass es sich bei einer solchen Erklärung um eine Kausalerklärung handelt (Davidson 1963, 10). Daraus lässt sich der weitere Schluss ziehen, dass zwischen Gründen und Handlungen eine Kausalbeziehung besteht, weil eine Kausalerklärung das Bestehen einer kausalen Beziehung zwischen Explanans und Explanandum impliziert (vgl. 4.2.1).

Wenn die Angabe eines Grundes eine Handlung erklärt, handelt es sich um eine Kausalerklärung. Entsprechend besteht ein kausaler Zusammenhang zwischen dem Grund und

¹³In seiner Untersuchung führt Davidson den Begriff *primärer Grund* (primary reason) ein und die Untersuchung konzentriert sich in der Folge auf diesen Begriff. Aber für die Einführung des Begriffs stützt er sich auf einen allgemeineren, aber nicht weiter erläuterten Begriff eines Grundes (Davidson 1963, 3-4).

der Handlung: Die Angabe eines Grundes kann eine Handlung nur dann erklären, wenn der Grund eine Ursache für die Handlung ist. Gründe sind Ursachen für Handlungen (Davidson 1963, 12).

Bei Gründen und Handlungen handelt es sich um Relata einer Kausalbeziehung. Entsprechend muss es sich dabei um Ereignisse handeln (vgl. 4.2.4).¹⁴ Diese Ereignisse sind über diese Kausalbeziehungen, welche durch die verschiedenen möglichen Erklärungen, in welchen deren Angabe involviert sein kann, bestimmt und individuiert (vgl. 4.3.5). Diese Kausalbeziehungen sind das, was es in erster Linie bedeutet, ein bestimmtes Ereignis zu sein (vgl. 4.3.6). Das gilt auch für Handlungen und Gründe.

Gründe und Handlungen sind Ereignisse. Sie sind die Ereignisse, welche in der Kausalbeziehung, welche durch die Handlungserklärung impliziert wird, miteinander verbunden werden. Eine Erklärung einer Handlung lässt diese rational erscheinen. Eine Erklärung eines Ereignisses besteht in der Angabe des Ereignisses, welche es verursacht. Ein Grund ist ein Ereignis, dessen Angabe eine Handlung erklärt und welches die Handlung verursacht. Eine Handlung ist ein Ereignis, welches durch die Angabe eines Grundes rational erscheint. Da es sich dabei um eine Erklärung handelt, ist die Handlung durch den Grund verursacht.¹⁵

Als Konsequenz einer von Davidson ausgehenden kausalen Auffassung von Handlungen ergibt sich, dass ein Ereignis genau dann eine Handlung ist, wenn es durch einen Grund verursacht wird.

6.3.2 Lösung für das Problem der Anomalie

Das Problem der Anomalie resultiert aus einer Spannung, welche sich aus der Annahme, dass mentale Ereignisse nicht unter Gesetze fallen einerseits, und der Annahme, dass alle Ereignisse unter Gesetze fallen andererseits, ergibt. Eine Lösung für dieses Problem zu formulieren ist unbestritten eine der grössten Leistungen Davidsons insgesamt. Die Lösung wird dadurch möglich gemacht, dass gesetzesmässige und kausale Beziehungen auf anderen Ebenen verortet werden. Dadurch kann gezeigt werden, dass Handlungen frei sind, und dennoch in kausaler Beziehung zu anderen Ereignissen stehen können.

Kausale Beziehungen bestehen zwischen Ereignissen (vgl. 4.2.1). Kausalbeziehungen zwischen Ereignissen bestehen unabhängig davon, ob und wie sie beschrieben werden. Eine Möglichkeit, eine kausale Beziehung zwischen zwei Ereignissen zu fassen und zu erklären, besteht in der Angabe einer gesetzesmässigen Beziehung. Dabei werden die beiden Ereignissen je einer Klasse von Ereignissen zugeordnet und die Beziehung zwischen diesen beiden Ereignisklassen kann als eine homonome Implikation formuliert werden. Gesetze sind

¹⁴Mit der Behauptung, dass es sich auch bei Gründen um Ereignisse handeln muss, weiche ich explizit von Davidson ab. Ich werde diese Abweichung später verteidigen (7.2.1). Meine Darstellung weicht zudem in einem weiteren Punkt von Davidson ab. Nach Davidson handelt es sich bei Handlungen selbst um mentale Ereignisse (Davidson 1970b, 211), was auch in der Literatur zu Davidson häufig so wiedergegeben wird (bspw. Glock 2014). Nach meiner Darstellung handelt es sich aber nur bei einem Grund für eine Handlung um ein mentales Ereignis. Handlungen sind keine mentale Ereignisse. Ein Grund für Davidsons Klassifizierung könnte sein, dass er an der Definition mentaler Ereignisse als intentionale Phänomene festhält (was meines Erachtens nicht möglich ist, vgl. 3.2 und 3.3). Ich hoffe, dass der weitere Verlauf meiner Arbeit zeigt, dass es sinnvoller ist, lediglich Gründe als mentale Ereignisse zu klassifizieren und Handlungen nur insofern als mentale Phänomene zu betrachten, dass sie durch mentale Ereignisse verursacht werden.

¹⁵Ich werde diese Auffassung in Kapitel 7 weiter erläutern und gegen Einwände verteidigen.

sprachliche Entitäten (vgl. 6.1.1), gesetzesmässige Beziehungen bestehen auf sprachlicher Ebene. Ob eine gesetzesmässige Beziehung für zwei Ereignisse formuliert werden kann, hängt nicht nur davon ab, ob diese tatsächlich in einer kausalen Beziehung zueinander stehen, sondern ob sie in einem Vokabular beschrieben sind, welche eine gesetzesmässige Formulierung zulässt. Der Beweis für die Anomalie des Mentalen zeigt, dass solche Formulierungen für Ereignisse, welche als mentale Ereignisse beschrieben sind, nicht möglich sind. Wenn das selbe Ereignis als physikalisches Ereignis beschrieben wird, kann die kausale Beziehung zu einem anderen Ereignis als eine gesetzesmässige Beziehung beschrieben werden. Und da jedes mentale Ereignis auch als physikalisches Ereignis beschrieben werden kann, kann jede bestehende Kausalbeziehung in einen gesetzesmässigen Zusammenhang gebracht werden.

Der Unterscheidung zwischen den zwei Ebenen entspricht eine Unterscheidung zwischen der Kenntnis eines Gesetzes und der Kenntnis, dass es ein Gesetz gibt (Davidson 1963, 17; Davidson 1967a, 160). Wenn wir wissen, dass zwei Ereignisse in einer kausalen Beziehung zueinander stehen, so wissen wir, dass es ein Gesetz gibt, unter welches diese Beziehung fällt. Aber in vielen Fällen kennen wir das Gesetz nicht. Und in manchen Fällen kennen wir das Gesetz nicht nur mangels Verständnis oder Wissens nicht, sondern aus einem prinzipielleren Grund, nämlich weil die Beschreibung der Ereignisse keine gesetzesmässige Formulierung zulässt (Davidson 1963, 16; Davidson 1967a, 160; Davidson 1970b, 215; Davidson 1976a, 256; 262). Und dies ist der Fall, wenn die Ereignisse als mentale Ereignisse beschrieben sind. Alle Ereignisse fallen unter Gesetze,¹⁶ weil alle Ereignisse als physikalische Ereignisse beschrieben werden können und die konstitutiven Prinzipien der Physik verlangen, dass die in dieser Sprache formulierten Ereignisse unter Gesetze fallen. Aber mentale Ereignisse fallen nicht unter Gesetze, weil die Beschreibung als mentale Ereignisse keine Formulierung einer gesetzesmässigen Beziehung zulässt.

Gründe werden als propositionale Einstellungen beschrieben, Gründe sind mentale Ereignisse. Handlungen sind dadurch bestimmt, dass sie durch Gründe verursacht werden. Da Gründe mentale Ereignisse sind, fällt die Beziehung zwischen Gründen und Handlungen nicht unter Gesetze. Deshalb sind Handlungen frei. Und insbesondere sind sie frei, obwohl sie in kausaler Beziehung zu anderen Ereignissen stehen.

Dieser Lösungsansatz wird meines Erachtens vor dem Hintergrund der von mir vorgeschlagenen Lesart Davidsons als deskriptiven Metaphysiker noch überzeugender. Unser Zugang zur Welt ist durch Erklärungen gegeben. Erklärungen müssen auf zwei Ebenen funktionieren, sie müssen korrekt und befriedigend sein. Die Korrektheit einer Erklärung ist eine rein extensionale Angelegenheit. Eine Erklärung ist dann korrekt, wenn die Kausalbeziehung, welche die Erklärung impliziert, tatsächlich gegeben ist. Eine Erklärung muss darüber hinaus auch befriedigend sein. Eine Erklärung ist nur dann befriedigend, wenn sie adressatinnengerecht formuliert ist. Dabei handelt es sich um eine intensionale Angelegen-

¹⁶Diese Formulierung ist stärker als bei Davidson selbst. Er formuliert das Problem so, dass jede kausale Beziehung zwischen zwei Ereignissen unter ein Gesetz fällt, was die Möglichkeit offen lässt, dass es Ereignisse gibt, welche nicht mit anderen in kausaler Beziehung stehen und deshalb auch nicht unter ein Gesetz fallen müssen. Ich habe jedoch gezeigt (4.2), dass Ereignisse über Erklärungen bestimmt und individuiert werden. Erklärungen implizieren Kausalbeziehungen und erst diese implizieren die Existenz von Ereignissen. Entsprechend kann es keine Ereignisse geben, welche nicht in kausaler Beziehung zu anderen Ereignissen stehen. Deshalb fallen nicht nur alle Kausalbeziehungen und die dabei verknüpften Ereignisse, sondern schlichtweg alle Ereignisse unter Gesetze.

heit. Wenn eine Erklärung ein mentales Ereignis betrifft, und somit eine Kausalbeziehung impliziert, dann kann dafür keine gesetzesmässige Beziehung formuliert werden. Aber wir wissen trotzdem, dass eine Kausalbeziehung besteht. Durch einen Wechsel der Sprache könnte dieselbe Beziehung als eine gesetzesmässige oder zumindest homonome Verallgemeinerung formuliert werden. Die Erklärung wäre weiterhin korrekt. Aber sie wäre nicht mehr befriedigend, weil die Adressatin der Erklärung das Gesetz nicht versteht.¹⁷ Die Erklärungen ‚Julia wirft einen Stein ans Fenster, weil sie Judith aus dem Haus locken möchte‘ und ‚das Fenster ist zerbrochen, weil Julia einen Stein ans Fenster geworfen hat‘ implizieren je eine Kausalbeziehung zwischen zwei Ereignissen, welche wiederum das Bestehen der jeweiligen Ereignisse impliziert. Diese Ereignisse werden dadurch bestimmt und individualisiert. Die erste Erklärung impliziert eine Kausalbeziehung zwischen Julias Wunsch, Judith aus dem Haus zu locken, und ihrem Werfen des Steins. Die zweite Erklärung impliziert eine kausale Beziehung zwischen dem Werfen und dem Zerschlagen des Fensters. Und das Bestehen dieser Kausalbeziehungen impliziert die Existenz dabei verbundenen Ereignisse. Die erste Kausalbeziehung besteht zwischen einem Grund und einer Handlung. Gründe sind als propositionale Einstellungen beschrieben und können unter dieser Beschreibung nicht in gesetzesmässige Beziehung zu anderen Ereignissen gebracht werden. Die triviale Implikation ‚immer wenn ein Ereignis der Art von Julias Wunsch, Judith aus dem Haus zu locken, besteht, dann wird unter gewöhnlichen Umständen ein Ereignis der Art von Julias Werfen des Steins eintreffen‘ ist eine heteronome Verallgemeinerung und kann nicht ohne Wechsel der Sprache zu einer gesetzesmässigen Verallgemeinerung entwickelt werden. Die Erklärung für Julias Handlung kann deshalb nicht unter ein Gesetz fallen. Julias Werfen selbst ist jedoch kein mentales Ereignis, es ist nicht als propositionale Einstellung beschrieben. Dieses Ereignis steht nach der zweiten Erklärung in kausaler Beziehung zu einem weiteren Ereignis, dem Zerschlagen des Fensters. Diese Kausalbeziehung kann unter ein Gesetz fallen. Auch wenn das Gesetz nicht vorliegt, so gehen wir davon aus, dass die triviale Implikation ‚immer wenn ein Ereignis der Art von Julias Werfen des Steins vorliegt, wird unter gewöhnlichen Umständen ein Ereignis der Art vom Zerschlagen des Fensters eintreffen‘ in Richtung eines Gesetzes weiter entwickelt werden könnte. Es handelt sich um eine homonome Verallgemeinerung. Die Handlung Julias kann als Brückenereignis aufgefasst werden, welches sowohl in kausaler Beziehung zu mentalen, wie auch nicht mentalen Ereignissen steht. Gründe sind mentale Ereignisse. Handlungen selbst sind keine mentalen Ereignisse. Ihre Beziehung zu anderen Ereignissen kann unter Gesetze fallen. Dies betrifft aber nicht ihre Entstehung, sondern ihre Wirkungen.

Zu Kausalbeziehungen und Ereignissen gelangen wir über Erklärungen. Dies gilt für Kausalbeziehungen, welche mentale Ereignisse betreffen, sowie für alle anderen Kausalbeziehungen. Und dies gilt für mentale Ereignisse gleich wie für alle Ereignisse. Der Unterschied entsteht dann, wenn diese Kausalbeziehungen weiter begründet werden sollen. Während in der Sprache der Physik formulierte Kausalbeziehungen auf Gesetze zurückgeführt werden können, werden Kausalbeziehungen, welche in mentalem Vokabular formuliert sind, durch eine Verortung in rationale Mustern begründet.

¹⁷Vgl. dazu die folgende Stelle aus: „If by absurdly remote chance we were to stumble on a nonstochastic true psychophysical generalization, we would have no reason to believe it more than roughly true.“ (Davidson 1970b, 216) Wenn wir zu einer mentalen Kausalbeziehung die gesetzesmässige Formulierung vor uns hätten, könnten wir diese nicht als solche erkennen.

Handlungen sind frei, weil sie durch Gründe verursacht werden. Das Problem der Anomalie ist meines Erachtens durch Davidson auf sehr befriedigende Art gelöst worden. Und dadurch ist die eine Bedingung der Autonomie für Handlungen erfüllt: Handlungen sind frei. Wie sieht es mit dem Problem der Autonomie aus?

6.3.3 Lösung für das Problem der Autonomie

Mentale Ereignisse fallen nicht unter Gesetze, weil sie in einer Sprache beschrieben sind, welche nicht für die Formulierung gesetzesartiger Beziehungen gemacht ist. Trotzdem können Kausalbeziehungen zwischen mentalen und anderen Ereignissen bestehen und sogar unter Gesetze fallen, falls die mentalen Ereignisse in physikalischer Sprache beschrieben werden. Mit diesem Ansatz gelingt es Davidson, eine Lösung für das Problem der Anomalie zu finden. Zusammen mit der kausalen Bestimmung von Handlungen folgt daraus, dass Handlungen immer frei sind. Aber sind sie auch selbstbestimmt?

Das Problem der Autonomie besteht darin, wie es möglich ist, dass wir uns als autonom handelnde Wesen verstehen. Als Wesen, deren Tun durch Gründe nicht nur erklärt, sondern auch bestimmt wird? Als Wesen, die deshalb Verantwortung tragen für ihr Tun, weil sie dieses bestimmt haben? Die Lösung für das Problem der Anomalie liefert keinen Ansatz für eine positive Bestimmung dessen, was es bedeutet, dass ich mein Tun bestimme. Ich habe den Eindruck, dass sich aus Davidsons Handlungstheorie eine Antwort auf diese Frage entwickeln lässt. Das heisst, es lässt sich eine Konzeption von Handlungen entwerfen, wonach Wesen ihr Tun selbst und frei bestimmen können. Wesen, die dazu in der Lage sind, sind autonome Wesen, und ihr so bestimmtes Tun sind Handlungen.

Ein Ereignis ist dann eine Handlung, wenn es durch einen Grund verursacht wird. Gründe und Handlungen stehen in kausaler Beziehung zueinander. Zu Beginn des Aufsatzes „Freedom to Act“ (1973, 63-64) unterscheidet Davidson zwei Arten der Kritik an kausalen Handlungstheorien im Zusammenhang mit der Möglichkeit, dass Handlungen frei sein können. Die erste ist eine allgemeine Kritik der Art, dass Freiheit nicht zu vereinbaren sei mit der Annahme, dass Handlungen kausal determiniert sind. Die zweite ist spezifischer und betrifft die scheinbare Unmöglichkeit, die Freiheit zu handeln als eine Kausalkraft des Handelnden zu analysieren. In diesem Aufsatz beschäftigt sich Davidson lediglich mit dieser zweiten Art der Kritik. Was die allgemeinere Kritik betrifft ist er der Überzeugung, dass bereits alles Mögliche und Erforderliche getan wurde, um diese Kritik zu entkräften. Davidson verweist in diesem Zusammenhang auf die Arbeiten von Hobbes, Locke, Hume, Moore, Schlick, Ayer und Stevenson. Dies gibt Anlass zur Vermutung, dass Davidson selbst zu diesem Problem nichts gesagt hat. Ich glaube aber, dass Davidson tatsächlich selbst einen Beitrag zur Lösung dieses Problems bereithält. Einen Ansatz, den ich für sehr überzeugend halte und in der Folge rekonstruiere.

Wie ist es möglich, dass meine Handlung verursacht und dennoch autonom ist? D.h. wie ist es möglich, dass meine Handlung verursacht ist, und ich dennoch sagen kann, dass ich a) frei war darin, diese zu bestimmen und b) ich es war, der diese bestimmt hat? Die Möglichkeit für die Bedingung a) habe ich auf die Lösung des Problems der Anomalie zurückgeführt. Die Handlung ist frei, weil sie durch einen Grund verursacht wurde. Aber wie kann es sein, dass ich es war, der sie bestimmt hat? Diese Frage scheint zuerst zu einem Problem zu führen, für welches Davidson dann allerdings eine Lösung skizziert. Ich

entnehme diesen Vorschlag dem letzten Abschnitt von „Actions, Reasons, and Causes“:

Why on earth should a cause turn an action into a mere happening and a person into a helpless victim? Is it because we tend to assume, at least in the arena of action, that a cause demands a causer, agency an agent? So we press the question; if my action is caused, what caused it? If I did, then there is the absurdity of infinite regress; if I did not, I am a victim. But of course the alternatives are not exhaustive. Some causes have no agents. Among these agentless causes are the states and changes of state in persons which, because they are reasons as well as causes, constitute certain events free and intentional actions. (Davidson 1963, 19)

Aus der kausalen Auffassung von Handlung in Bezug auf freie Handlungen ergibt sich ein Dilemma. Wenn meine Handlung eine Wirkung einer Ursache ist, wer oder was hat sie verursacht? Wenn ich selbst der Verursacher bin, so ist es eine weitere Handlung von mir, die diese Handlung verursachte und es stellt sich die Frage, wer oder was diese Handlung verursacht hat - dies führt unweigerlich in einen Regress. Ich kann meine Handlung nicht selbst verursacht haben, weil ich dazu unendlich viele Handlungen ausgeführt haben müsste. Wenn auf der anderen Seite nicht ich selbst der Verursacher bin, dann ist es nicht meine Handlung; meine Handlung ist dann nichts weiter als ein weiteres Glied einer in beide Richtungen fortlaufenden unendlichen Kette von Ursachen und Wirkungen und meine Handlung ist nicht frei. Es gibt zwei Alternativen: Entweder bin ich es, der meine Handlung verursachte, oder ich bin es nicht. Wenn ich es war, muss ich unendlich viele weitere Handlungen ausgeführt haben können, also kann ich es nicht gewesen sein. Wenn nicht ich es war, ist es nicht meine Handlung. Das ist das Dilemma.

Mit Blick auf dieses Dilemma sagt Davidson, die beiden Alternativen seien nicht erschöpfend. Damit suggeriert er, dass ein dritter Weg aufgezeigt werden könnte, welcher das Dilemma umgehen könnte. Die Formulierung ‚entweder bin ich es, der meine Handlung verursachte oder ich bin es nicht‘ scheint ausgehend von der Annahme, dass meine Handlung verursacht ist, keine weitere Möglichkeit zuzulassen. Die Alternativen erscheinen tatsächlich erschöpfend. Wie ist dies dann zu verstehen?

Ein Blick auf die weiteren Sätze des Zitates lassen eine sinnvolle Interpretation zu: Handlungen sind Handlungen, weil sie durch spezielle Ursachen verursacht sind. Diese Ursachen jedoch sind selbst nicht wiederum das Resultat von Handlungen. Handlungen werden nicht durch Handlungen verursacht, die Ursache der Ursache ist entsprechend keine spezielle Ursache. Die speziellen Ursachen, welche ein Ereignis zu einer Handlung machen, sind Gründe. Gründe sind Ereignisse, und als solche verursacht. Aber Gründe sind keine Handlungen. Weil sie keine Handlungen sind, sind sie selbst nicht wiederum durch Gründe verursacht worden. Der befürchtete Regress kann gestoppt werden: Eine Handlung wird durch Gründe verursacht. Weil die Gründe meine Gründe sind, kann ich sagen, dass ich die Handlung verursacht habe. Aber da meine Gründe keine Handlungen sind, müssen sie nicht wiederum durch Gründe verursacht worden sein. Meine Gründe habe nicht ich verursacht.

Es sind dann nicht die beiden erwähnten Alternativen, die nicht erschöpfend sind, sondern die Beschreibung der Folgen einer der beiden Alternativen ist nicht erschöpfend. Die

erste der beiden Möglichkeiten ist nämlich korrekt: Ich bin es, der meine Handlungen verursacht. Aber dies muss nicht in den beschriebenen Regress führen, wenn es nämlich keine Handlung von mir ist, dass ich meine Handlung verursache. Wenn mein Verursachen meiner Handlung keine Handlung ist, muss sie selbst nicht durch Gründe verursacht werden. Damit wird der Regress gestoppt. Das Dilemma entsteht nicht und es ist möglich, dass meine Handlungen frei und durch mich verursacht sind.

Handlungen werden durch Gründe verursacht. Gründe sind mentale Ereignisse und fallen als solche nicht unter Gesetze. Die Beziehung zwischen einer Handlung und einem Grund fällt nicht unter ein Gesetz, obwohl der Grund die Handlung verursacht hat. Insofern ist eine Handlung frei, obwohl sie verursacht ist. Einen Grund zu haben, ist keine Handlung. Deshalb sind Gründe nicht durch Gründe verursacht. Die Tatsache, dass sie verursacht wird, führt nicht zu einem Regress, weil die Verursachung der Handlung keine Handlung ist. Deshalb kann ich es sein, der meine Handlung verursachte, insofern der Grund mir zugeschrieben wird und dieser Grund die Handlung verursachte.

Dies ist meines Erachtens der Ansatz einer Konzeption von autonomen Handlungen, welche sich aus den Arbeiten Davidsons entwickeln lässt.

6.4 Zusammenfassung

Das Prinzip der Anomalie des Mentalen behauptet, dass mentale Ereignisse nicht unter Gesetze fallen. Im ersten Teil dieses Kapitels habe ich Davidsons Begründung für dieses Prinzip als eine deskriptiv-metaphysische Beweisführung rekonstruiert. Die Sprache, in der mentale Ereignisse beschrieben werden, ist nicht für die Formulierung gesetzesmässiger Beziehungen geschaffen. Es gehört zu den konstitutiven Prinzipien, welche einer psychologischen Theorie zugrunde liegen, dass die Erklärungen und die diesen zugrundeliegenden kausalen Beziehungen nicht auf Gesetze, sondern auf rationale Muster gestützt werden. Mentale Ereignisse fallen nicht unter Gesetze, weil sie nicht unter Gesetze fallen sollen. Mentale Ereignisse sind entsprechend die Ereignisse, welche nicht unter Gesetze fallen sollen. Da Mentale Ereignisse als propositionale Einstellungen beschrieben werden, werden die Ereignisse als propositionale Einstellungen beschrieben, welche nicht unter Gesetze fallen.

Es stellt sich dann weiter die Frage, welche Ereignisse so sind, dass sie nicht unter Gesetze fallen sollen. Hierzu habe ich im zweiten Teil dieses Kapitels die Zusammenhänge zwischen der Anomalie des Mentalen und dem Begriff der Autonomie untersucht. Autonomie besteht darin, sein Tun selbst und frei bestimmen zu können. Autonomie setzt Anomalie voraus. Ohne eine Möglichkeit, sein Tun dem Netz von gesetzesmässigen Beziehungen zu entreissen, gibt es keine Möglichkeit, dieses als frei zu begreifen. Autonomes Tun muss deshalb mit Hilfe von propositionalen Einstellungen beschrieben werden. Damit kann gezeigt werden, dass es Ereignisse gibt, die nicht unter Gesetze fallen und deshalb frei sind. Dadurch ist noch nicht gezeigt, dass sie auch selbstbestimmt sind.

Um zu zeigen, wie die Bedingungen an Autonomie erfüllt sein können, habe ich zuerst dargelegt, inwiefern es sich bei Davidsons Handlungstheorie um eine kausale Handlungstheorie handelt. Handlungen sind dadurch und allein dadurch bestimmt, dass sie durch Gründe verursacht werden. Da Gründe mentale Ereignisse sind, fällt diese Verursachung nicht unter ein Gesetz und kann frei sein. Weiter muss angenommen werden, dass die Verur-

sachung einer Handlung durch einen Grund gleichbedeutend damit ist, dass die Handlung selbstbestimmt ist.

Ich habe einen Ansatz Davidsons vorgestellt, wie erklärt werden kann, dass eine Handlung, insofern sie durch einen Grund verursacht ist, selbstbestimmt ist. Dies ist dann möglich, wenn es sich bei dieser Verursachung selbst nicht um eine Handlung handelt, wenn der Grund nicht wiederum durch einen Grund verursacht wird.

Im letzten Kapitel dieser Arbeit soll diese Konzeption einer selbstbestimmten und freien Handlung weiter ausgearbeitet werden.

Kapitel 7

Handlungen, Gründe und autonome Selbst

In diesem Kapitel entwerfe ich eine Auffassung von autonomen Subjekten. Ich werde für die Korrektheit dieser Auffassung nicht im Einzelnen argumentieren. Die Hauptmotivation für die Auffassung besteht darin, dass sie das im letzten Kapitel skizzierte und zumindest teilweise auf Davidson zurückgeführte Bild einer freien und selbstbestimmten Handlung möglich macht. Handlungen werden durch Gründe verursacht und rationalisiert. Sie sind frei, weil die Beziehung zwischen Gründen und Handlungen nicht unter Gesetze fällt. Und sie sind selbstbestimmt, insofern sie allein durch Gründe verursacht sind. Wenn es zutrifft, dass diese Auffassung dieses Bild möglich und plausibel macht, so ist dies das beste Argument, welches ich für die Korrektheit dieser Auffassung formulieren kann.

Um die Auffassung einzuführen, werde ich nacheinander drei Elemente einführen: die *direktkausale Handlungsverursachung* (7.1.1), das *1:1-Verhältnis von Gründen und Handlungen* (7.1.2) sowie eine Auffassung von *autonomen Subjekten* (7.1.3) und eine damit einhergehende Unterscheidung von zwei Arten der Autonomie.

Bei der so entwickelten Auffassung handelt es sich nicht um eine Rekonstruktion Davidsons, obwohl diese aus meiner Auseinandersetzung mit Davidson hervorgeht. Genau zu zeigen, wo und wie fest sie von Davidson abweicht und zu beurteilen, welche dieser Abweichungen auf echte Widersprüche zurückzuführen sind, ist sehr schwierig, da die Interpretation Davidsons gerade in Bezug auf diese Positionen mehrere Möglichkeiten offen lässt. In der Folge werde ich mögliche Einwände gegen die Auffassung, welche zumindest durch gewisse Interpretationen von Davidson motiviert sein könnten, formulieren und zurückweisen. Der erste Einwand behauptet, dass Gründe keine Ereignisse seien (7.2.1), der zweite behauptet, dass nur eine intermediäre Auffassung mit dem Phänomen von irregeleiteten Kausalketten umgehen könne (7.2.2), und der dritte Einwand besteht in einer analogen Behauptung bezüglich der Kenntnis von Gründen und der dabei auftretenden erstpersonalen Autorität (7.2.3).

7.1 Darstellung der Auffassung

7.1.1 Direktkausale Handlungsverursachung

Gemäss einer kausalen Handlungstheorie werden Handlungen durch Gründe verursacht. Nach der von mir vorgeschlagenen Lesart von Davidsons Argument aus „Actions, Reasons, and Causes“ (6.3.1), folgt die Kausalbeziehung zwischen Gründen und Handlungen aus der Tatsache, dass es sich bei der Angabe eines Grundes für eine Handlung um eine Erklärung handelt. Was Handlungen und Gründe sind, folgt ebenfalls daraus: Es müssen Entitäten sein, welche in einer Kausalbeziehung zueinander stehen können, entsprechend handelt es sich bei Gründen und Handlungen um Ereignisse. Handlungserklärungen sind jedoch eine spezielle Art der Kausalerklärung: Die Handlung wird durch die Angabe des Grundes rationalisiert, Explanans und Explanandum sind Teil eines rationalen Musters. Es stellt sich nun die Frage, inwiefern der rationale Aspekt einer Handlungserklärung einen Einfluss auf die von der Erklärung implizierte Kausalbeziehung hat. Wie verursacht ein Grund eine Handlung? Ich skizziere in der Folge zwei Positionen, welche je eine andere Antwort auf diese Frage liefern. Die erste Position bezeichne ich als *intermediäre*, die zweite als *direktkausale* Position. Ich halte die beiden Positionen für nicht miteinander vereinbar und nur die zweite für korrekt. Dies versuche ich damit zu begründen, dass die im letzten Kapitel entwickelte Auffassung einer selbstbestimmten und freien Handlung (6.3.3) durch die Einnahme der intermediären Auffassung verhindert wird. Die direktkausale Position hingegen macht diese Auffassung plausibel.

Ich führe die intermediäre Position ausgehend von einem Zitat Davidsons ein.¹ Ganz zu Beginn von „Actions, Reasons, and Causes“ beschreibt er, wie Gründe Handlungen rationalisieren:

A reason rationalizes an action only if it leads us to see something the agent saw, or thought he saw, in his action - some feature, consequence, or aspect of the action the agent wanted, desired, prized, held dear, thought dutiful, beneficial, obligatory, or agreeable. (Davidson 1963, 4)

Damit macht Davidson klar: es genügt nicht, dass jemand die Gründe für eine Handlung *hat* bzw. dass ihr diese zugeschrieben werden können, sie muss diese auch *sehen*. Auch wenn es sich um eine metaphorische Verwendung des Verbs ‚sehen‘ handelt, wird deutlich, dass es sich dabei um eine Tätigkeit handelt. Die Handelnde übt eine Tätigkeit aus. Sie erkennt etwas in ihren Gründen. Dabei muss sie auf irgendeine Art und Weise Zugriff auf diese Gründe haben, über ihre Gründe nachdenken können und aus verschiedenen Gründen auswählen können. Nur wenn ein Grund eine Handlung rationalisiert, ist es wirklich ein Grund.

Aber nicht alles, was eine Handlung rationalisiert, ist ein Grund für diese Handlung. Nur weil etwas eine Handlung rationalisieren *würde*, ist es noch kein Grund. Ich lese die

¹Damit möchte ich nicht zeigen, dass Davidson diese Position vertritt. Wie bereits erwähnt ist die exegetische Grundlage kontrovers, da er zwar so schreibt, als vertrete er eine intermediäre Auffassung, diese aber nicht explizit ausformuliert und gleichzeitig stellenweise gegenläufige Bemerkungen in Richtung einer direktkausalen Auffassung macht (Davidson 1973a, 73; Davidson 2001a, 128). Ich verwende dieses Zitat deshalb, weil es die zentrale Idee hinter der intermediären Auffassung auf den Punkt bringt.

Zeitung, weil ich mich vor der Arbeit drücken möchte. Mein Wunsch, mich vor der Arbeit zu drücken, verursacht und rationalisiert mein Zeitungslesen. Dabei hätte ich noch andere Gründe, die Zeitung zu lesen. Es handelt sich dabei aber nicht um *meinen* Grund. Um solche vermeintliche Gründe aus dem Bereich der Gründe auszuschliessen, verlangt die intermediäre Position, dass ein handelndes Wesen sieht, dass der Grund seine Handlung rationalisiert, und die entsprechende Handlung deshalb ausführt, weil es dies sieht. Wenn ich aus einem Grund handle, so ist meine Einsicht in diesen Grund für die Handlung verantwortlich. Und da es sich um einen kausalen Vorgang handelt, muss dies Teil der Verursachung sein. Der Grund verursacht die Handlung, *indem* der Grund die Handlung rationalisiert. Die Rationalisierung ist nach der intermediären Auffassung Teil der Verursachung. Rationalisieren ist dabei nicht nur das, was die Handlung erklärt, sondern auch, was die Handlung verursacht.²

Nach der intermediären Auffassung ist die Rationalisierung ein Bestandteil des Verursachungsprozesses. Eine Handlung wird damit auf prinzipiell andere Art verursacht als ein natürliches Ereignis. Bei der direktkausalen Auffassung hingegen unterscheidet sich die Verursachung einer Handlung durch einen Grund nicht prinzipiell von der Verursachung irgendeines Ereignisses durch ein anderes. Eine Ursache-Wirkung-Beziehung zwischen zwei Ereignissen ist das, was zwischen den beiden Relata der von einer Erklärung implizierten Kausalbeziehung besteht. Die Angabe eines Grundes erklärt eine Handlung. Wenn die Erklärung korrekt ist, bestehen das als Grund und das als Handlung beschriebene Ereignis. Ersteres ist die Ursache von Letzterem. Die Erklärung ist nur insofern speziell, als es sich bei der Erklärung um eine Rationalisierung handelt. Als Konsequenz davon lässt sich die der Erklärung zugrundeliegende Kausalbeziehung nicht auf ein Gesetz zurückführen. Aber diese Konsequenz betrifft die Ebene der Beschreibung und hat keinen Einfluss auf die ontologische Ebene, auf welcher die kausale Beziehung stattfindet. Die Verursachung einer Handlung ist kein prinzipiell anderer Prozess als die Verursachung eines natürlichen Ereignisses.

Nach der direktkausalen Auffassung gibt es kein handelndes Subjekt, welches zwischen dem Grund und der Handlung vermittelt. Gründe sind Ereignisse, welche Handlungen gleichzeitig rationalisieren und verursachen. Rationalisieren und Verursachen geschieht auf unterschiedlichen Ebenen. Ein Grund ist ein Ereignis, welches so beschrieben werden kann, dass es die beschriebene Handlung rationalisiert, und die Handlung gleichzeitig verursacht. Die Rationalisierung findet auf der Ebene der Beschreibung statt, die Verursachung auf der ontologischen Ebene.

Im letzten Kapitel habe ich ausgehend von Davidson eine Konzeption einer freien und selbstbestimmten Handlung entwickelt. Eine Handlung ist frei und selbstbestimmt, wenn sie durch einen Grund verursacht wird. Sie ist frei, insofern sich die Beziehung zwischen dem Grund und der Handlung nicht unter ein Gesetz fassen lässt. Und sie ist selbstbestimmt, insofern die Handlung allein durch diesen Grund bestimmt wird. Auf diese Art kann eine kausale Handlungstheorie erklären, dass eine Handlung autonom ist. Damit dies möglich ist, darf das Haben eines Grundes keine Handlung sein. Wäre es eine Handlung,

²Dabei werden die beiden Ebenen, die Davidson sonst so sorgfältig zu trennen versucht, vermischt. Eine Rationalisierung ist eine Erklärung und somit auf sprachlicher Ebene, kausale Beziehungen bestehen zwischen Ereignissen. Im Gegensatz zur intermediären Position vermeidet die direktkausale Position eine solche Ebenen-Vermischung.

müsste diese durch einen weiteren Grund verursacht werden, das Haben dieses Grundes wäre wiederum eine Handlung, welche durch einen weiteren Grund verursacht sein müsste. Wenn das Haben eines Grundes als eine Handlung aufgefasst wird, führt die kausale Handlungsauffassung in einen Regress. Wenn ein handelndes Wesen nach der intermediären Position zwischen Grund und Handlung vermittelt, indem es sieht, dass der Grund die Handlung rationalisiert, ist das Haben eines Grundes eine Handlung. Die intermediäre Auffassung ist nicht mit einer kausalen Auffassung von Handlungen vereinbar.

Nach der intermediären Position kann nicht beschrieben werden, wie eine autonome Handlung trotz kausaler Beziehung zwischen Grund und Ursache möglich ist. Dies ist mein Hauptargument für die Einnahme der direkt-kausalen Position. Wobei die in den nächsten zwei Unterkapiteln eingeführten zusätzlichen Elemente deutlicher machen sollten, inwiefern von der direkt-kausalen Position behauptet werden kann, dass sie zeigen kann, dass eine Handlung autonom ist.

7.1.2 1:1-Verhältnis von Gründen und Handlungen

Nach der intermediären Auffassung liegen mir als Handelnder eine Vielzahl von Gründen vor. Ich reflektiere diese und wähle einen Grund aus. Der gewählte Grund wird handlungswirksam, die anderen Gründe bleiben liegen. Dies ermöglicht eine Unterscheidung zwischen Gründen, die tatsächlich zu Handlungen führen und anderen, welche dann keine eigentlichen Gründe sind. Ohne zwischengeschaltetes Subjekt kann diese Unterscheidung nicht getroffen werden. Folgt aus der direkt-kausalen Auffassung, dass keine solche Unterscheidung getroffen werden kann?

Aus der obigen Darstellung von Gründen (6.3.2) folgt: Gründe sind Ereignisse. Und zwar die Ereignisse, die Handlungen gleichzeitig verursachen und rational erklären. Umgekehrt (6.3.1) wurden Handlungen als jene Ereignisse charakterisiert, welche von Gründen verursacht werden. Gründe und Handlungen stehen im Verhältnis von Ursache und Wirkung zueinander. Ich möchte folgende These aufstellen: Zu jeder Handlung gibt es einen Grund, und zu jedem Grund gibt es eine Handlung. Während der erste Teil der Behauptung bereits aus der oben behandelten Definition von Handlungen folgt und zumindest für eine von Davidson geprägte Handlungstheoretikerin unstrittig ist, ist der zweite Teil vielleicht überraschender: Gründe führen zwingend zu Handlungen.

Es kann keine Gründe geben ohne dazugehörige Handlung. Wenn diese These akzeptiert werden kann, ergibt sich eine einfache Lösung für das oben formulierte Problem der Unterscheidung zwischen meinem tatsächlichen und nur scheinbaren Gründen für mein Zeitungslesen: Ich hatte gar nicht mehrere Gründe, um die Zeitung lesen. Dass ich eigentlich guten Grund gehabt hätte, die Zeitung zu lesen, war kein Ereignis, das meine Handlung verursachte und folglich kein Grund. Ich lege zuerst dar, wieso der Zusammenhang zwischen Handlungen und Gründen so eng sein muss und versuche dann mögliche Bedenken zu entkräften.

Die Begründung für diese Auffassung folgt ebenfalls daraus, dass Ereignisse über ihr Auftauchen in Erklärungen und via die dadurch implizierten Kausalbeziehungen impliziert werden. Ein Ereignis ist allein durch seine kausalen Beziehungen zu anderen Ereignissen festgelegt. Genauso, wie sich eine Handlung dadurch von anderen Ereignissen unterscheidet, dass sie durch einen Grund verursacht wurde, so unterscheidet sich ein Grund von

anderen Ereignissen dadurch, dass er eine Handlung verursachte.

Gründe werden auf Handlungen zurückgeführt, welche wiederum über Gründe bestimmt werden. Auf ontologischer Ebene ist dieser Zirkel unproblematisch. Es gilt für alle Ereignisse, dass sie lediglich über ihre kausalen Beziehungen zu anderen Ereignissen bestimmt werden können. Dennoch sind Ereignisse distinkt. Auf erkenntnistheoretischer Ebene hingegen könnte dieser Zirkel problematisch sein: Um zu erkennen, dass es sich um einen Grund handelt, muss ich zuerst erkennen können, dass es sich bei einem anderen Ereignis um eine Handlung handelt. Um zu erkennen, dass es sich um eine Handlung handelt, muss ich zuerst erkennen, dass es sich bei einem anderen Ereignis um einen Grund handelt. In der Folge versuche ich zu zeigen, dass sich dieser Zirkel für eine direkt-kausale Auffassung nicht als problematisch erweist.

Nach der direkt-kausalen Auffassung haben Handlungen epistemisch Vorrang. Dies ergibt sich aus den konstitutiven Prinzipien der Psychologie. Wenn wir zu einem Phänomen die Einstellung haben, dass es sich um ein autonomes Ereignis handelt, suchen wir nach einer rationalen Erklärung. Autonome Ereignisse sind Handlungen. Wenn wir etwas als eine Handlung erkennen, suchen wir nach einer Erklärung mit Hilfe von Gründen. Dies ist analog zur Situation, in der wir die Einstellung haben, dass es sich bei einem Ereignis um ein natürliches Phänomen handelt. Wir suchen dann nach einer Erklärung, welche auf Gesetze zurückgeführt werden kann. Epistemisch hat das Explanans Priorität. Unsere Einstellung zum Explanans ist dafür verantwortlich, welche Art der Erklärung wir anstreben. Bei rationalen Erklärungen ist die Handlung das Explanans und wir suchen nach einem Explanandum, welches in der Angabe von Gründen besteht. Die Auszeichnung von Handlungen hat Vorrang gegenüber der Auszeichnung von Gründen. Dieser Vorrang ist epistemischer Natur: Wir beobachten die Tätigkeiten eines Menschen (uns selbst eingeschlossen) und haben zu einigen die Einstellung, dass es sich um eine Handlung handelt.³ Deshalb beschreiben wir diese als Handlung, indem wir Gründe dafür angeben. Wir sind mit den Handlungen konfrontiert, nicht mit den Gründen. Aber der epistemische Vorrang überträgt sich nicht auf die kausale Beziehung zwischen Handlungen und Gründen. Deshalb kann es keine Gründe geben, die nicht zu einer Handlung führen. Wenn es keine Gründe gibt, welche nicht zu Handlungen führen, gibt es keinen Grund für die der intermediären Auffassung zugrundeliegende Annahme eines vermittelnden Subjektes.

Diese Auffassung von Gründen ist möglicherweise verwirrend: Ich überlege, was ich tun soll - gehe ich ins Bett oder arbeite ich weiter? Wir könnten versucht sein, dies so zu beschreiben: Ich habe gute Gründe für beide Handlungen. Die Absicht mit der Arbeit voran zu kommen, und die Überzeugung, dass ich im Moment gut voran komme, bilden einen Grund, weiterzuarbeiten. Die Absicht, morgen fit zu sein, und die Überzeugung, dass dies nach genügend Schlaf verlangt, bilden einen Grund, ins Bett zu gehen. Ich wäge die Gründe gegeneinander ab. Der stärkere Grund obsiegt und wird handlungswirksam, der andere bleibt unerhört. Dadurch verschwindet der unerhörte Grund nicht, aber zu ihm gibt es keine Handlung. Widerspricht dies nicht der Annahme, dass Gründe zwingend zu Handlungen führen.

Die obige Beschreibung meiner Entscheidungssituation ist falsch, weil sie übersieht,

³Eine ähnliche Auffassung vertritt Strawson, wenn er die Annahme der Freiheit als Bedingung der Möglichkeit, gegenüber einem Wesen reaktive Einstellungen einzunehmen, beschreibt (Strawson 1974). Vgl. dazu Nida-Rümelin 2005, 25-31.

dass wir ständig handeln und deshalb Handlungen mit Gründen verwechselt. Wir handeln immerfort, aber nur ein Teil unserer Handlungen ist sichtbar und wird bewusst als Handlungen zur Kenntnis genommen. Insbesondere tendieren wir dazu, Denken nicht als Handlungen zu betrachten. Zu dieser Tendenz lassen wir uns durch paradigmatische Fälle der Beschreibung von Handlungen und Gründen verleiten. Ich stehe vom Stuhl auf, weil ich einen Kaffee trinken möchte und der Überzeugung bin, dass ich dazu aufstehen und in die Küche gehen muss. Die Handlung ist beobachtbar, während dies für den Grund nicht gilt. Dies verleitet uns zur Annahme, dass Handlungen immer beobachtbar sind. Dabei übersehen wir, dass Handlungen oftmals ebenfalls nicht beobachtbar sind.

Wenn ich abwäge, ob ich ins Bett gehen oder weiterarbeiten soll, handle ich. Beim Zusammentragen, Vergleichen und Abwägen von Gründen handelt es sich um Handlungen. Für diese Handlungen gibt es Gründe und diese Handlungen schaffen neue Gründe. Ein solcher von diesen Handlungen geschaffener Grund könnte die als Schlussfolgerung gewonnene Überzeugung sein, dass es für die Arbeit insgesamt mehr bringt, jetzt ins Bett zu gehen. Und diese Überzeugung kann dann ein Grund sein dafür, dass ich ins Bett gehe. Der falschen Darstellung liegt eine Aequivokation zugrunde. Wenn wir sagen, dass wir Gründe gegeneinander abwägen, verwenden wir ‚Gründe‘ anders als dann, wenn wir sagen, dass Gründe Handlungen verursachen. Einmal sind Gründe Ursachen für Handlungen, einmal sind sie das, worauf sich eine Handlung bezieht. Eine Verwechslung von Handlungen mit Gründen führt dazu, dass die Kardinalität der Menge der Gründe im Vergleich zur Kardinalität der Menge der Handlungen zunimmt. Wir wundern uns dann über die Aussage, dass es zu jedem Grund eine Handlung geben muss.

Eine andere Situation, die uns dazu verleiten könnte, dass es auch Gründe geben müsste, welche nicht zu einer Handlung führen, sind Fälle von missglückten Handlungen. Ich habe den Wunsch beim Fussballspielen ein Tor zu erzielen und die Überzeugung, dass dies durch einen gezielten und scharfen Schuss in die linke untere Ecke erreicht werden könnte. Ich schiesse, treffe den Ball schlecht und dieser fliegt weit über das Tor hinaus. Die Handlung ist nicht zustande gekommen. Geht der Grund im Moment des Scheiterns verloren, wenn ein Grund immer eine Handlung verursachen muss? Auch diese Situation muss anders beschrieben werden. Die Handlung besteht nicht im Treffen des Tors, sondern im Schiessen. Die Handlung verfehlt ihren Zweck, trotzdem habe ich eine Handlung ausgeführt. Wenn wir dies so betrachten wird deutlich, dass ich auch in Fällen des Scheiterns handle. Deshalb spricht auch dies nicht gegen die Annahme, dass jeder Grund eine Handlung verursacht.⁴

Gründe sind Ursachen von Handlungen, und Handlungen sind durch Gründe verursacht. Ohne Grund, keine Handlung. Ohne Handlung, keinen Grund.

7.1.3 Autonome Selbst

In den letzten zwei Unterkapiteln habe ich darauf hingearbeitet, eine von mir als falsch betrachtete Auffassung davon, wie Gründe Handlungen verursachen, zurückzuweisen. Es

⁴Success-Verben wie ‚treffen‘, ‚töten‘ oder ‚gewinnen‘ können nicht nur im Fall des Scheiterns, sondern auch im Erfolgsfall für Verwirrung sorgen: Ich ziele auf das Tor, ich schiesse auf das Tor, ich treffe das Tor. Dann stellt sich die Frage: Ist es eine Handlung, oder sind es mehrere? Meines Erachtens hat für solche Fälle Bennett (Bennett 1973) alles Nötige getan, um die scheinbaren Probleme im Umgang mit solchen Verben zu beseitigen.

handelt sich dabei um die Auffassung, dass Gründe, um handlungswirksam zu werden, eines handelnden Subjektes bedürfen. Ich habe dies als intermediäre Auffassung bezeichnet. Dieser habe ich die meines Erachtens korrekte, von mir als direkt-kausal bezeichnete, Auffassung gegenübergestellt, wonach Gründe direkt mit Handlungen verbunden sind. Diese Beziehung ist so eng, dass es weder Gründe ohne Handlungen, noch Handlungen ohne Gründe, gibt. Es bedarf dann keines intermediären Subjektes, welches den Zusammenhang zwischen dem Grund und der Handlung herstellen kann. Dabei ist das Subjekt, welchem nach der intermediären Auffassung eine zentrale Rolle beim Handeln zukommt, verschwunden. Wie kann dann noch davon gesprochen werden, dass eine Handlung selbstbestimmt ist, wenn kein Subjekt die Handlung bestimmt? Wurde das Kind mit dem Bade ausgeschüttet?

Auf diese Frage versuche ich wiederum auf dem Weg der deskriptiven Metaphysik eine Antwort zu formulieren. Wir gehen davon aus, dass Gründe autonome Handlungen rationalisieren. Damit Handlungen autonom sind, müssen sie frei und selbstbestimmt sein. Frei sind sie, insofern sie Gründe sind. Selbstbestimmt sind sie, wenn es das Selbst ist, das diese bestimmt. Da das Selbst nicht als vermittelnde Instanz die Handlung bestimmen kann, muss es die Handlung anders bestimmen. Handlungen werden durch Gründe verursacht und dadurch bestimmt. Gründe bestimmen Handlungen. Wenn das Selbst die Handlung bestimmen soll, muss das Selbst die Gründe sein.

Das Selbst eines Wesens ist die Menge der Gründe für die Handlungen dieses Wesens. Gründe sind Ereignisse. Somit ist das Selbst eine Menge von Ereignissen. Ereignisse sind durch ihre kausalen Beziehungen zu anderen Ereignissen eindeutig bestimmt. Wenn gilt, dass wir die Menge der Handlungen eines Wesens eindeutig bestimmen können, ist jedes Ereignis entweder eine Ursache eines Ereignisses aus dieser Menge oder nicht. Somit ist das Selbst klar umgrenzt. Die Gründe verursachen sämtliche Handlungen dieses Wesens. Alle Handlungen eines Wesens sind selbstbestimmt. Sie sind frei, weil sich die Angabe eines Grundes als Erklärung für eine Handlung nicht unter ein Gesetz fassen lässt.

Ich schlage vor, dass ein so bestimmter Begriff eines Selbsts weitgehend die Funktion übernehmen kann, welche der Begriff eines Subjektes in vielen Zusammenhängen spielt. Das Selbst macht den Kern eines autonomen Wesens aus.

Das Selbst eines Wesens ist die Menge der Gründe dieses Wesens. Insofern ein Wesen über Gründe verfügt, kann es sein Tun selbst bestimmen. Gründe schreiben wir jenen Wesen zu, deren Tun wir für Handlungen halten. Wir halten ihr Tun deshalb für Handlungen, weil wir es als autonom auffassen und wollen deshalb nicht, dass es unter Gesetze fällt. Weil wir nicht wollen, dass die Beziehung zwischen Gründen und Handlungen unter Gesetze fällt, beschreiben wir Gründe als propositionale Einstellungen. Somit schreiben wir jenen Wesen propositionale Einstellungen zu, welche wir für autonom halten. Wenn mit Davidson (Davidson 1982, 96) gilt, dass jene Wesen rational sind, welchen wir propositionale Einstellungen zuschreiben, dann sind rationale Wesen autonome Wesen.

Ich habe Autonomie mit dem Begriff ‚selbstbestimmt‘ eingeführt und diesen so charakterisiert, dass die Möglichkeit der Selbstbestimmung erfordert, dass es das Selbst ist, welches bestimmt. Wenn ein autonomes Wesen mit einer Menge von Gründen gleichgesetzt wird, dann sind die durch diese Gründe verursachten Ereignisse vom Selbst bestimmt. Da es sich bei der Menge der so verursachten Ereignisse um die Handlungen eines Wesens handelt, sind die Handlungen vom Selbst bestimmt. Es gibt noch eine weitere Art, wie der Begriff

„selbstbestimmt“ aufgefasst werden kann. In diesem Sinn von Selbstbestimmung geht es nicht darum, dass das Selbst etwas bestimmt, sondern dass das Selbst bestimmt wird. In diesem Sinn von Selbstbestimmung soll das Selbst wiederum selbstbestimmt sein. Selbstbestimmung in diesem Sinn erfordert, dass sich das Selbst bestimmen kann.⁵ Wenn das Selbst eine Menge von Gründen ist, dann bedeutet Selbstbestimmung in diesem zweiten Sinn, die Menge seiner Gründe selbst zu bestimmen. Ein in diesem Sinn selbstbestimmtes Wesen kann seine Gründe selbst bestimmen. Wenn ich mein Selbst bestimme, überlege ich mir, aus welchen Gründen ich gerne handeln möchte. Ich überlege mir, welche Überzeugungen und Absichten zu haben, ich für wünschenswert halte.

Sein Selbst selbst zu bestimmen, ist eine Handlung, diese muss durch einen Grund verursacht sein. Das Selbst bestimmen, kann nur, wer selbstbestimmt ist. Selbstbestimmung in diesem zweiten Sinn setzt Selbstbestimmung im ersten Sinn voraus. Dabei handelt es sich um eine intentionale Tätigkeit. Wenn ich mein Selbst bestimme, dann nehme ich Bezug auf die Gründe, die ich habe, und vergleiche diese mit anderen möglichen Gründen.

Somit lässt sich aus der aus Davidson entwickelten Auffassung von Autonomie eine dreiteilige Unterscheidung entwickeln, die analog ist zu jener von Jeffrey (vgl. 2.4.8). Es gibt eine Vielzahl von natürlichen Phänomenen und Systemen, welche wir nicht für autonom halten. Dazu gehören Raketen, das Wetter, möglicherweise auch Pflanzen und Ökosysteme. Da wir diese nicht für autonom halten, wollen wir auch nicht, dass diese nicht unter Gesetze fallen. Deshalb schreiben wir ihnen keine propositionalen Einstellungen zu. Autonome Wesen sind jene Wesen, welche wir für autonom halten. Ein Wesen für autonom zu halten, bedeutet, sein Verhalten als selbstbestimmt und frei zu betrachten. Das ist dann der Fall, wenn dieses durch Gründe verursacht verursacht wird, aber sich die Beziehung zwischen Gründen und Handlung nicht unter ein Gesetz fassen lässt. Deshalb beschreiben wir Gründe als propositionale Einstellungen. Dies gilt, neben Menschen, für eine Vielzahl von Wesen, viele davon sind sprachlose Wesen. Unter den autonomen Wesen gibt es solche, welche nicht nur ihr Tun selbst bestimmen können, sondern darüber hinaus ihr Selbst bestimmen können. Solche Wesen haben einen grösseren Grad an Freiheit. Sein Selbst Bestimmen ist eine anspruchsvolle Tätigkeit. Auf meine Gründe Einfluss nehmen zu können, setzt voraus, dass ich mich auf meine Gründe beziehen kann. Es handelt sich dabei um eine intentionale Tätigkeit und es ist plausibel anzunehmen, dass diese Tätigkeit an den Besitz einer Sprache geknüpft ist.

Die Zuschreibung propositionaler Einstellungen erfolgt nicht willkürlich. Wir schreiben propositionale Einstellungen nur jenen Wesen zu, welche wir für autonom halten. Raketen halten wir nicht für autonom. Weder glauben wir, dass sich deren Verhalten nicht unter Gesetze fassen lässt, noch dass es selbstbestimmt ist. Dadurch kann das Raketenargument zurückgewiesen werden. Alle Wesen, welche wir für autonom halten, besitzen propositionale Einstellungen. Wesen, die wir für autonom halten, sind rationale Wesen.

⁵Diese Unterscheidung zwischen zwei Sinnen von Selbstbestimmung ist teilweise inspiriert durch Harry G. Frankfurts Unterscheidung zwischen Wünschen erster und zweiter Ordnung (Frankfurt 1988). Die Möglichkeit der Selbstbestimmung im zweiten Sinn entspricht dem Besitz von Wünschen zweiter Ordnung. Bei einem Wesen, das in diesem zweiten Sinn selbstbestimmt ist, handelt es sich um das, was Frankfurt eine Person nennt.

7.2 Zurückweisung von Kritik

In diesem Kapitel wird eine Version einer kausalen Handlungstheorie skizziert. Im ersten Unterkapitel habe ich drei wichtige Elemente dieser Theorie eingeführt: 1. Gründe verursachen Handlungen direkt, ohne Vermittlung eines handelnden Subjekts. 2. Zu jeder Handlung gibt es einen Grund, umgekehrt gibt es zu jedem Grund eine Handlung. 3. Obwohl es kein Subjekt gibt, welches zwischen Handlungen und Gründen vermittelt, gibt es einen sinnvollen Begriff eines Selbst, welcher mit der Idee zu vereinbaren ist, dass dieses Selbst seine Handlungen bestimmt. Bei diesem Selbst handelt es sich um die Menge der Gründe eines Wesens.

Im Zusammenhang mit der Einführung des dritten Elementes habe ich gezeigt, dass aus dieser Auffassung eine Widerlegung des Intensionalitäts- und des Raketenargumentes formuliert werden kann. Im zweiten Unterkapitel geht es nun darum, diese Auffassung gegen mögliche Einwände zu verteidigen.

Es handelt sich dabei um Einwände, welche möglicherweise von Davidson selbst dagegen erhoben würden. Auch wenn ich die eingeführte Auffassung aus den Arbeiten von Davidson entwickelt habe, ist es nicht eindeutig, dass Davidson einer solchen Auffassung zustimmen könnte und es gibt Teile seiner Arbeiten, welche dieser direkt zu widersprechen scheinen. Es handelt sich um drei Einwände, diese stehen alle im Zusammenhang mit Kritiken, welche gegen Davidsons kausale Handlungstheorie formuliert wurden. Bei seinen Bemühungen, diese zu widerlegen, bezieht sich Davidson so deutlich wie sonst kaum je auf eine intermediäre Auffassung. Offenbar sieht er darin die beste Möglichkeit, die kausale Handlungstheorie zu verteidigen. Ich finde Davidsons Widerlegung in keinem der drei Fälle überzeugend, und zeige stattdessen, dass die gegen die kausale Theorie im allgemeinen vorgebrachten Kritiken mit Hilfe der direktkausalen Auffassung gut widerlegt werden kann. Dadurch können die möglicherweise von Davidson erhobenen Einwände gegen die direkt-kausale Auffassung entkräftet werden. Dies ist für den Gesamtzusammenhang dieser Arbeit entscheidend, da die interne Kritik an der lingualistischen Argumentation von der direkt-kausalen Auffassung ausgeht.

7.2.1 Gründe sind keine Ereignisse

Davidson geht davon aus, dass die Angabe eines Grundes eine Handlung erklärt und kommt zum Schluss, dass dies nur möglich ist, wenn Gründe Ursachen von Handlungen sind. Gründe und Handlungen sind demnach Relata von Kausalbeziehungen. Ich habe daraus den Schluss gezogen, dass Gründe und Handlungen Ereignisse sind, da es sich bei Relata von Kausalbeziehungen um Ereignisse handelt. Während Davidson diesem Schluss in Bezug auf Handlungen zustimmt, so ist seine Haltung bezüglich dem Ereignisstatus von Gründen zwiespältig: Während sich in „Mental Events“ gleich mehrere Stellen finden lassen, welche explizit Gründe als Ereignisse bezeichnen (Davidson 1970b, 207; 208; 210; 221), findet sich in „Actions, Reasons, and Causes“ explizit die gegenteilige Behauptung.⁶ Da die Annahme, dass es sich bei Gründen um Ereignisse handelt, für die direkt-kausale Auffassung zentral ist, müssen Davidsons gegenteilige Aussagen untersucht werden.

⁶Für eine detaillierte und teilweise *gegen* Davidson gerichtete Zurückweisung der Annahme, dass es sich bei Gründen um Ereignisse handeln kann, vgl. Schröder 2001, für eine Begründung, dass Davidson diese Position tatsächlich vertreten hat, vgl. Stoecker 2013, 603.

Davidson behandelt in „Actions, Reasons, and Causes“ Einwände gegen seine These, dass Gründe Handlungen verursachen. Der erste dieser Einwände (Davidson 1963, 12-13) besteht darin, dass Gründe Einstellungen oder Zustände seien und deshalb keine Ursachen sein könnten, da Ursachen Ereignisse seien. Davidsons Entgegnung auf diesen Einwand besteht aus zwei Punkten. Einerseits gibt er zu Bedenken, dass wir auch bei Ereignissen, die keine Handlungen sind, oftmals Zustände oder Dispositionen als Ursachen nennen.⁷ Andererseits bemerkt er, dass auch dann, wenn Überzeugungen und Absichten selbst keine Ereignisse seien, diese doch in den meisten Fällen mit Ereignissen eng verknüpft seien. Bei diesen mit Gründen eng verknüpften Ereignissen meint er Ereignisse wie die Entstehung einer Überzeugung oder das plötzliche Auftreten eines Wunsches.⁸ Diese Ereignisse - so ist der Vorschlag wohl zu verstehen - könnten dann die kausale Rolle an Stelle der Gründe spielen. Davidsons Entgegnungen sind jedoch nicht überzeugend.

Die erste Entgegnung läuft auf die Behauptung hinaus, dass es sich bei kausalen Relata nicht zwingend um Ereignisse handeln muss. Diese Behauptung ist aber vor dem Hintergrund von Davidsons Auffassung von Kausalität nicht möglich.⁹ Kausalbeziehungen bestehen nur zwischen Ereignissen. Demnach ist der Vorschlag, Ursachen seien möglicherweise keine Ereignisse, nicht akzeptabel. Wenn es zutrifft, dass oftmals die Beschaffenheit, ein Zustand oder eine Disposition Ursache eines Ereignisses ist, folgt nicht, dass es Ursachen gibt, welche keine Ereignisse sind, sondern dass Beschaffenheiten, Zustände und Dispositionen Ereignisse sein müssen.¹⁰

Die zweite Entgegnung kann ebenfalls zurückgewiesen werden: Wenn es nicht die Gründe selbst, sondern damit verbundene Ereignisse sind, welche die Handlungen verursachen, steht das im Widerspruch zur eigentlichen Behauptung, die darin besteht, dass Gründe Ursachen seien.

Der Einwand lautete: Gründe können keine Ursachen sein, weil Ursachen Ereignisse sein müssen, und Gründe keine Ereignisse sind. Davidsons Erwiderungen bestehen darin, dass Ursachen nicht Ereignisse sein müssen und/oder dass Gründe keine Ursachen sind. Beide Erwiderungen sind nicht befriedigend. Ausgehend von der direkt-kausalen Auffassung bietet sich eine viel naheliegendere Entgegnung an: Gründe sind Ereignisse. Meines Erachtens verpflichtet sich Davidson aus seinen Untersuchungen zur Ontologie und Kausalität von Ereignissen zur Behauptung, dass Gründe Ereignisse sind und ich sehe umgekehrt keinen Grund, der ihn an dieser Auffassung hindern würde. Dies ist ein zentraler Bestandteil der direkt-kausalen Auffassung.

⁷Davidson verweist dabei auf die Kausalaussage ‚die Brücke ist wegen eines Konstruktionsfehlers eingestürzt.‘ Die Annahme Davidsons dabei ist, dass es sich bei der Ursache des Einsturzes um einen Zustand und nicht um ein Ereignis handelt. Diese Annahme wird aber nicht begründet.

⁸In die gleiche Richtung weist eine Klammerbemerkung in „Freedom to Act“: „[I]n this case, it is a state rather than an event - but this could be changed along these lines: ‚coming to have desires and beliefs that rationalize x‘ [.]“ (Davidson 1973a, 73; vgl. auch Davidson 1975, 156)

⁹Diese entwickelt er explizit erst später. Die einschlägigen Aufsätze dazu erschienen zwischen 1976 und 1970. Es ist deshalb durchaus denkbar, dass Davidson an dieser Entgegnung nicht festhalten würde.

¹⁰Nach meiner Lesart von Davidson als deskriptiven Metaphysiker ist eine solche Einteilung unproblematisch. Ereignisse sind Relata von Kausalbeziehungen, Kausalbeziehungen sind das, was korrekten Erklärungen zugrundeliegt. Wenn die Angabe von Dispositionen oder Zuständen etwas erklärt, so muss es sich dabei um ein Ereignis handeln.

7.2.2 Irregeleitete Kausalketten

Ebenfalls potentiell problematisch für die Auffassung, dass Gründe immer zu Handlungen führen, sind Fälle irregeleiteter Kausalketten (deviant causal chains). Davidson beschreibt das Problem mit Hilfe eines Beispiels:

A climber might want to rid himself of the weight and danger of holding another man on a rope, and he might know by loosening his hold on the rope he could rid himself of the weight and danger. This belief and want might so unnerve him as to cause him to loosen his hold, and yet it might be the case that he never *chose* to loosen his hold, nor did he do it intentionally. (Davidson 1973a, 79, seine Hervorhebung)¹¹

Der Bergsteiger hat den Wunsch, sich zu retten, und er ist der Überzeugung, dass, er sich retten könnte, wenn er das Seil loslässt. Der Bergsteiger hat einen Grund, das Seil loszulassen. Seine Überlegungen lösen bei ihm Panik aus, und aus Folge davon, lässt er das Seil los. Gemäss einer kausalen Handlungstheorie müsste es sich dabei um eine Handlung handeln, da der Bergsteiger einen Grund dafür hatte, und der Grund die Ursache seines Tuns war. Aber das Loslassen des Seils war keine Handlung; es war eine Panikreaktion. Fälle irregeleiteter Kausalketten sind ein Problem für kausale Handlungstheorien.¹² Wenn es hinreichend für das Vorhandensein einer Handlung ist, dass diese durch entsprechende Gründe verursacht wurde, so scheinen Fälle irregeleiteter Kausalketten Gegenbeispiele darzustellen, insofern ein Ereignis vorliegt, das aus Gründen verursacht wurde, aber keine Handlung ist.

Davidson (Davidson 1973a, 79; Davidson 1974c, 232) verteidigt die kausale Auffassung von Handlungen, indem er eine Unterscheidung zwischen richtigen und nicht-richtigen Arten der Verursachung einer Handlung einführt, und als zusätzliche Bedingung für Handlungen formuliert, dass diese Ereignisse sind, die auf die *richtige* Art durch Gründe verursacht werden. Die richtige Art besteht in einem rationalen Folgerungsprozess. Das Loslassen des Seils ist demnach durch die Gründe des Bergsteigers verursacht, aber nicht auf die richtige Art, weil es sich nicht um einen rationalen Folgerungsprozess handelt. Eine solche Auszeichnung einer richtigen Art, ein Ereignis zu verursachen, weist in die Richtung einer intermediären Auffassung. Das handelnde Subjekt vermittelt zwischen dem Grund und seinen Folgen, und nur wenn diese Vermittlung auf eine spezielle Art stattfindet, handelt es sich beim Ergebnis um eine Handlung. Die Notwendigkeit, einen Lösungsansatz für irregeleitete Kausalketten zu finden, ist eine Motivation für Davidson, eine intermediäre Position zu vertreten. Aber der Ausdruck ‚in the right way‘ bleibt dabei auch bei ihm unbestimmt, was ihn letztlich dazu veranlasst, das Vorhaben, eine Analyse für die richtige Art der Verursachung einer Handlung durch einen Grund und letztlich einer kausale Bestimmung von Handlungen aufzugeben (Davidson 1973a, 79; vgl. Glüer 2011, 196).

Nach dem direktausalen Ansatz ist eine Unterscheidung zwischen einer richtigen und einer nicht-richtigen Verursachung durch einen Grund nicht möglich. Wenn ein Grund ein Ereignis verursacht, ist es eine Handlung. Wenn der Bergsteiger den Grund hat, das Seil

¹¹Eine ebenfalls prominente Formulierung desselben Problems mit einem analogen Beispiel findet sich bei Frankfurt (Frankfurt 1978, 157).

¹²Für eine Überblicksdarstellung vgl. Stout 2013.

loszulassen, dann ist die Wirkung davon eine Handlung. Wenn wir die Auffassung vertreten, dass Gründe immer zu einer Handlung führen, und Handlungen nur durch Gründe verursacht werden, bietet sich jedoch eine viel direktere Lösung für den Umgang mit irregeleiteten Kausalketten an: Da im beschriebenen Fall keine Handlung vorliegt, liegen auch keine Gründe vor. Das Loslassen des Seils war keine Handlung, deshalb können auch keine Gründe vorliegen. Der Bergsteiger hatte keinen Grund, das Seil loszulassen. Das heisst nicht, dass keine Handlung, und keine Gründe, vorgelegen haben. Die Handlung, die tatsächlich stattgefunden hat, ist, dass der Bergsteiger seine gefährliche Situation reflektiert. Dazu hatte er Gründe, schliesslich will er nicht am Berg sterben. Diese Handlung hat seine Panik verursacht. Das Loslassen des Seils war eine Wirkung seiner Handlung. Aber diese Handlung ist kein Grund, somit sind seine Panik, und sein Loslassen als Folge der Panik, keine Handlungen.

Davidsons auf einer intermediären Auffassung beruhender Lösungsvorschlag für das Problem irregeleiteter Kausalketten ist nicht überzeugend. Ausgehend von einer direktkausalen Auffassung kann eine überzeugendere Lösung formuliert werden.

7.2.3 Kenntnis von Gründen

Auch der dritte mögliche Einwand gegen die direktkausale Auffassung steht im Zusammenhang mit einer Kritik an kausalen Handlungstheorien. Die Kritik lautet: In Bezug auf die Kenntnis der Gründe für meine Handlungen besitze ich eine Autorität. Ich kenne diese besser, als das irgendjemand Anderes diese kennen könnte. Eine solche Autorität besitze ich aber nicht in Bezug auf die Kenntnis von Ursachen für ein zu erklärendes Ereignis. Meine Gründe kenne ich direkt, während ich Ursachen für Ereignisse immer nur indirekt, über Beobachtung und Induktion, kennen kann. Aus diesen zwei Gegebenheiten folgt, dass es etwas grundsätzlich anderes ist, Gründe für meine Handlungen zu kennen, als Ursachen für ein Ereignis. Aus dieser Diskrepanz schliessen die Kritikerinnen einer kausalen Handlungstheorie darauf, dass es sich bei Gründen nicht um Ursachen für Handlungen handelt:

It is said that the kind of knowledge one has of one's own reasons in acting is not compatible with the existence of a causal relation between reasons and actions: a person knows his own intentions in acting infallibly, without induction or observation, and no ordinary causal relation can be known in this way. (Davidson 1963, 17-18)

Da ich unterschiedliche Kenntnis von Gründen und Ursachen habe, muss es sich um unterschiedliche Entitäten handeln, und folglich könnten Gründe keine Ursachen sein.¹³ Davidson formuliert eine Verteidigung gegen diese Kritik an einer kausalen Handlungstheorie. Diese zielt in zwei Richtungen: Erstens behauptet er, dass es vorkommen kann, dass ich

¹³Auf das Argument als solches gehe ich nicht weiter ein. Es handelt sich um einen Schluss von einer Differenz in der Kenntnis auf eine ontologische Differenz. Dies erinnert an Descartes Argumentation aus der zweiten Meditation für die Verschiedenheit von Körper und Geist - für eine prinzipielle Kritik dieser Art von Schlüssen am Beispiel Descartes' vgl. Jacquet 2011. Der Einwand wird oftmals Wittgenstein zugeschrieben (vgl. bspw. Schröder 2001, 158), Matthieu Queloz (Queloz 2017, 384) legt aber überzeugend dar, dass Wittgenstein ein anderes Argument im Sinn hatte. Aber es ist ein Argument, welches standardmässig gegen die kausale Theorie ins Feld geführt wurde, weshalb es von Verteidigern einer kausalen Handlungstheorie behandelt werden muss.

mich über die Gründe für meine eigene Handlung täusche. Damit gleicht er die Kenntnis meiner Gründe der Kenntnis von Ursachen für Ereignisse an. Und zweitens zeigt Davidson, dass es auch bei der Angabe einer Erklärung der Ursache für ein Nicht-Handlungsereignis sein kann, dass wir nur eine einzelne Abfolge von zwei Ereignissen beobachten, und dennoch ein Kausalverhältnis erkennen. Damit gleicht er die Kenntnis von Ursachen für Ereignisse der Kenntnis von Gründen an. Insgesamt besteht Davidsons Verteidigung nicht darin, dass er die Unterschiede in Bezug auf die Kenntnis von Gründen und anderen Ursachen bestreitet, sondern lediglich in der Behauptung, dass dieser Unterschied nicht prinzipieller Natur sei. Dadurch soll der Schluss auf die Verschiedenheit von Gründen und Ursachen verunmöglicht werden.

Davidson zielt mit beiden Verteidigungen in die richtige Richtung. Aber die Art und Weise, wie Davidson den ersten der beiden Punkte einführt, halte ich für nicht plausibel, insofern Davidson diese vor dem Hintergrund einer intermediären Auffassung einzuführen scheint. Ausgehend von einer direkt-kausalen Auffassung hingegen kann eine Verteidigung dieser Art überzeugende Art formuliert werden. Bevor ich auf diese erste Verteidigungslinie komme, betrachte ich die zweite. Diese halte ich für überzeugend und zeige lediglich, dass diese mit der direktkausalen Position ebenfalls verträglich ist.

Der Einwand gegen die kausale Handlungstheorie und die damit einhergehende Annahme, dass es sich bei Gründen um Ursachen handelt, geht davon aus, dass wir unsere Gründe auf eine direkte Art kennen und deshalb eine besondere Autorität über deren Kenntnis besitzen. Ursachen für ein Ereignis hingegen kennen wir lediglich indirekt über Beobachtungen und Induktion. Davidson bestreitet, dass es sich um einen wesentlichen Unterschied handelt:

The most primitive explanation of an event gives its cause; more elaborate explanations may tell more of the story, or defend the singular causal claim by producing a relevant law or by giving reasons for believing such exists. But it is an error to think no explanation has been given until a law has been produced. (Davidson 1963, 17; vgl. ebenfalls Davidson 1963, 15-16; Davidson 1967a, 160; Davidson 1976a, 262)

Meine Kenntnis von der Ursache für ein Ereignis unterscheidet sich nicht grundlegend von meiner Kenntnis eines Grundes für meine Handlung. In beiden Fällen genügt oftmals die Beobachtung eines Ereignisses, um dieses als Grund oder als Ursache zu erkennen und somit auf eine kausale Beziehung zu schliessen. In beiden Fällen handelt es sich dabei um eine primitive Kausalerklärung, welche erweitert werden kann. Bei gesetzesmässigen Kausalerklärungen führt diese Erweiterung zur Angabe eines gesetzesmässigen Zusammenhangs. Bei einer rationalen Kausalerklärung werden dazu der Grund und die Handlung in einem rationalen Muster verortet. Durch diese Angleichung der gewöhnlichen Kausalerklärung an die rationale Kausalerklärung, gelingt es Davidson, die von der Kritikerin festgestellte Diskrepanz zwischen der Kenntnis eines Grundes und einer Ursache verschwinden zu lassen. Diese Erwiderung kompatibel mit der direktkausalen Auffassung, da es für diese gerade ein zentraler Punkt ist, dass es sich bei Erklärungen von natürlichen Ereignissen und von Handlungen um das Gleiche handelt: um Kausalerklärungen.

Die zweite Verteidigungslinie Davidsons richtet sich gegen die Behauptung, dass daraus, dass ich in Bezug auf die Kenntnis meiner Gründe eine Autorität habe, eine grundlegende

Unterscheidung zwischen Gründen und Ursachen gemacht werden kann. Die Erwiderung Davidsons besteht nicht darin, dass er bestreitet, dass eine solche Autorität besteht, aber er relativiert diese. Es stimmt, dass ich meine Gründe besser kenne, als jemand anders und deshalb in Bezug auf deren Kenntnis eine Autorität besitze. Die Autorität ist aber nicht absolut, da es möglich ist, dass auch ich mich in der Kenntnis des Grundes für meine Handlung täuschen kann. Insofern die Autorität nicht absolut ist, ist die Diskrepanz lediglich gradueller Art und der Schluss auf die grundsätzliche Verschiedenheit von Gründen und Ursachen ist nicht gerechtfertigt. Um dies zu begründen, muss Davidson einerseits erklären, dass die Autorität zu einem bestimmten Grad gegeben ist, aber Ausnahmen möglich sind. Meines Erachtens ist das vor dem Hintergrund einer intermediären Auffassung nicht möglich. Die direkkausale Auffassung hingegen kann dies gut erklären.¹⁴

Dass eine erstpersonale Autorität besteht, ist vor dem Hintergrund der intermediären Auffassung leicht zu begründen. Ein handelndes Subjekt vermittelt zwischen den Gründen und der Handlung, indem es aus den vorliegenden Gründen einen auswählt und diesen handlungswirksam macht. Es ist dann naheliegend, dass das Subjekt in Bezug auf die Kenntnis seines Grundes eine Autorität besitzt, da die Kenntnis dieses Grundes Teil der Handlungsverursachung ist. Wenn ich zuerst über die Gründe nachdenken muss, damit ich handeln kann, dann muss ich die Gründe kennen, und ich muss insbesondere dann auch wissen, welchen Grund ich aus der Menge der Gründe ausgewählt habe. Was dann aber nicht begründet werden kann, ist, dass diese Autorität nicht absolut ist und ich mich manchmal in der Kenntnis meiner Gründe täusche.

Wenn die Kenntnis eines Grundes ein Element der Handlungsverursachung ist, dann kann keine Handlung verursacht werden, ohne dass der Grund gekannt wird. Ich kann mich dann auch nicht im Grund für meine Handlung täuschen. Wenn die teilweise Autorität, welche ich in Bezug auf die Kenntnis der Gründe für meine Handlungen besitze, darüber erklärt wird, dass ich diese kennen muss, damit meine Handlung entstehen kann, dann ist es nicht zu begründen, dass ich mich manchmal in den Gründen für meine Handlungen täusche. Die Autorität müsste dann absolut sein.

Davidson erklärt nicht, wie eine solche Täuschung möglich ist. Stattdessen beschreibt er eine Situation, in welcher es zu einer solchen Täuschung kommt:

But it also seems that you may err about your reasons, particularly when you

¹⁴Die soeben behandelten Ausführungen Davidsons zur erstpersonalen Autorität sind allerdings nur sehr spärlich und füllen keine ganze Druckseite von „Actions, Reasons, and Causes“. Davidson befasst sich an anderer Stelle mit dem Phänomen der erstpersonalen Autorität, insbesondere im danach benannten Aufsatz „First Person Authority“ (Davidson 1984, vgl. ebenfalls Davidson 1987; Davidson 1989; Davidson 1999a, 290). Allerdings behandelt er in diesem Aufsatz eine andere Form der erstpersonalen Autorität, nämlich erstpersonale Autorität in Bezug auf die Kenntnis des Inhaltes meiner propositionalen Einstellungen (statt wie hier in Bezug auf die Kenntnis der Ursache für meine Handlung). Erstpersonale Autorität über den Inhalt kann bestehen, ohne dass sich diese auf die Kenntnis der Gründe erstrecken müsste. Ich kann im Ungewissen darüber sein, was Jim genau glaubt, wenn er sagt, er glaube, dass es draussen regnet. Dennoch kann ich wissen, dass es sich bei dieser Überzeugung um die Ursache für seine Handlung handelt. Umgekehrt könnte die erstpersonale Autorität in Bezug auf Handlungsgründe bestehen, auch wenn diese in Bezug auf den Inhalt von propositionalen Einstellungen nicht besteht. Auch wenn ich genau weiss, was Jim glaubt, könnte er mit grösserer Sicherheit als ich wissen, ob diese Überzeugung die Ursache für seine Handlung ist. Da es sich nicht um dieselbe Form der erstpersonalen Autorität handelt, kann aus der Behandlung der erstpersonalen Autorität in diesen Aufsätzen wenig für das hier behandelte Problem gewonnen werden.

have two reasons for an action, one of which pleases you and one which does not. For example, you do want to save Charles pain; you also want him out of the way. You may be wrong about which motive made you do it. (Davidson 1963, 18; vgl. ebenfalls Davidson 1989, 54)

Ich habe Charles getötet, bin aber danach nicht sicher, aus welchem Grund ich handelte. Wie kann das passieren, wenn ich den Grund kennen musste, um die Handlung auszuführen? Ich müsste dann den Grund irgendwie vergessen haben. Wenn die intermediäre Auffassung der Handlungsverursachung korrekt ist, bedürfte es für diesen Prozess einer lokalen Anamnese einer Erklärung. Ich gehe nicht davon aus, dass eine solche gefunden werden kann. Ausgehend von der intermediären Auffassung kann begründet werden, dass ich eine Autorität in Bezug auf die Kenntnis meiner Gründe besitze, nicht aber, dass diese begrenzt ist. Ausgehend von einer direkt-kausalen Auffassung kann die für die Erwiderung des Einwandes gegen die kausale Theorie benötigte Form einer Autorität, welche besteht, aber nicht absolut ist, erklärt werden.

Gemäss dem direkt-kausalen Ansatz gibt es keine konkurrenzierenden Gründe. Jeder Grund führt zu einer Handlung. Es gibt kein handelndes Subjekt, dem Gründe vorliegen, und welches aus diesen einen auswählt und handlungswirksam macht. Entsprechend kann sich die Erklärung für die erstpersionale Autorität nicht darauf berufen, dass das handelnde Subjekt deshalb in einer privilegierten Lage in Bezug auf die Kenntnis seiner Gründe ist, weil es diese ausgewählt hat. Und auch eine Täuschung in der Kenntnis seines Grundes muss eine andere Erklärung finden, als jene, zu welcher Davidson ansetzt, da es gar nicht erst verschiedene konkurrenzierende Gründe gibt.

Nach der direktkausalen Auffassung sind Gründe die Ereignisse, welche eine Handlung rationalisieren. Ein Grund rationalisiert eine Handlung dann, wenn die Angabe dieses Grundes, zusammen mit der Handlung, sowie einer Vielzahl weiterer Gründe für weitere Handlungen, ein rationales Muster ergibt. Die Zuschreibung von Gründen ist nur innerhalb eines holistischen Interpretationsprozesses möglich.¹⁵ Einem Wesen einen Grund für eine Handlung zuzuschreiben, bedeutet, ihm eine Menge von Gründen zuzuschreiben. Bei der Menge der Gründe eines Wesens handelt es sich um sein Selbst. Wenn ich die Handlung eines Wesens beschreibe, indem ich einen Grund dafür angebe, schreibe ich dem Wesen eine Vielzahl von Gründen für eine Vielzahl von Handlungen zu. Dabei beschreibe ich sein Selbst. Wenn ich eine Handlung erkläre, formuliere ich gleichzeitig, zumindest implizit, eine Theorie über das Selbst dieses Wesens.

Einen Grund angeben, bedeutet viele Gründe angeben. Und es bedeutet, eine bestimmte Sicht auf das Selbst dieses Wesens einzunehmen. Wenn ich mich bei der Angabe eines Grundes für eine Handlung täusche, hat dies einen Einfluss darauf, was ich für das Selbst dieses Wesens halte. Wenn ich mich in einem Grund täusche, beschreibe ich ein anderes Wesen. Ich täusche mich nicht einfach in einem Grund für eine Handlung, sondern im Selbst.

Ich beobachte, dass sich James liebevoll um seine kranke Tante kümmert. Jedoch bin ich unsicher über seinen Grund: Handelt er aus Nächstenliebe, oder weil er auf ein Erbe

¹⁵Bereits die Tatsache, dass ich nach der intermediären Auffassung Kenntnis von einem Grund in Isolation besitzen kann, sollte für Davidson Anlass sein, keine solche Auffassung zu vertreten, vertritt er doch sehr deutlich die Ansicht, dass Gründe nie in Isolation zugeschrieben werden können (Davidson 1970b, 221).

hofft. Wenn ich das Verhalten von James durch die Angabe des einen Grundes erkläre, dann schreibe ich ihm gleichzeitig eine Menge weiterer Absichten und Überzeugungen zu, welche sich stark von jenen unterscheiden, welche ich ihm gleichzeitig zur Zuschreibung des zweiten Grundes zuschreibe. Wenn James sich um seine Tante kümmert, weil er es wichtig findet, sich um kranke Menschen zu kümmern, schreiben wir ihm gleichzeitig die Absicht zu, seine Handlungen nach dem auszurichten, was man für richtig und wichtig hält. Umgekehrt schreibe ich ihm gleichzeitig mit dem Grund, das Erbe der Tante erschleichen zu wollen, den Wunsch zu, reich zu werden. Die beiden Erklärungen von James' Verhalten unterscheiden sich nicht in einem einzelnen Grund, welcher James hat oder nicht, sondern darin, wofür ich James halte. Einen falschen Grund angeben, bedeutet, James für einen anderen zu halten, als er ist.

Ich kann mich auch in den Gründen für meine eigenen Handlungen täuschen. Dies ist nach der direktausalen Auffassung analog zur Situation, in der ich mich in den Gründen von James täusche. Ich habe meinen reichen Onkel Charles vergiftet. Ich erkläre meine Handlung damit, dass ich Charles von seinen Schmerzen erlösen wollte. Aber ich täusche mich. Ich habe ihn vergiftet, weil ich hinter seinem Geld her war. Dabei täusche ich mich nicht nur in einem einzelnen Grund für eine isolierte Handlung. Sondern ich täusche mich in einer Vielzahl von Gründen. Ich täusche mich in mir selbst. Ich halte mich für einen anderen, als ich tatsächlich bin.

Nach dieser Darstellung hat die Kenntnis eines Grundes keinen Einfluss auf die Handlungsverursachung. Die teilweise Autorität in Bezug auf die Kenntnis meiner eigenen Gründe muss anders erklärt werden. Der Prozess, der zur Kenntnis der Gründe führt, ist der Gleiche, wenn es um die Kenntnis meiner eigenen Gründe geht, wie wenn es um die Kenntnis der Gründe Anderer geht. Die Zuschreibung eines einzelnen Grundes ist immer Teil eines holistischen Interpretationsprozesses ist, bei dem eine Vielzahl von Gründen für eine Vielzahl beobachteter Handlungen in einem rationalen Muster verortet werden. Dabei ist die Interpretation umso besser, je grösser die Basis der beobachteten Handlungen ist, weil dann der Interpretationsprozess vor einem dichter gespannten Netz aus Gründen und Handlungen stattfinden kann. Die Menge der Handlungen, welche die Basis für einen solchen Prozess bildet, ist nie grösser, als in Bezug auf mich selbst. Somit ist es erklärbar, dass im Normalfall die Kenntnis meiner eigenen Gründe besser ist, als die Kenntnis der Gründe Anderer. Eine gewisse Form der erstopersonalen Autorität in Bezug auf die Kenntnis meiner Gründe ist dadurch gegeben. Diese Autorität ist dann aber nicht absolut. Je näher ich einer anderen Person stehe, umso besser gelingt es mir, diese zu interpretieren und entsprechend kann ich ihre Gründe besser kennen.

Ich kann mich in meinen eigenen Gründen täuschen, genauso wie ich mich in den Gründen Anderer täuschen kann. Es besteht keine grundsätzliche Diskrepanz, welche den Schluss begründete, dass Gründe keine Ursachen sind. Dies kann nur begründet werden, wenn die intermediäre Position zugunsten der direktausalen aufgegeben wird.

7.3 Zusammenfassung

In diesem Kapitel habe ich eine, zwar durch Davidson inspirierte, aber nicht direkt aus seinen Arbeiten rekonstruierte, Konzeption von Gründen, Handlungen und einem autonomen Selbst entworfen. Diese enthält drei Elemente: 1. Gründe und Handlungen stehen in

einem direkten kausalen Verhältnis zueinander. Es gibt kein handelndes Subjekt, welches bei der Verursachung einer Handlung durch einen Grund vermittelnd eingreift. 2. Gründe und Handlungen sind Ereignisse, welche allein durch die gegenseitige Kausalbeziehung bestimmt werden. Gründe sind jene Ereignisse, welche Handlungen verursachen. Handlungen sind jene Ereignisse, welche durch Gründe verursacht werden. Diese gegenseitige Bestimmung von Gründen und Handlungen muss nicht zu einem problematischen Zirkel führen, wenn der Kenntnis von Handlungen epistemische Priorität gegenüber der Kenntnis von Gründen eingeräumt wird. Es gibt Ereignisse, welche wir als Handlungen erkennen, entsprechend beschreiben wir diese mit der Angabe von Gründen. Bei diesen Ereignissen handelt es sich um das Tun von Wesen, welche wir für autonom halten. 3. Das Selbst eines autonomen Wesens ist die Menge seiner Gründe.

Im Anschluss an die Einführung dieser Konzeption habe ich Einwände dagegen untersucht, welche, ausgehend von bestimmten von Davidson vertretenen Auffassungen, zu erwarten sind. Das Gesamtvorhaben der Arbeit besteht darin, eine interne Kritik an Davidsons Lingualismus zu formulieren. Insofern die in diesem Kapitel entwickelte Auffassung die Grundlage für diese Kritik liefern soll, war es wichtig, diese Einwände zu untersuchen. Ich habe vorgeschlagen, dass Davidson zu diesen Auffassungen gelangte, um seine kausale Handlungstheorie gegen dagegen vorgebrachte Kritikpunkte zu verteidigen. Und ich habe versucht zu zeigen, dass eine kausale Handlungstheorie ausgehend von der von mir entwickelten Konzeption mindestens so gut gegen diese Kritikpunkte verteidigt werden kann. Demnach wäre Davidson nicht zu diesen Auffassungen verpflichtet, welche mit dieser Konzeption in Widerspruch stehen. Insofern dies gelungen ist, kann im letzten Kapitel ausgehend von dieser Konzeption eine Kritik an Davidsons Lingualismus formuliert werden.

Kapitel 8

Schluss: Denken und Autonomie

„The question is: what animals are rational?“ (Davidson 1982, 95) Davidsons Antwort auf diese Frage lautet: Nur sprechende Wesen sind rational. Meine Arbeit kann als Vorschlag gelesen werden, welche Antwort Davidson besser hätte geben sollen: Rational sind die Wesen, welche wir für autonom halten. In diesem Schlusskapitel versuche ich darzulegen, wie dieser Vorschlag mit Hilfe der Resultate, der in dieser Arbeit vorgenommenen Untersuchungen, begründet werden kann.

Aus der Untersuchung von Davidsons lingualistischer Argumentation hat sich ergeben, dass das Meutüberzeugungs- und das Intensionalitätsargument in der Formulierung Davidsons nicht zu verteidigen sind. Barths Weiterentwicklung des Meutüberzeugungsargumentes stellt allerdings eine gültige lingualistische Argumentation dar. Soll die lingualistische Konklusion zurückgewiesen werden, muss diese zurückgewiesen werden können. Während Davidsons Raketenargument direkt keine lingualistische Position begründet, so liefert sie doch eine Motivation für die Einnahme einer lingualistischen Position. Dies insbesondere dann, wenn gezeigt werden soll, dass Davidsons realistischer und sein interpretationistischer Ansatz nicht in einem unauflösbaren Spannungsverhältnis zueinander stehen.

In Barths vom Meutüberzeugungsargument ausgehendem lingualistischen Argument spielt das Intensionalitätsargument eine zentrale Rolle bei der Begründung eines Teilschrittes der Argumentation. Eine Untersuchung dieser Begründung hat gezeigt, dass diese Verwendung des Intensionalitätsargumentes nur dann gerechtfertigt ist, wenn gezeigt werden kann, dass Zuschreibungen propositionaler Einstellungen immer semantisch opak sind, und dass dies nur im Zusammenhang mit sprechenden Wesen möglich ist. Barth begründet dies mit einer Analyse des Begriffs ‚einen Gedanken besitzen‘. Ich habe begründet, dass diese Analyse für Davidson nicht unproblematisch ist. Entsprechend müsste er diese Annahmen anders begründen. Weiter habe ich vorgeschlagen, dass Davidson diese Annahme am ehesten dann begründen kann, wenn es ihm gelingt, zu zeigen, dass propositionale Einstellungen einerseits mit mentalen Ereignissen und Gründen für Handlungen gleichgesetzt werden können, und andererseits, dass diese wesentlich intentional sind.

Die Rekonstruktion von Davidsons Arbeiten zur Ereignisontologie, Kausalität und dem Anomalen Monismus hat ergeben, dass propositionale Einstellungen nicht wesentlich intentionale Phänomene sind, wenn diese mit Gründen für Handlungen gleichgesetzt werden. Handlungen und Gründe stehen in einem direkt-kausalen Verhältnis zueinander. Es gibt kein intermediäres Subjekt, welches bei der Verursachung einer Handlung durch einen Grund eine vermittelnde Rolle einnehmen können muss. Die Annahme, dass propositiona-

le Einstellungen wesentlich intentionale Phänomene sind, ist deshalb nicht plausibel. Die für das Intensionalitätsargument notwendigen Annahmen können nicht mit Verweis auf die Intentionalität begründet werden. Das Intensionalitätsargument kann zurückgewiesen werden. Die lingualistische Behauptung, wonach nur sprechende Wesen denken können, ist nicht begründet.

Das Raketenargument basiert darauf, dass der Schluss von der Zuschreibbarkeit propositionaler Einstellungen auf deren Besitz dazu führt, dass auch Raketen als rationale Wesen aufgefasst werden müssen. Die Annahme der lingualistischen Position könnte dies verhindern, ohne entweder Davidsons realistischen, oder seinen interpretationistischen Ansatz, zu verwerfen, indem das Vorhandensein einer Sprache als zusätzliche Bedingung für den Besitz einer propositionalen Einstellung eingeführt wird. Ein Vorschlag zu einer alternativen Bedingung könnte dies ebenfalls leisten. Die durch das Raketenargument motivierte Einnahme einer lingualistischen Position wäre demnach unbegründet. Den Vorschlag zu einer solchen Alternative habe ich in dieser Arbeit entwickelt, und dafür argumentiert, dass dieser auch von Davidson akzeptiert werden könnte.

Die Beschreibung eines Ereignisses als eine propositionale Einstellung dient einem bestimmten Zweck. Wie Davidson in seinem Beweis für die Anomalie des Mentalen zeigt, ist die Sprache, in welcher wir Zuschreibungen propositionaler Einstellungen vornehmen, nicht für gesetzesmässige Verallgemeinerungen geeignet. Deshalb lässt sich das, was wir mit propositionalen Einstellungen beschreiben, nicht unter Gesetze fassen. Wir schreiben propositionale Einstellungen zu, wenn wir nicht wollen, dass sich etwas unter Gesetze fassen lässt. Dabei handelt es sich um Handlungen jener Wesen, welche wir für autonom handeln. Wir schreiben propositionale Einstellungen nur jenen Wesen zu, welche wir für autonom halten.

Wir bedienen uns rationaler Erklärungen, um das Verhalten autonomer Wesen zu beschreiben. Die Annahme der Autonomie ist nicht mit Gesetzen zu vereinbaren. Wir bedienen uns rationaler Erklärungen, weil wir nicht wollen, dass die so erklärten Phänomene unter Gesetze fallen. Um ein Wesen als autonom zu verstehen, erklären wir das, was wir als seine autonomen Handlungen auffassen, durch die Angabe von Gründen. Gründe beschreiben wir als propositionale Einstellungen. Propositionale Einstellungen schreiben wir folglich jenen Wesen zu, deren Verhalten wir als autonom auffassen, und deshalb nicht wollen, dass es unter Gesetze fällt.

Rationale Wesen sind jene Wesen, welche wir als autonom begreifen. Unter welchen Bedingungen dies der Fall ist, habe ich in dieser Arbeit nicht erläutert. Ich muss offen lassen, welche Wesen wir als autonom auffassen und ob dies zu einer fixen Grenze zwischen rationalen und nicht-rationalen Wesen führt. Klar scheint mir jedoch, dass diese Grenze nicht entlang der Unterscheidung zwischen sprechenden und sprachlosen Wesen verläuft. Wir halten Raketen nicht für autonom, deshalb schreiben wir ihnen keine propositionalen Einstellungen zu. Wir halten eine Vielzahl sprachloser Tiere für autonom. Dies ist dann der Fall, wenn wir genauso wenig wollen, dass sich ihr Verhalten unter Gesetze fassen lässt, wie dies bei Menschen der Fall ist. Das Verhalten von Tieren, zu welchen wir diese Einstellung haben, beschreiben wir als Handlungen. Diese sind durch Gründe verursacht und werden als propositionale Einstellungen beschrieben. Diese Tiere sind rationale Wesen und echte Denker. Aber Raketen halten wir nicht für autonom. Wir wollen nicht, dass sich ihr Verhalten nicht unter Gesetze fassen lässt. Deshalb sind wir nicht versucht, ihr Ver-

halten mit Hilfe der Zuschreibung propositionaler Einstellungen zu beschreiben. Raketen sind keine echten Denker, weil wir sie nicht für autonom halten. Wenn wir Raketen keine propositionalen Einstellungen zuschreiben, kann das Raketenargument zurückgewiesen werden.

Ich habe weiter eine Unterscheidung zwischen zwei Arten der Selbstbestimmung eingeführt. Einerseits kann ‚selbstbestimmt‘ bedeuten, dass das Tun vom Selbst bestimmt ist und es sich deshalb um Handlungen autonomer Wesen handelt. Dieser Begriff von ‚selbstbestimmt‘ kommt bei jenen Wesen zur Anwendung, deren Verhalten wir als autonome Handlungen auffassen und deshalb mit Hilfe propositionaler Einstellungen beschreiben. Selbstbestimmung kann aber auch so verstanden werden, dass ein Wesen sein Selbst bestimmt. Wenn das Selbst eine Menge von Gründen ist, dann bedeutet ‚selbstbestimmt‘ in diesem Sinn, die Menge seiner Gründe zu bestimmen. Gründe sind Überzeugungen und Absichten. Wenn ich mein Selbst bestimme, bestimme ich meine Gründe. Das ist etwas, was wir Menschen tun können. Um in diesem Sinn selbstbestimmt zu sein, muss ich mich auf meine Gründe beziehen können. Es handelt sich dabei um eine wesentlich intentionale Tätigkeit. Die Anwendung des Intensionalitätsargumentes ist entsprechend gerechtfertigt. Mit dem lingualistischen Argument Barths könnte daraus geschlossen werden, dass nur sprechende Wesen in der Lage sind, ihr Selbst selbst zu bestimmen. Diese Konklusion erscheint mir plausibel.

Wir könnten dann eine dreiteilige Unterscheidung treffen. Es gibt eine Vielzahl von natürlichen Phänomenen, Systemen oder Wesen, welche wir nicht für autonom halten. Dazu gehören Raketen, das Wetter, vielleicht auch Pflanzen und Ökosysteme. Wir schreiben diesen Dingen keine propositionalen Einstellungen zu, weil wir nicht wollen, dass sich ihr Verhalten nicht unter Gesetze fassen lässt. Es handelt sich entsprechend nicht um rationale Wesen. Jenen Wesen hingegen, welche wir für autonom halten, und deshalb nicht wollen, dass sich ihr Verhalten unter Gesetze fassen lässt, schreiben wir propositionale Einstellungen zu. Es sind rationale, denkende Wesen. Zu diesen Wesen gehört eine Vielzahl sprachloser Tiere. Unter diesen rationalen Wesen gibt es solche, welche nicht nur ihr Tun selbst bestimmen, sondern auch ihr Selbst. Zu diesem Kreis von sich Selbst bestimmenden Wesen gehören möglicherweise tatsächlich nur wir Sprachbegabten.

Literatur

- Allen, Colin und Eric Sidel (1998). "The Evolution of Reference". In: *The Evolution of Mind*. Hrsg. von Denise D. Cummins und Colin Allen. Oxford: Oxford University Press, 323–356.
- Bar-On, Dorit (2013). "Expressive Communication and Continuity Scepticism". In: *Journal of Philosophy* 10.6, 293–330.
- Bar-On, Dorit und Mitchell Green (2010). "Lionspeak: Communication, Expression, and Meaning". In: *Self, Language, and World: Problems from Kant, Sellars, and Rosenberg: In Memory of Jay F. Rosenberg*. Hrsg. von James O'Seah und Eric Rubenstein. Atascadero: Ridgeview Publishing, 89–106.
- Bar-On, Dorit und Matthew Priselac (2011). "Triangulation and the Beasts". In: *Triangulation: From an Epistemological Point of View*. Hrsg. von Gerhard Preyer und Maria C. Amoretti. Heusenstamm: Ontos, 121–152.
- Barth, Christian (2011). *Objectivity and the Language-Dependence of Thought*. New York: Routledge.
- Basile, Pierfrancesco und Wolfgang Röd (2014). *Geschichte der Philosophie, Band XI*. München: C.H. Beck.
- Beck, Jacob (2012). "Do Animals Engage in Conceptual Thought". In: *Philosophy Compass* 7.3, 218–229.
- Beckermann, Ansgar (1985). "Handeln und Handlungserklärungen". In: *Analytische Handlungstheorie*. Hrsg. von Ansgar Beckermann. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 7–84.
- (1996). "Is There a Problem about Intentionality". In: *Erkenntnis* 45, 1–23.
- Beisecker, David (2002). "Some More Thoughts about Thought and Talk: Davidson and Fellows on Animal Belief". In: *Philosophy* 77, 115–124.
- Bennett, Jonathan (1973). "Shooting, Killing, and Dying". In: *Canadian Journal of Philosophy* 2.3, 315–323.
- (1985). "Adverb-Dropping Inference and the Lemmon Criterion". In: *Actions and Events, Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. Hrsg. von Ernest LePore und Brian McLaughlin. Oxford: Basil Blackwell, 193–206.
- (1988). *Events and their Names*. Oxford: Clarendon Press.
- Bishop, John (1980). "More Thought on Thought and Talk". In: *Mind* 89.353, 1–16.
- Bottani, Andrea C. (2008). "The Place of Ontology in Davidson's Theory of Interpretation". In: *Knowledge, Language, and Interpretation*. Hrsg. von Maria C. Amoretti und Nicola Vassallo. Heusenstamm: Ontos, 147–168.
- Brandom, Robert (1994). *Making It Explicit*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Carnap, Rudolf (1968). *Einführung in die symbolische Logik*. Wien: Springer.

- Child, William (1994). *Causality, Interpretation and the Mind*. Oxford: Oxford University Press.
- Chisholm, Roderick (1956). "Sentences about Believing". In: *Proceedings of the Aristotelian Society* 56, 125–148.
- Crane, Tim (1998). "Intentionality as the Mark of the Mental". In: *Contemporary Issues in the Philosophy of Mind*. Hrsg. von Anthony O'Hear. Cambridge: Cambridge University Press, 229–251.
- (2001). *Elements of Mind*. Oxford: Oxford University Press.
- Davidson, Donald (1963). "Actions, Reasons, and Causes". In: *Journal of Philosophy* 60. Zitiert nach: Davidson 2001a, 3–19.
- (1965). "Theories of Meaning and Learnable Languages". In: *Proceedings of the International Congress for Logic, Methodology and Philosophy of Science at the Hebrew University of Jerusalem*. Hrsg. von Yehoshua Bar-Hillel. Amsterdam: North-Holland Publishing Company. Zitiert nach: Davidson 2001b, 3–15.
- (1967a). "Causal Relations". In: *Journal of Philosophy* 64. Zitiert nach: Davidson 2001a, 149–162.
- (1967b). "The Logical Form of Action Sentences". In: *The Logic of Decision and Action*. Hrsg. von Nicolas Rescher. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press. Zitiert nach: Davidson 2001a, 105–122.
- (1967c). "Truth and Meaning". In: *Synthese* 17. Zitiert nach: Davidson 2001b, 17–36.
- (1969). "The Individuation of Events". In: *Essays in Honor of Carl G. Hempel*. Hrsg. von Nicolas Rescher. Dordrecht: D. Reidel Publishing Company. Zitiert nach: Davidson 2001a, 163–180.
- (1970a). "Events as Particulars". In: *Nous* 4. Zitiert nach: Davidson 2001a, 181–187.
- (1970b). "Mental Events". In: *Experience and Theory*. Hrsg. von Lawrence Foster und Joe W. Swanson. Amherst: The University of Massachusetts Press. Zitiert nach: Davidson 2001a, 207–225.
- (1971a). "Agency". In: *Agent, Action, and Reason*. Hrsg. von Robert Binkley und Richard Bronaugh und Ausonio Marras. Toronto: University of Toronto Press. Zitiert nach: Davidson 2001a, 43–61.
- (1971b). "Eternal vs. Ephemeral Events". In: *Nous* 5. Zitiert nach: Davidson 2001a, 189–203.
- (1973a). "Freedom to Act". In: *Essays on Freedom and Action*. Hrsg. von Ted Honderich. London: Routledge. Zitiert nach: Davidson 2001a, 63–81.
- (1973b). "Radical Interpretation". In: *Dialectica* 27. Zitiert nach: Davidson 2001b, 125–139.
- (1974a). "Belief and the Basis of Meaning". In: *Synthese* 27. Zitiert nach: Davidson 2001b, 140–154.
- (1974b). "On the Very Idea of a Conceptual Scheme". In: *Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association* 47. Zitiert nach: Davidson 2001b, 183–198.
- (1974c). "Psychology as Philosophy". In: *Philosophy of Psychology*. Hrsg. von Stuart Brown. London: Macmillan. Zitiert nach: Davidson 2001a, 229–239.
- (1975). "Thought and Talk". In: *Mind and Language*. Hrsg. von Samuel Guttenplan. Oxford: Oxford University Press. Zitiert nach: Davidson 2001b, 155–170.

- (1976a). “Hempel on Explaining Action”. In: *Erkenntnis* 10. Zitiert nach: Davidson 2001a, 261-275.
- (1976b). “Reply to Foster”. In: *Truth and Meaning: Essays in Semantics*. Hrsg. von Gareth Evans und John McDowell. Oxford: Oxford University Press. Zitiert nach: Davidson 2001b, 171-179.
- (1977a). “On Saying That”. In: *Synthese* 19. Zitiert nach: Davidson 2001b, 93-108.
- (1977b). “Reality Without Reference”. In: *Dialectica* 31. Zitiert nach: Davidson 2001b, 215-225.
- (1977c). “The Method of Truth in Metaphysics”. In: *Midwest Studies in Philosophy* 2. Zitiert nach: Davidson 2001b, 199-214.
- (1978a). “Intending”. In: *Philosophy of History and Action*. Hrsg. von Yirmiahu Yovel. Jerusalem: The Hebrew University. Zitiert nach: Davidson 2001a, 83-102.
- (1978b). “What Metaphors Mean”. In: *Critical Inquiry* 5. Zitiert nach: Davidson 2001b, 245-264.
- (1979). “Moods and Performances”. In: *Meaning and Use*. Hrsg. von Avishai Margalit. Dordrecht: D. Reidel Publishing Company. Zitiert nach: Davidson 2001b, 109-121.
- (1981). “Communication and Convention”. In: *Synthese* 59. Zitiert nach: Davidson 2001b, 265-280.
- (1982). “Rational Animals”. In: *Dialectica* 36. Zitiert nach: Davidson 2001c, 95-105.
- (1983). “A Coherence Theory of Truth and Knowledge”. In: *Proceedings of the 1981 Stuttgart Hegel Congress*. Zitiert nach: Davidson 2001c, 137-153.
- (1984). “First Personal Authority”. In: *Dialectica* 38. Zitiert nach: Davidson 2001c, 3-14.
- (1985a). “Replies to Essays X-XII”. In: *Essays on Davidson: Actions and Events*. Hrsg. von Bruce Vermazen und Merrill B. Hintikka. Oxford: Oxford University Press, 242-252.
- (1985b). “Reply to Quine on Events”. In: *Actions and Events, Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. Hrsg. von Ernest LePore und Brian McLaughlin. Oxford: Blackwell. Zitiert nach: Davidson 2001a, 305-311.
- (1987). “Knowing One’s Own Mind”. In: *Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association*. Zitiert nach: Davidson 2001c, 15-38.
- (1989). “What is Present to the Mind?”. In: *The Mind of Donald Davidson*. Hrsg. von Johannes Brandl und Wolfgang Gombocz. Amsterdam: Rodopi. Zitiert nach: Davidson 2001c, 53-67.
- (1990a). “Representation and Interpretation”. In: *Modelling the Mind*. Hrsg. von Oxford: Oxford University Press. Zitiert nach: Davidson 2004, 87-99.
- (1990b). “Turing’s Test”. In: *Modelling the Mind*. Hrsg. von Oxford: Oxford University Press. Zitiert nach: Davidson 2004, 77-86.
- (1991a). “Epistemology Externalized”. In: *Dialectica* 45. Zitiert nach: Davidson 2001c, 193-204.
- (1991b). “Three Varieties of Knowledge”. In: *A.J. Ayer Memorial Essays: Royal Institute of Philosophy Supplement*. Hrsg. von Allen Phillips Griffiths. Cambridge: Cambridge University Press. Zitiert nach: Davidson 2001c, 205-220.
- (1995a). “Could There Be a Science of Rationality”. In: *International Journal of Philosophical Studies* 3. Zitiert nach: Davidson 2004: 117-134.
- (1995b). “Laws and Cause”. In: *Dialectica* 49. Zitiert nach: Davidson 2005, 201-219.

- Davidson, Donald (1997a). "Indeterminism and Antirealism". In: *Realism/Antirealism and Epistemology*. Hrsg. von Christopher B. Kulp. Lanham: Rowman und Littlefield. Zitiert nach: Davidson 2001c, 69-84.
- (1997b). "Seeing Through Language". In: *Thought and Language*. Hrsg. von John M. Preston. Cambridge: Cambridge University Press. Zitiert nach: Davidson 2005, 127-141.
- (1997c). "Thinking Causes". In: *Thought and Language*. Hrsg. von John Heil und Alfred Mele. Oxford: Oxford University Press. Zitiert nach: Davidson 2005, 185-200.
- (1999a). "Interpretation: Hard in Theory, Easy in Practice". In: *Interpretations and Causes, New Perspectives on Donald Davidson's Philosophy*. Hrsg. von Mario De Caro. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, 31-44.
- (1999b). "Spinoza's Causal Theory of the Affects". In: *Desire and Affect: Spinoza as Psychologist*. Hrsg. von Yirmiahu Yovel. New York: Libble Room Press. Zitiert nach: Davidson 2005, 295-313.
- (1999c). "The Emergence of Thought". In: *Erkenntnis* 51. Zitiert nach: Davidson 2001c, 123-134.
- (2001a). *Essays on Actions and Events*. Oxford: Oxford University Press.
- (2001b). *Inquiries into Truth and Interpretation*. Oxford: Oxford University Press.
- (2001c). *Subjective, Intersubjective, Objective*. Oxford: Oxford University Press.
- (2001d). "What Thought Requires". In: *The Foundations of Cognitive Science*. Hrsg. von Joao Branquinho. Oxford: Oxford University Press. Zitiert nach: Davidson 2004, 77-86.
- (2004a). *Problems of Rationality*. Oxford: Oxford University Press.
- (2004b). "The Interpersonal Comparison of Values". In: *Foundations of Social Choice Theory*. Hrsg. von Jon Elster und Aanund Hylland. Cambridge: Cambridge University Press. In: Davidson 2004, 59-74.
- (2005). *Truth, Language, and History*. Oxford: Oxford University Press.
- Davies, Wayne A. (2013). "The Causal Theory of Action". In: *A Companion to the Philosophy of Action*. Hrsg. von Timothy O'Connor und Constantine Sandis. Chichester: Wiley Blackwell, 32-39.
- De Caro, Mario (1999). "Davidson in Focus". In: *Interpretations and Causes, New Perspectives on Donald Davidson's Philosophy*. Hrsg. von Mario De Caro. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, 1-29.
- Dennett, Daniel C. (1981). *Brainstorms*. Brighton: Harvester Press.
- (1987). *The Intentional Stance*. Cambridge, MA: MIT Press.
- (1996). *Kinds of Minds*. New York: Basic Books.
- (1998). *Brainchildren*. Cambridge, MA: MIT Press.
- (2013). *Intuition Pumps and Other Tools for Thinking*. New York: W.W. Norton.
- Dummett, Michael (1981). *Frege: Philosophy of Language*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Engel, Pascal (2013). "Davidson and Contemporary Philosophy". In: *A Companion to Donald Davidson*. Hrsg. von Ernie Lepore und Kirk Ludwig. Chichester: Wiley Blackwell, 588-603.
- Evans, Gareth (1982). *The Varieties of Reference*. Oxford: Oxford University Press.
- Fellows, Roger (2000). "Animal Belief". In: *Philosophy* 75.294, 587-598.

- Finkelstein, David (2007). "Holism and Animal Minds". In: *Wittgenstein and the Moral Life: Essays in Honor of Cora Diamond*. Hrsg. von Alice Crary. Cambridge, MA: MIT Press, 251–278.
- Frankfurt, Harry G. (1978). "The Problem of Action". In: *American Philosophy Quarterly* 15.2, 157–162.
- (1988). "Freedom of the Will and the Concept of a Person". In: *The Importance of What We Care About*. New York: Cambridge University Press, 11–25.
- Frege, Gottlob (1892). "Über Sinn und Bedeutung". In: *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik* 100. zitiert nach: Patzig 1994, 40 - 65., 25–36.
- Glock, Hans-Johann (2000). "Animals, Thoughts and Concepts". In: *Synthese* 123.1, 35–64.
- (2014). "Reasons for Action: Wittgensteinian and Davidsonian Perspectives in Historical and Meta-Philosophical Context". In: *Nordic Wittgenstein Review* 3.1, 7–46.
- Glüer, Kathrin (2011). *Donald Davidson. A short Introduction*. Oxford: Oxford University Press.
- Grimm, Herwig und Markus Wild (2016). *Tierethik zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Habermas, Jürgen (1993). "Anerkennungskämpfe im demokratischen Rechtsstaat". In: *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Hrsg. von Charles Taylor. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 219–237.
- Hempel, Carl G. (1965). *Aspects of Scientific Explanation*. New York: Free Press.
- Hempel, Carl G. und Paul Oppenheim (1948). "Studies in the Logic of Explanation". In: *Philosophy of Science*, 135–175.
- Hudson, Hud (1994). *Kant's Compatibilism*. Ithaca: Cornell University Press.
- Imhof, Silvan (2006). "Ontologische Argumente". In: *P.F. Strawson - Ding und Begriff/Object and Concept*. Hrsg. von Sarah-Jane Conrad und Silvan Imhof. Heusenstamm:ontos Verlag, 189–216.
- Jacquet, Dale (2011). "Descartes' Arguments for the Mind-Body Distinction". In: *Just the Arguments. 100 of the Most Important Arguments in Western Philosophy*. Hrsg. von Steven Barbone und Michael Bruce. Malden: Wiley-Blackwell Publishing, 290–296.
- James, William (2014). *Pragmatism: A New Name for some old Ways of Thinking*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Jamieson, Dale (2009). "What Do Animals Think?" In: *The Philosophy of Animal Minds*. Hrsg. von Robert W. Lurz. Cambridge: Cambridge University Press, 15–34.
- Jamieson, Dale und Mark Bekoff (1992). "On Aims and Methods of Cognitive Ethology". In: *Proceedings of the Biennial Meeting of the Philosophy of Science Association* 1992, 110–124.
- Jeffrey, Richard (1983). *The Logic of Decision*. Chicago: University of Chicago Press.
- (1985). "Animal Interpretation". In: *Actions and Events, Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. Hrsg. von Ernest LePore und Brian McLaughlin. Oxford: Basil Blackwell, 481–487.
- Johnston, Mark (1985). "Why Having a Mind Matters". In: *Actions and Events, Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. Hrsg. von Ernest LePore und Brian McLaughlin. Oxford: Basil Blackwell, 408–426.
- Kant, Immanuel (1785). *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. Zitiert nach: Weischedel 1968, 11–102.

- Kim, Jaegwon (2003). "Chisholm's Legacy on Intentionality". In: *Metaphilosophy* 34.5, 649–662.
- Kripke, Saul A. (1982). *Wittgenstein on Rules and Private Language*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- LePore, Ernest und Brian McLaughlin, Hrsg. (1985). *Actions and Events. Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. Oxford: Basil Blackwell.
- Lepore, Ernie (2004). "An Interview with Donald Davidson". In: *Davidson 2004*, 77–86.
- Lurz, Robert W., Hrsg. (2009). *The Philosophy of Animal Minds*. Cambridge: Cambridge University Press.
- (2011). *Mindreading Animals*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Malcolm, Norman (1973). "Thoughtless Brutes". In: *Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association* 46, 5–20.
- Manser, Marta B. (2013). "Semantic Communication in Vervet Monkeys and other Animals". In: *Animal Behaviour* 86.3, 491–496.
- Matthews, Robert J. (2011). "Measurement-Theoretic Accounts of Propositional Attitudes". In: *Philosophy Compass* 11.6, 828–841.
- Mill, John S. (2011). *A System of Logic, Ratiocinative and Inductive: Volume 1*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Millikan, Ruth G. (2005). *Language: A Biological Model*. Oxford: Clarendon Press.
- Moser, Paul K. (1983). "Rationality without Surprises: Davidson on Rational Belief". In: *Dialectica* 37.3, 221–226.
- Nida-Rümelin, Julian (2005). *Über menschliche Freiheit*. Stuttgart: Reclam.
- O'Connor, Timothy und Constantine Sandis, Hrsg. (2013). *A Companion to the Philosophy of Action*. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Patzig, Günther, Hrsg. (1994). *Funktion, Begriff, Bedeutung: fünf logische Studien / Gottlob Frege*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Perler, Dominik und Markus Wild, Hrsg. (2005). *Der Geist der Tiere*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Pfeifer, Rolf und Josh Bongard (2007). *How the Body Shapes the Way We Think: a New View of Intelligence*. Cambridge, MA: MIT Press.
- Pietroski, Paul M. (2013). "Event Variables and their Values". In: *A Companion to Donald Davidson*. Hrsg. von Ernie Lepore und Kirk Ludwig. Chichester: Wiley Blackwell, 93–125.
- Pinker, Steven (1994). *The Language Instinct*. London: Allen Lane, Penguin Press.
- Preston, John (2008). *Kuhn's The Structure of Scientific Revolutions*. London: Continuum Press.
- Queloz, Matthieu (2017). "Two Orders of Things: Wittgenstein on Reasons and Causes". In: *Philosophy* 92.3, 369–392.
- Quine, Willard V. O. (1953a). *From a Logical Point of View, Nine Logico-Philosophical Essays*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- (1953b). "Identity, Ostension, and Hypostasis". In: *From a Logical Point of View*, 65–79.
- (1953c). "Identity, Ostension, and Hypostasis". In: *From a Logical Point of View*, 65–79.
- (1953d). "On What There Is". In: *From a Logical Point of View*, 1–19.
- (1957). "Speaking of Objects". In: *Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association* 31, 5–22.

- (1969). “Ontological Relativity”. In: *Ontological Relativity*, 26–68.
- (1982). *Methods of Logic*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- (1985). “Events and Reification”. In: *Actions and Events. Perspectives on the Philosophy of Donald Davidson*. Hrsg. von Ernest LePore und Brian McLaughlin. Oxford: Blackwell, 162–171.
- Rainone, Antonio (1999). “Thirty-five Years after „Actions, Reasons, and Causes“: What Has Become of Davidson’s Causal Theory of Action?” In: *Interpretations and Causes, New Perspectives on Donald Davidson’s Philosophy*. Hrsg. von Mario De Caro. Dordrecht: Kluwer Academic Publishers, 125–135.
- Rescorla, Michael (2013). “Rationality as a Constitutive Ideal”. In: *A Companion to Donald Davidson*. Hrsg. von Ernie Lepore und Kirk Ludwig. Chichester: Wiley Blackwell, 472–488.
- Schröder, Severin (2001). “Are Reasons Causes? A Wittgensteinian Response to Davidson”. In: *Wittgenstein and Contemporary Philosophy of Mind*. Hrsg. von Severin Schröder. Basingstoke: Palgrave, 150–170.
- Searle, John R. (1980). “Minds, Brains, and Programs”. In: *The Behavioral and Brain Sciences* 3, 422–424.
- (1994). “Animal Minds”. In: *Midwest Studies in Philosophy* 19, 206–219.
- Seyfarth, Richard M., Dorothy L. Cheney und Peter M. Marler (1980). “Vervet Monkey Alarm Calls: Semantic Communication in a Free-ranging Primate”. In: *Animal Behaviour* 28, 1070–1094.
- Sievers, Christine und Thibaud Gruber (2016). “Reference in Human and Nonhuman Primate Communication: What does it take to refer?” In: *Animal Cognition* 19.4, 759–768.
- Singer, Peter (1975). *Animal Liberation: a new Ethics for our Treatment of Animals*. New York: HarperCollins.
- Sober, Elliott (2009). “Parsimony and Models of Animal Minds”. In: *The Philosophy of Animal Minds*. Hrsg. von Robert W. Lurz. Cambridge: Cambridge University Press, 237–257.
- Stoecker, Ralf (2013). “Davidson”. In: *A Companion to the Philosophy of Action*. Hrsg. von Timothy O’Connor und Constantine Sandis. Chichester: Wiley Blackwell, 598–605.
- Stout, Rowland (2013). “Deviant Causal Chains”. In: *A Companion to the Philosophy of Action*. Hrsg. von Timothy O’Connor und Constantine Sandis. Chichester: Wiley Blackwell, 159–165.
- Strawson, Peter F. (1959). *Individuals*. New York: Routledge.
- (1974). “Freedom and Resentment”. In: *Freedom and Resentment and Other Essays*. London: Menthuen, 1–28.
- Turing, Alan M. (1950). “Computing Machinery and Intelligence”. In: *Mind* 49, 433–460.
- VanFraassen, Bas (1980). *The Scientific Image*. Oxford: Oxford University Press.
- Weischedel, Wilhelm, Hrsg. (1968). *Immanuel Kant, Werkausgabe Band VII*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wild, Markus (2006). *Die Anthropologische Differenz*. Berlin: deGruyter.
- (2008). *Tierphilosophie zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- (2010). *Biosemantik*. Habilitationsschrift, Humboldt-Universität Berlin.

- Wittgenstein, Ludwig (1953). *Philosophische Untersuchungen*. Zitiert nach: Wittgenstein 1984b, 225–580.
- (1965). *Eine Philosophische Betrachtung (Das braune Buch)*. Zitiert nach: Wittgenstein 1984a, 117–282.
 - (1984a). *Werkausgabe Band 1*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
 - (1984b). *Werkausgabe Band 5*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Zuberbühler, Klaus, Dorothy L. Cheney und M. Seyfarth Robert (1999). “Conceptual Semantics in Nonhuman Primate”. In: *Mind* 49, 433–460.